JOSEPH SCHUMACHER

WIDER DIE FALSCHE GNOSIS

GLAUBENSVERKÜNDIGUNG IM LESEJAHR A

VORWORT

Es gibt heute eine neue Gnosis. Konsequent unterwandert sie die Verkündigung der Kirche und auch ihre Pastoral. In ihr begegnet uns die „Philosophie“ des „Neuen Zeitalters“. Sie spekuliert über den Glauben der Kirche und verfremdet ihn subjektivistisch. In ihr tritt an die Stelle der Annahme der verpflichtenden Offenbarung die Konstruktion des menschlichen Geistes. Dabei ist die „Philosophie des Neuen Zeitalters“ extrem wandelbar. Sie erhebt den Anspruch, rational zu sein, ist jedoch gänzlich irrational. Sie will tolerant sein, ist jedoch zutiefst totalitär. In ihr erfährt die alte Gnosis, mit der sich einst die Kirchenväter auseinandersetzten, eine Renaissance. Wenn sie sich heute in der Kirche, aber auch in der Welt erfolgreich etabliert, so geschieht das unmerklich. Die hier dokumentierten Predigten wollen im Anschluss an die Lesetexte der Sonn- und Feiertage das Glaubensgut der Kirche im Geist der Kirchenväter in seiner Tiefe darstellen, deuten und aktualisieren. Dieser Predigtband ist Teil einer Trilogie. Die zwei folgenden Bände, die sich an die Lesejahre B und C anlehnen, tragen dem Titel „Trost in der Bedrängnis“ und „Wachet und betet“. Die Predigten dieser Trilogie wurden in den Jahren 2010 bis 2013 in Freiburg im Breisgau in der Martinskirche, der ältesten Kirche der Stadt, gehalten. Sie möchten den interessierten Gläubigen den ganzen Glauben vermitteln und den Predigern dazu verhelfen, das Glaubensgut der Kirche zeitkritisch an die Menschen heranzutragen und authentisch zu erklären.

Freiburg i. Br. am Christkönigsfest des Jahres 2015

Joseph Schumacher

INHALTSVERZEICHNIS

1. Adventssonntag	9
2.Adventssonntag	13
3. Adventssonntag	17
4. Adventssonntag	20
Hochfest der Geburt des Herrn	23
Das Fest der Heiligen Familie	28
Hochfest der Gottesmutter Maria (Neujahrstag)	31
2. Sonntag nach Weihnachten	35
Fest der Erscheinung des Herrn	39
Fest der Taufe des Herrn	44
2. Sonntag im Jahreskreis	49
3. Sonntag im Jahreskreis	54
4. Sonntag im Jahreskreis	59
5. Sonntag im Jahreskreis	63
6. Sonntag im Jahreskreis	69
7. Sonntag im Jahreskreis	73
8. Sonntag im Jahreskreis	77
9. Sonntag im Jahreskreis	81
1. Fastensonntag	84
2. Fastensonntag	90
3. Fastensonntag	93
4. Fastensonntag	98
5. Fastensonntag (Passionssonntag)	102
6. Fastensonntag (Palmsonntag)	107
Gründonnerstag	110
Ostersonntag	115
Ostermontag	119
2. Sonntag der Osterzeit (Weißer Sonntag)	122

3. Sonntag der Osterzeit 126
4. Sonntag der Osterzeit 131
5. Sonntag der Osterzeit 136
6. Sonntag der Osterzeit 140
Christi Himmelfahrt 145
7. Sonntag der Osterzeit 149
Pfingstsonntag 152
Pfingstmontag 157
Dreifaltigkeitssonntag 161
Fronleichnam 165
13. Sonntag im Jahreskreis 168
14. Sonntag im Jahreskreis 172
15. Sonntag im Jahreskreis 177
16. Sonntag im Jahreskreis 181
17. Sonntag im Jahreskreis 185
18. Sonntag im Jahreskreis 190
19. Sonntag im Jahreskreis 195
20. Sonntag im Jahreskreis 198
21. Sonntag im Jahreskreis 203
22. Sonntag im Jahreskreis 208
23. Sonntag im Jahreskreis 212
24. Sonntag im Jahreskreis 216
25. Sonntag im Jahreskreis 221
26. Sonntag im Jahreskreis 225
27. Sonntag im Jahreskreis 229
28. Sonntag im Jahreskreis 233
29. Sonntag im Jahreskreis 236
30. Sonntag im Jahreskreis 241
31. Sonntag im Jahreskreis 246
Allerheiligen 251

Allerseelen 255
32. Sonntag im Jahreskreis 258
33. Sonntag im Jahreskreis 262
34. Sonntag im Jahreskreis (Christkönigsfest) 266
Dokumentation der Predigten des Lesejahres A 2010/2011 273

1. ADVENTSSONNTAG

„DIE STUNDE IST DA, DASS WIR VOM SCHLAF AUFSTEHEN“

Der schlafende Christ ist das Thema dieses ersten Adventssonntags. Von ihm ist die Rede in den beiden Lesungen, die wir soeben vernommen haben, und von der schlafenden Christenheit. Für den schlafenden Christen gibt es keinen Advent und damit auch kein Weihnachten, äußerlich vielleicht, aber nicht im eigentlichen Sinn.

Der Schlaf ist ein Bild für unseren schwachen Glauben, für unsere kraftlose Hoffnung und für unsere erkaltete Liebe. Wir brennen nicht mehr für Christus und seine Kirche. Selbst die Glaubensverkündigung ist schwach geworden in der Gegenwart. Vielfach verliert sie sich in Banalitäten, nicht selten verfehlt sie den Tenor der Botschaft Jesu und der Kirche der Jahrhunderte, und oft erschöpft sie sich in billiger Kritik und überheblicher Besserwisserei. Und viele haben sich den Werken der Finsternis zugewandt, den Vergnügungen, der Ausschweifung, der Unzucht, dem Streit und der Eifersucht. Und wir, wenn wir uns von Exzessen ferngehalten haben, dann haben wir uns doch auf subtile Weise einschläfern lassen, indem wir uns in vielem der Welt angepasst haben, indem wir in vielem das Denken einer gottfernen Welt in uns haben einsickern lassen. Die Leitbilder, die Ziele, die Wünsche und der Lebensstil dieser Welt haben in manchem gar die Botschaft der Kirche neutralisiert. Der Kirche - und der Christenheit schon lange - fehlt heute nicht selten das Profil, der Kirche vor allem auf der unteren Ebene.

Wir schlafen, das heißt: Wir überlassen das Feld dem Fürsten dieser Welt, derweil wir als Zeugen Christi die Welt verwandeln sollen. Wir lassen uns beeindrucken von dem Egoismus und der Verantwortungslosigkeit jener,

die nur das Diesseits und ihr eigenes Fortkommen kennen, die an der Wahrheit nicht interessiert sind, wenn sie nur gut ankommen und von den Menschen gelobt werden. Nicht die Ewigkeit bestimmt allzu oft unser Denken und Handeln, allzu oft denken und handeln wir nur noch rein pragmatisch.

Fremdlinge sollen wir sein in dieser Welt, aber davon kann im Allgemeinen bei den Christen keine Rede mehr sein. Wenn es bei uns so ist, wenn wir uns bemühen, wie Fremde in dieser Welt zu leben, und wenn es uns bis zu einem gewissen Grad gelingt, dann danken wir Gott.

Durch Betrieb und Vergnügen schläfern wir immer neu unser Gewissen ein. Das Salz unsere Hoffnung ist schal geworden. Oft hat man den Eindruck, dass wir alle nach dem Motto leben „lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“. So sagt es der heilige Paulus (1 Kor 15, 32).

Viele von uns beten vielleicht, ziehen sich jedoch darauf zurück und lassen es dabei bewenden. Beten allein aber ist zu wenig, denn Gott wirkt nicht ohne uns. Durch Gebet können wir uns nicht freikaufen von unserem christlichen Weltauftrag, von unserer Distanzierung gegenüber der Welt und dem Bemühen, die Welt zu verwandeln. Wir dürfen uns dem „guten Kampf“, von dem der heilige Paulus so oft spricht (1 Tim 1, 18), nicht entziehen. Das gilt sicherlich primär für die Hirten, aber nicht nur für sie.

Der schlafende Christ, ein schlafendes Christentum ist indessen harmlos für die Welt. Ihm gegenüber kann sie sich die Verfolgung ersparen.

Im Moment geht es uns gut, wenn wir schlafen, aber nur im Moment. Denn was wir verschlafen haben, das kommt uns erst zum Bewusstsein, wenn wir aufwachen. Wenn wir nicht bereit sind für das Kommen Gottes, können wir

nicht in das ewige Leben eingehen.

Allein, wir leiden an einer schwer wiegenden Untugend, an der Untugend der Vermessenheit. Der Vermessene lebt in einer Hoffnung, die kein Fundament hat. Das ist ein wichtiger Punkt: Uns fehlt es schon an der Motivation, unseren eigenen Weg zu gehen und dafür Verkennung und Verfolgung in Kauf zu nehmen. Daran erinnert uns das Evangelium des heutigen Sonntags: Wenn der Menschensohn kommt, heißt es da, „dann wird der eine mitkommen, der andere aber zurückbleiben“ (Mt 24, 40). Der Übermut und die Sorglosigkeit im Blick auf die Ewigkeit, wovon in diesem Evangelium die Rede ist, beschreiben genau unsere Situation, unsere persönliche Situation und auch die Situation in der Kirche von heute und erst recht die Situation in der Christenheit.

Die einen sagen: „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“, die anderen sagen: „Selbst wenn es eine Ewigkeit geben sollte, ist alles halb so schlimm, Gott kann doch nur am Ende alles gut sein lassen“.

Unser Evangelium spricht jedoch eine andere Sprache, und so tut es auch die Kirche der Jahrhunderte, und wir müssen aufpassen, dass wir uns keinen Gott nach unserem eigenen Geschmack zurechtmachen, einen Gott, der eine Projektion unserer Wünsche wäre. Im Gleichnis von dem königlichen Hochzeitsmahl, von dem uns der Evangelist Matthäus berichtet, werden von den zehn Jungfrauen fünf nicht eingelassen (Mt 25, 1 - 13).

Aufstehen vom Schlaf, das bedeutet die innere Umkehr vollziehen. Sie meint die Abkehr von der Welt und die Hinkehr zu Gott. Nicht Weltflucht meint sie, sondern Beurteilung der Welt aus der Perspektive Gottes und von der Ewigkeit her und die Hinführung der Welt zu Gott; sie meint, dass wir die anderen nicht ihrem Schicksal überlassen, wenn es uns nur gut geht.

Wer das Evangelium verkünden will, muss es sich zuerst selber zu Eigen gemacht haben. Daher müssen wir uns in diesen Tagen mit Gott versöhnen, nach Möglichkeit in einer guten Beichte. Auch wenn wir keine schwere Sünde getan haben, wird die Bußandacht das nicht erreichen.

Bei einem protestantischen Autor las ich vor einiger Zeit: Die Katholiken haben weniger Angst, sie meistern das Leben besser, weil sie die Beichte haben. Mir drängte sich die Frage auf: Haben wir sie wirklich noch?

Die Nacht ist fortgeschritten. Jetzt ist unser Heil näher, als da wir zum Glauben kamen. Wer von uns weiß, ob für ihn heute nicht das letzte Kirchenjahr beginnt, ob die Zeit für ihn nicht so weit fortgeschritten ist, dass es für ihn die höchste Zeit ist.

Nur wenn wir umkehren, werden wir unseren Weltauftrag wirklich erkennen, der vor allem darin besteht, dass wir nicht nur beten, sondern dass wir die Unannehmlichkeiten des Widerspruchs der Welt in Kauf nehmen, unter Umständen auch innerhalb der Kirche und der Christenheit, sofern sie verblendet und der Welt erlegen sind.

Wir brauchen Mut und ein tapferes Herz, aber auch tiefe Einsicht, um die Dunkelheit von dem Licht unterscheiden zu können. Das kann uns das Gebet vermitteln, aber dann fängt sie an, die Umkehr der Herzen. Sie ist auch der Weg zur wahren Weihnachtsfreude, die mehr ist als oberflächliche Gefühlsseligkeit.

Nur wer sich und die Welt wenigstens der Intention nach bereitet für das Kommen Gottes, kann ihn aufnehmen. Das gilt nicht nur für das endgültige Kommen Gottes, das gilt auch für sein verborgenes Kommen an diesem Weihnachtsfest. Amen.

2. ADVENTSSONNTAG

„BEREITET DEN WEG DES HERRN, MACHT GERADE SEINE PFADE“

Die beherrschende Gestalt des heutigen Sonntags ist Johannes der Täufer. Ohnehin steht er im Zentrum des Betens und der Verkündigung der Kirche in diesen Wochen der Adventszeit. Seine Persönlichkeit sollte uns ein Vorbild sein, nicht nur in den Tagen der Vorbereitung auf das Fest der Geburt Christi, seine Botschaft gibt uns Weisung für unser Leben, und seine Fürsprache will uns eine Hilfe sein, dass wir sein Beispiel nachahmen. Wir sollten ihn anrufen.

Johannes erinnert uns an die großen Prophetengestalten des Alten Bundes. Er ist ganz von Gott und von der Berufung, die Gott ihm hat zuteil werden lassen, erfüllt. Er lässt sich nicht beirren durch das falsche Denken seiner Zeit, durch die Erwartung oder durch die Drohung der Menschen. Der Wahlspruch des seligen Kardinals Clemens August von Galen († 1946), der einst der braunen Herrschaft furchtlos widerstanden hat, lautete: Weder durch Lob noch durch Angst, „nec laudibus nec timore“. Weder durch Lob noch durch Angst wollte er sich zum Schweigen bringen lassen. Genau das ist die Haltung, die Johannes der Täufer, beispielhaft für einen jeden von uns, in einem ganz großen Format gelebt hat.

Wir alle sind sehr anfällig für Lob und Schmeichelei und schnell weichen wir dem Druck von außen her. Gerade heute wird Manches gesagt und getan um der Anerkennung und um des Beifalls der Massen willen oder aus Angst vor Missachtung oder Verfolgung. Um der Anerkennung willen wird oft die Wahrheit frisiert oder verdreht, wenn nicht gar verschwiegen. Und wer das Instrument der Schmeichelei gut zu spielen versteht, der kann sich die Menschen leicht gefügig machen. Dabei muss jedoch zugestanden wer-

den, dass es tatsächlich zuweilen nicht ganz einfach ist, Schmeicheleien von ehrlichen Aussagen zu unterscheiden. Zudem: Wer ist nicht anfällig für Schmeicheleien? Nicht von ungefähr beten wir täglich im Vaterunser: Und führe uns nicht in Versuchung.

Nicht weniger wirksam als die Schmeichelei ist die Drohung, das Spekulieren mit der Angst, die Einschüchterung, der Druck. Auch das ist heute ein bedeutendes Mittel, Macht auszuüben über die Menschen, sie sich gefügig zu machen. In großem Stil geschieht das heute durch die Massenmedien. Wer möchte sich schon zerreißen lassen von diesem mächtigen Kartell? Die Versuchung ist groß, auf Drohung hin nachzugeben und aus Angst im Alltag alle Prinzipien und Grundsätze aufzugeben. Leichfertig beruhigen wir dann unser Gewissen damit, dass wir uns sagen: Das ist heute nun einmal so, die Zeiten haben sich geändert, und so reden und handeln sie doch alle.

Johannes der Täufer zeichnet sich dadurch aus, dass er mehr nach innen horcht als nach außen, und er zeichnet sich dadurch aus, dass er nach oben schaut, nicht nach unten. Darum geht er unbeirrt seinen Weg, lebt er ganz seiner Berufung, lässt er sich gar nicht ein auf die Versuchung, populär zu sein. Er weiß: Nicht Gott muss für die Menschen zurechtgestutzt werden, sondern es müssen die Menschen sich bereit machen für Gott.

Paulus drückt das später so aus: Wollte ich Menschen gefallen, so wäre ich nicht Christi Knecht (Gal 1,10). Vielen, die formell Knechte Christi sind, ist das heute ganz egal, das ist die Wahrheit.

Johannes der Täufer weiß: Nicht darauf kommt es an, dass er ein bequemes Leben hat, sondern dass Gott die Ehre gegeben und die Wahrheit bezeugt wird. Johannes ist ein absolut eigenständiger Mensch, und großes Stehver-

mögen zeichnet ihn aus. Er bleibt sich selber treu bis in die Einsamkeit des Kerkers hinein, durch alle Anfechtungen hindurch - wer wird nicht angefochten? - bis hin zu seinem grausamen Sterben.

Man wird immer wieder tief bewegt, wenn man das Leben dieses großen Gottesmannes betrachtet und auf sich wirken lässt. Wie ein gewaltiger Stern hat er eine Weile die Geschichte erleuchtet, wenn auch nur in einem Winkel der Erde, aber sein Leben gehört in die Geschichte des Heiles. Daher verfällt er nicht dem Vergessen der Geschichte. Bis zum Jüngsten Tag wird die Christenheit in Johannes dem Täufer das Idealbild eines Christus-Jüngers sehen. Sein äußeres Scheitern war in Wirklichkeit sein Sieg. In ihm ist er dem ähnlich geworden, dessen Vorläufer er sein sollte. Dieser charakterisiert ihn als den Größten, den je eine Frau zur Welt gebracht hat. Von Persönlichkeiten und Propheten, wie sie uns beispielhaft im Täufer vom Jordan begegnen, von ihnen lebt die Welt. Hätten wir mehr von seiner Art, stünde es besser um uns in Kirche und Welt.

Gerade in einem Zeitalter des Massenmenschentums, da so viele mit den Wölfen heulen und die persönliche Verantwortung nur wenig zählt, da das Gewissen für allzu viele allzu wenig bestimmend ist, so sehr sie sich auf ihr Gewissen berufen, bedarf es der Menschen, denen die Wahrheit wichtiger ist als ihr Leben.

Der Täufer belehrt uns nicht nur durch sein Leben, er tut das auch durch seine Botschaft. Er predigt die Umkehr. Damit meint er, dass wir dem Herrn einen Weg bereiten und Früchte der Bekehrung bringen. Und er warnt seine Zuhörer: Wenn sie nicht entschlossen die Zeit nutzen, so werden sie dem Zorngericht Gottes verfallen. Dem Herrn einen Weg bereiten, das kann nur geschehen durch eine konkrete Änderung des Lebens, durch eine Änderung, die sichtbar wird in Werken der Gottesverehrung und in

Werken der Nächstenliebe. Letztere aber umfassen zugleich das Wohl des Leibes und der Seele.

Der Entscheidungscharakter der Botschaft des Christentums wird heute leider oft unterschlagen. Man tritt leise, weil man meint, die Härte der Botschaft den Menschen nicht zumuten zu können. Was die Botschaft des Christentums meint, das erfahren wir, wenn wir unvoreingenommen unserem Adventsprediger zuhören. Es geht in ihr um alles. Es geht in ihr um Leben und Tod, um Zeit und Ewigkeit.

Die Rede des Täufers ist hart, so hart wie die Rede dessen, der nach ihm kam, von dem es einmal im Neuen Testament heißt, dass ihn viele verließen wegen der Härte seiner Rede (Joh 6, 66). Diese Härte will und darf uns nicht ängstigen, aber sie muss uns zur Entschlossenheit bewegen, sie muss uns vor faulen Kompromissen bewahren und uns in der Tiefe unserer Existenz ansprechen.

Die Persönlichkeit des Täufers ist ein leuchtendes Vorbild für uns. Mit Gottes Gnade können wir prophetische Menschen sein, wie er es gewesen ist, Menschen, die die Wahrheit ohne Angst sagen und kompromisslos vertreten, die sich nicht einfangen lassen durch Schmeichelei und unehrliches Gerede und die nicht dem Druck der Mächtigen dieser Welt weichen.

Die entscheidende Wahrheit unseres Lebens ist die Botschaft des Täufers von der Umkehr. Er hat sie nicht nur verkündet, er hat sie auch gelebt und in eindrucksvoller Weise veranschaulicht. Die Botschaft von der Umkehr meint unsere Vorbereitung auf das immer neue Kommen Christi durch Früchte der Umkehr. Sie veranschaulicht nicht nur der Täufer, in immer neuen Farben und Akzenten veranschaulichen sie auch die zahllosen Heiligen in der Geschichte der Kirche. Mit besonderer Leuchtkraft geschieht das

im Leben der Mutter Jesu, der armen und demütigen Magd von Nazareth. Die Fürsprache des Täufers und der Heiligen begleitet uns, wenn wir uns ihnen zuwenden. Amen.

3. ADVENTSSONNTAG

„FÜR WAS SEID IHR HINAUSGEGANGEN IN DIE WÜSTE? WAS WOLLTET IHR SEHEN?“

In diesen adventlichen Tagen wird uns in der Liturgie der Kirche wiederholt die Gestalt des Johannes des Täufers vor Augen gestellt. Johannes der Täufer hat einst die Menschen auf das weltgeschichtliche Ereignis der Erlösung vorbereitet, durch sein Leben und durch seine Predigt hat er dem Erlöser den Weg bereitet. Als Wegbereiter Christi ist er für uns ein Vorbild. Zwar ist seine Größe unerreichbar für uns, aber seine Aufgabe ist irgendwie auch die unsere, denn auch wir sollen Christus den Weg in diese Welt bereiten. Nur so können wir den Weg zum Leben, zum ewigen Leben, finden.

Jesus bewundert den Täufer und nennt ihn die größte Gestalt der alttestamentlichen Heilsgeschichte. Seine Größe besteht vor allem in der Konsequenz, die sein Leben bestimmt. Er fürchtet sich nicht vor den Menschen, umso mehr aber fürchtet er Gott, der ihn berufen hat, eine große Aufgabe in seinem kurzen Erdenleben zu erfüllen.

Er ist nicht wie ein Schilfrohr im Wind. Das Schilfrohr folgt dem Wind, je nachdem aus welcher Richtung dieser kommt. Ihm fällt es nicht ein, sich dem Wind entgegenzustellen. Das aber tut Johannes der Täufer, er stellt sich dem Wind entgegen. Er denkt und handelt nicht wie alle handeln und

denken. Er lebt nicht nach der Devise: Wie komme ich am besten an und wie komme ich am besten durch. Er beruft sich nicht nur auf sein Gewissen, er hat auch eines. Er geht seinen eigenen Weg. Er hat den Mut, sich unpopulär zu machen. Er sagt Dinge, die man nicht gern hört, wenn er vom Zorn Gottes und vom Gericht Gottes und von der Ewigkeitsbedeutung des gegenwärtigen Augenblicks spricht und wenn er für die Forderungen Gottes eintritt, ohne Abstriche zu machen. Dabei wird er nicht allgemein abgelehnt, jedenfalls nicht zunächst. Eine Zeitlang fasziniert er tatsächlich nicht wenige, aber diese Faszination ist nicht von Dauer. Das bekümmert den Täufer jedoch nicht sehr. Deshalb denkt er nicht daran, seine Botschaft zu frisieren, um besser anzukommen, wie es immer wieder der Versuchung der Menschen entspricht, zumal, wenn sie nur schwache Überzeugungen haben - gerade heute eine sehr verbreitete Erscheinung. Der Täufer hat den Mut, seine Überzeugung und sein Zeugnis gar durch den Tod zu besiegeln.

Wenn wir unser Leben mit jenem des Täufers vergleichen, werden wir beschämt. Seine geradlinige Konsequenz, seine Klarheit und seine Wahrhaftigkeit sind heute selten geworden in der Kirche, bei den Hirten wie auch bei der Herde.

Die Feigheit der Christen breitet sich heute mehr und mehr aus, ja, sie nimmt bedenkliche Ausmaße an in unserer Gegenwart. Allzu viele denken und handeln, wie alle denken und handeln. Die öffentliche Meinung und die Propaganda treten vielmals an die Stelle unserer eigenen Verantwortung. Wir lassen uns durch sie vorschreiben, wie wir zu denken und zu handeln haben. Häufig gehen wir den Weg des geringsten Widerstandes, damit wir keinen Ärger bekommen. Und wir bezeichnen das dann noch als Klugheit und machen so aus unserem Versagen eine Tugend.

Darum wird der Einfluss von Christentum und Kirche in der Welt immer

geringer. Ein angepasstes Christentum und eine weltförmige Kirche werden immer weniger das Interesse der Menschen erregen. Würde die Kirche mehr Profil haben, gäbe es auch mehr Kirchenbesucher und auch mehr Priester- und Ordensberufe.

Wer Christus den Weg bereiten will, der muss klare Entscheidungen fällen und eine eindeutige Sprache sprechen. Er darf sich nicht vor Konflikten fürchten, er muss die Wahrheit sagen, ob man sie hören will oder nicht. Zuvor freilich muss er die Wahrheit leben.

Johannes handelt sich für seine Geradlinigkeit Kerker und Tod ein. Damit erweist er sich als echter Jünger Christi. Von solchen Zeugen lebt die Kirche, nicht nur am Anfang ihrer Geschichte.

Es kann uns trösten, wenn auch ein solcher Zeuge eine Zeitlang den Boden unter den Füßen verliert und in Zweifel gerät. So müssen wir seine bange Frage verstehen. Eine Zeitlang weiß er nicht mehr ein noch aus. Das ist die Zeit, da er im Kerker ist und auf seinen Tod wartet. Dann fängt er sich jedoch wieder und geht tapfer in den Tod, weil er sich dessen bewusst geworden ist, dass Gott seinen treuen Zeugen nicht verlässt.

Johannes der Täufer, sein Leben und sein Wirken müssen uns ein Anlass sein, Gewissenserforschung zu halten. Seine Entschiedenheit muss uns unsere Unentschiedenheit bewusst machen, seine Tapferkeit muss uns unsere Ängstlichkeit und Zaghaftigkeit vor Augen führen. Johannes entlarvt unser weltförmiges und erschlafftes Christentum, dass allen Konflikten aus dem Wege geht, in dem unsere eigene Bequemlichkeit mehr zählt als die Wahrheit Gottes. Er erinnert uns in eindrucksvoller Weise daran, dass die Wahrheit stets unbequem ist, für den, der sie hört, aber auch für den, der sie vertritt, der für sie eintritt. Dem Täufer bringt sie den Tod. Aber - das lehrt uns

das Sterben des Täufers, aber auch das Sterben dessen, dem der Täufer vorangegangen ist - die Wahrheit ist stärker als der Tod, denn sie kann nicht sterben. Die Wahrheit ist ewig, sie ist identisch mit Gott. In der Menschwerdung des göttlichen Logos hat sie eine sichtbare Gestalt angenommen. Christus erklärt in den Abschiedsreden an seine Jünger vor seinem Tod im Johannes-Evangelium: „ Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14, 6). Allein die Wahrheit ist der Weg zum Leben. Amen.

4. ADVENTSSONNTAG

„SIEHE, DIE JUNGFRAU WIRD EMPFANGEN UND EINEN SOHN GEBÄREN“

Für den christlichen Advent steht nicht nur Johannes der Täufer, auch Maria, die Mutter des Erlösers, steht für ihn. Beide haben sie aus der Haltung der Erwartung und der Hoffnung gelebt und all ihr Sinnen und Trachten auf den ewigen Gott gesetzt. Sie haben das jedoch auf je verschiedene Weise getan. Johannes hat ein Leben der Buße geführt und seine ganze Kraft eingesetzt für die Verkündigung der Wahrheit vom Kommen Gottes und von der Bereitung des Menschen für dieses Kommen. Dabei war ihm der Auftrag Gottes wichtiger als sein eigenes Leben. Die Erwartung und die Hoffnung Mariens hingegen waren bestimmt von ihrer Bereitschaft, die Magd des Herrn zu sein und sich in dankbarer Gelassenheit ganz in den Dienst Gottes zu stellen. Dabei war sie geprägt von jener stillen Freude, die zu allen Zeiten denen geschenkt wird, die auf Gott hören und sein Wort zur Mitte ihres Lebens machen und die auf die Ewigkeit Gottes hin leben.

Maria und Johannes haben in Beständigkeit und Geduld auf Gott geschaut. Dabei waren sie getragen von dem Vertrauen auf die Treue Gottes, der uns

nicht verlässt, wenn nicht wir ihn zuvor verlassen haben.

Maria und Johannes, die zwei adventlichen Heiligen, wollen uns Vorbilder sein in der Hoffnung und in der Erwartung, Johannes mit seinem Leben der Buße und mit seinem kompromisslosen Eintreten für die Wahrheit, Maria mit ihrer demütigen Hingabe an Gott und mit ihrer dankbaren und heiteren Gelassenheit.

Heute werden wir dazu aufgefordert, in der Gemeinschaft mit ihnen in Erwartung und Hoffnung dem immer neuen Kommen Christi entgegenzugehen, wobei dieser uns am Festtag seiner Geburt in besonders reichem Maße beschenken will, bis er einst in Herrlichkeit kommen wird auf den Wolken des Himmels, wie es die Schrift sagt.

Stand an den beiden vergangenen Sonntagen Johannes im Mittelpunkt des Evangeliums, so nimmt heute Maria diesen Platz ein. Das ist Grund genug für uns, an diesem Morgen des vierten Adventssonntags einen Blick auf sie zu werfen und die Gestalt ihrer Erwartung und Hoffnung ein wenig näher in Augenschein zu nehmen.

Maria, die Mutter des Erlösers, die Ersterlöste und das Urbild der Kirche, hat in früheren Zeiten größere Verehrung gefunden in der Kirche als heute. Viele von uns haben es vergessen, dass Maria der sicherste Weg zu Gott ist. Und dass sie uns Geborgenheit schenkt und dass sie die Überwinderin aller Irrtümer ist. So sagen es schon die Kirchenväter im christlichen Altertum. Unser Glaubensleben wird lebendiger, wenn wir Maria den ihr darin zukommenden Platz geben. Und unsere Gebete können wir mit neuem Leben füllen, wenn wir mehr auf sie schauen. Sie steht neben ihrem göttlichen Sohn und führt uns zu ihm, wenn wir uns ihrer Führung anvertrauen. Durch ihr Leben zeigt sie uns, wie wir der immer neuen Ankunft Christi in unsere

Welt entgegengehen und wie wir das Ziel unserer Hoffnung am ehesten erreichen können.

Exemplarisch ist sie in ihrer Bereitschaft für Gott, in ihrer Bereitschaft, den Willen Gottes zu erfüllen. Als die „Magd des Herrn“ hat sie sich ganz in die Hand Gottes hineingegeben, ohne zu wissen, was das bedeuten werde, welche Konsequenzen sich daraus ergeben würden. Dabei suchte sie nicht die Selbstverwirklichung, die heute so hoch im Kurs steht, sondern die Verwirklichung ihrer Berufung. Den Platz, den bei uns das eigene Ich einnimmt, nahm bei ihr gleichsam das Ich Gottes ein. Und bedeutsamer als die Gegenwart war für sie die Zukunft. Die Gegenwart zählte für sie nur, sofern sie über unser zukünftiges, über unser ewiges Schicksal entscheidet.

Ihre erste Sorge war nicht das Wohlgefallen der Menschen, sondern das Wohlgefallen Gottes. So verstand sie ihr Leben als Dienst vor Gott. Das war nicht gerade leicht für sie - wir bezeichnen sie auch als die Schmerzensmutter, die Passion ihres Sohnes war die ihre -, der Dienst vor Gott war nicht gerade leicht für sie, aber Gott stand ihr zur Seite. Darum war ihr Leben von der Freude geprägt. In der Lauretanischen Litanei rufen wir sie an als die Ursache unserer Freude. Nicht nur deshalb ist sie die Ursache unserer Freude, weil sie uns den Erlöser gebracht hat, sondern auch weil sie gänzlich in der Hingabe an Gott gelebt hat, welche die eigentliche Quelle wahrer Freude ist.

Wer sein Leben verliert, wer es an Gott verliert, der erhält es reicher zurück (Mt 10, 39). Das ist ein zentraler Satz im Evangelium. Wer sich Gott schenkt, dem belohnt es Gott hundertfach, schon in diesem Leben. Der Lohn Gottes, das ist nicht zuletzt die stille Freude der Gelassenheit, die sich stets mit dem Frieden des Herzens verbindet und uns immer jene heilige Indifferenz schenkt, in der uns nichts mehr anfechten kann.

Wenn wir in der Hingabe an den ewigen Gott mit Maria wetteifern, wenn wir wie sie von uns selber loskommen und uns mit ihr auf den Weg machen, schenkt Gott auch uns heitere Gelassenheit, inneren Frieden und heilige Unbekümmertheit, Tugenden, die uns unüberwindlich machen.

Wenn wir uns mit Maria auf den Weg machen, dann werden wir es bald verspüren, wie leicht die Sorgen werden, die uns das Leben oft so schwer machen, die Sorgen um uns selber, die Sorgen um die, die uns nahe stehen, und die Sorgen um gefährliche Entwicklungen in der Kirche und in der Welt, die ihre bösen Schatten vorauswerfen.

Die genannten Tugenden können wir nicht für Geld kaufen, aber wir können sie erwerben, indem wir unser Leben Gott schenken im Geiste jener, die sich als die „Magd des Herrn“ bezeichnet, indem wir wie Maria nicht auf das Wohlgefallen der Menschen bedacht sind, sondern auf das Wohlgefallen Gottes, und in allem den Willen Gottes zu erfüllen trachten. Amen.

HOCHFEST DER GEBURT DES HERRN

„DAS WORT IST FLEISCH GEWORDEN UND HAT UNTER UNS GEWOHNT“

Weihnachten ist nicht nur das Geburtsfest des Gottmenschen Jesus Christus, es ist auch das Geburtsfest einer erneuerten Menschheit. Indem der ewige Gott eine menschliche Natur angenommen hat, hat er dem Menschengeschlecht und damit jedem einzelnen Menschen eine unbeschreiblich hohe Würde verliehen. Das gilt unabhängig von der Erlösung, die vor 2000 Jahren der eigentliche Grund war für das Kommen Gottes in diese Welt. Daher ist es höchst angemessen, die Jahre nach der Geburt Christi zu

zählen, wie es seit 1500 Jahren geschieht in unserer Welt. Sie ist in der Tat der Höhepunkt der Geschichte, die Geburt Christi, sie ist ihre eigentliche Achse. Um den, dessen Geburt wir feiern, dreht sich alles, besser: um ihn müsste sich alles drehen, schon deshalb, weil er in seiner Geburt unsere menschliche Natur, die er wunderbar geschaffen hatte, wunderbarer erneuert hat, wie es im Tagesgebet der ersten Weihnachtsmesse heißt. Schon in seiner Menschwerdung hat er das getan, mehr noch freilich durch das, was ihr folgte, durch die Erlösung und durch die Versöhnung der Menschheit mit Gott.

Nun ist der Glaube an das Geheimnis der Menschwerdung Gottes, der Glaube daran, dass Jesus von Nazareth der Sohn Gottes im metaphysischen Sinne gewesen ist, heute bei vielen nicht mehr gegeben, nicht nur bei solchen, die der Kirche und dem Christentum fern stehen, mitunter gar bei solchen, die sie in spezifischer Weise repräsentieren oder die in ihr offiziell mit der Verkündigung des Glaubens beauftragt sind. Sie denken und sagen: Es genügt, wenn man in Jesus von Nazareth einen bedeutenden Menschen sieht, einen Menschen, der tiefe Spuren in der Welt hinterlassen hat. Vielleicht fügen sie noch hinzu, dass er die Mitmenschlichkeit beispielhaft gelebt hat oder gar, dass er in tiefer Gottverbundenheit gelebt hat. Viele leugnen heute die Gottheit des Kindes von Bethlehem, in der Tat, ausdrücklich oder durch ihr Verhalten. Diese Leugnung ist freilich nicht neu. Bereits viele von denen, die Jesus in seinem Erdenleben begegnet sind, nahmen Anstoß an ihm und an seinem Anspruch.

Einst hatte der greise Simeon bei der Darstellung des Kindes im Tempel prophetisch vorausgesagt: „Dieser wird ein Zeichen des Widerspruchs sein, er ist zum Fall und zur Auferstehung vieler gesetzt" (Lk 2, 34). Ein Zeichen des Widerspruchs - das war er in seinen Erdentagen, das war er aber auch nicht selten in späteren Jahrhunderten - bis in die Gegenwart hinein. Man

verschloss die Augen davor, und noch heute verschließt man die Augen davor, dass er geredet hat wie einer, der Vollmacht hat, dass er Werke getan hat, wie sie kein Mensch vollbracht hat. Das wird uns überliefert - glaubwürdig. Er redete wie einer, der Vollmacht hat, und er tat Werke, wie sie keiner vollbracht hat. Daran erkennen wir, dass er Gott war. Die Voraussetzung dafür ist allerdings die, dass wir guten Willens sind. So sagt es das Weihnachtsevangelium.

Bekennen wir uns bewusst zu dem Mensch gewordenen Sohn des ewigen Gottes, in demütigem Glauben, dann kommen wir nicht mehr los von ihm. Dann wird er unser ganzes Sinnen und Trachten bestimmen. Dann ist er uns präsent, dann ist er uns Trost und Kraft im Leben und im Sterben. Dann werden wir die Welt in einem ganz anderen Licht sehen, dann erkennen wir, dass Gott selber sie geheiligt hat. Es gibt keine tiefere Bejahung der Welt als jene, die aus der Menschwerdung Gottes hervorgeht. Positiver kann die Welt nicht verstanden werden, als wenn sie im Licht der Menschwerdung Gottes gesehen wird.

Wenn wir davon überzeugt sind, dass Gott als Mensch in diese Welt gekommen ist, dass er selber in ihr für einige Jahrzehnte als Mensch gelebt hat, dann müssen wir aber auch den Menschen in einem ganz anderen Licht sehen, jeden Einzelnen.

Schon im Alten Testament wird uns von der Würde des Menschen berichtet, von dem Menschen, der als die Krone der Schöpfung bezeichnet wird, der nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen ist. Da erfahren wir, dass der Mensch in seiner Geistigkeit ein Abbild seines Schöpfers ist und dass ihm somit eine hohe Würde zukommt. Wenn nun aber der ewige Gott, der Schöpfer aller Dinge, der keinen Anfang und kein Ende hat, ein Mensch geworden ist und wenn er für alle Ewigkeit eine menschliche Na-

tur in sein göttliches Geheimnis hineingenommen hat, dann hat das eine ungeheure Steigerung der Würde des Menschen zur Folge.

Wenn wir tiefer darüber nachdenken, dann erkennen wir, dass mit dem Kind von Bethlehem eine neue Menschheit beginnt, dann erkennen wir, dass Gott nicht mehr nur der Schöpfer aller Menschen ist, dass er nun auch der Bruder aller geworden ist. Im Geheimnis seiner Menschwerdung hat Gott sozusagen ein heiliges Band um die ganze Menschheit geschlungen. Das gilt in einem noch höheren Maße im Licht der Erlösung. Sie hat die Würde des Menschen gleichsam ein drittes Mal erhöht, in ihr ist der Mensch ein drittes Mal über sich selbst hinausgewachsen.

Wenn wir die Menschwerdung Gottes glauben, dann haben wir allen Grund, unser eigenes Dasein zu lieben, dann müssen wir aber auch einem jeden Menschen mit Hochachtung und Liebe begegnen. Dann darf es keinen Stolz und keine Hartherzigkeit und keine Unversöhnlichkeit mehr geben bei uns. Wenn wir glauben, dass Gott als Mensch auf dieser Erde gelebt hat, dann können wir den Menschen nicht mehr missbrauchen im Dienst unserer eigenen Interessen, im Dienst unserer Genusssucht, unserer Selbstsucht, unserer Unbeherrschtheit. Dann können wir ihn nicht mehr instrumentalisieren, nicht mehr über ihn verfügen, weder am Anfang noch am Ende seines Lebens. Dann ist schon von daher jede Form der Manipulation des menschlichen Erbgutes und des Experimentierens mit embryonalen Stammzellen undiskutabel. Undiskutabel ist dann aber auch der „Gnadentod“, den man einem alten Menschen oder einem Menschen gewährt, der unheilbar krank ist, oder den der alte oder der kranke Mensch sich selber gewährt.

Die Abtreibung und die Tötung von alten und kranken Menschen, das sind die Exponenten einer Gesellschaft, die nicht nur am Christentum irre ge-

worden ist, sondern letzten Endes gar auch an der Vernunft.

Im Lichte des Geheimnisses der Heiligen Nacht erkennen wir in jedem Menschen die Züge des Mensch gewordenen Gottessohnes.

Seit beinahe 2000 Jahren wird nun das Evangelium von der Menschwerdung Gottes verkündet, Wie wenig bestimmt es jedoch unsere Welt! Wie viel Streit gibt es! Wie oft ist der eine der Teufel des anderen! Wie sehr wird die Menschenwürde mit Füßen getreten! Unfriede, Hass und Unterdrückung bestimmen das Leben der Völker wie auch das Leben des Einzelnen. Tausendfach wird das Bild des Menschen geschändet. Die Gemeinheit ist grenzenlos und wir haben uns an sie gewöhnt. Oft ist sie vermischt mit Grausamkeit. Es gibt heute mehr Grausamkeit als je zuvor, Verführung zur Grausamkeit und ausgeführte Grausamkeit. Sie wird von skrupellosen Geschäftemachern in Bild und Wort in Illustrierten, im Fernsehen und neuerdings im Internet ins Volk hineingetragen. Wer sich heute an der Grausamkeit ergötzt, der wird sie morgen in irgendeiner Weise üben.

Der Mensch, das Bild und Gleichnis Gottes, dem Gott selber als Mensch unter Menschen zur Seite getreten ist - das ist die Wirklichkeit. Vor ihr verschließen allzu viele die Augen, und allzu viele wollen sie nicht wahr haben. Wir müssen den Hass, die Grausamkeit und die Missachtung der Menschenwürde im Zusammenhang mit dem schwindenden Glauben an das Geheimnis der Menschwerdung Gottes sehen.

Eine unmenschliche Welt wird menschlicher, wenn sie sich glaubend dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes zuwendet. Auf den Fluren Bethlehems singen die Engel von dem Frieden, der den Menschen zuteil werden soll. Dieser Friede ist der Inbegriff einer menschlichen, einer humanen Welt, einer Welt, in der man weiß um den Adel eines jeden Menschen, um

den Adel, der jedem Menschen zukommt durch den Schöpfergott und durch den Gottmenschen Jesus Christus. Die Weihnachtsbotschaft darf nicht nur geglaubt werden, sie muss auch bezeugt und verkündet werden. Amen.

FEST DER HEILIGEN FAMILIE

„DIE LIEBE IST DAS BAND DER VOLLKOMMENHEIT“

Wir begehen heute das Fest der Heiligen Familie. Ihre Geburtsstunde ist die Heilige Nacht von Bethlehem. Die Menschwerdung Gottes erfolgt in einer Familie, die schon immer der ideale Raum für die Entfaltung des Menschen ist. Gott hat sie im Paradies gestiftet, die Familie. Und er hat sie geheiligt, indem er nach seiner Menschwerdung dreißig Jahre in ihr gelebt hat. Verborgen und unerkannt verbrachte er in ihr den größten Teil seines irdischen Lebens.

Die Familie ist die erste und eindrücklichste Form menschlichen Zusammenseins und menschlichen Zusammenarbeitens. In der Familie erfährt der Mensch nach dem Willen Gottes die entscheidende Prägung für das Leben. Die Jahre der Kindheit und die Jugend sind bedeutsamer für den Menschen als alle anderen Phasen seines Lebens. In seinem späteren Leben kehrt er in seinen Gedanken und in seiner Erinnerung immer wieder zurück in diese Jahre, umso mehr, je älter er wird. Und wenn wir uns näher für einen Menschen interessieren, geht unser Interesse immer auch auf dessen Kindheit und Jugend.

Heute ist die Familie in vielfacher Weise bedroht, von außen und von innen, ja, sie unterliegt heute einem Erosionsprozess wie nie zuvor. Ihre Zer-

störung ist das erklärte Ziel bedeutender Kräfte in unserer Gesellschaft. Viele Ehen werden schon geschieden, bevor sie zu einer Familie geworden sind, wenn sie überhaupt noch geschlossen werden. Oder sie bleiben kinderlos. Verhängnisvolle Einflüsse stürmen von außen her auf die Familien ein und unterminieren sie. Schlecht ist es um das Elternrecht bestellt. Im Hinblick auf die Erziehung der Kinder durch die Eltern unterläuft der staatliche Zugriff weithin die demokratischen Prinzipien der Subsidiarität und der Pluralität. Erinnert sei hier nicht zuletzt an die obligatorische „Sexualerziehung“. Verderblich ist die Institutionalisierung der Kindererziehung, die Ganztagsbetreuung von früher Kindheit an. In wachsendem Maße tritt hier die Institutionen-Kindheit an die Stelle der Familienerziehung. Dass die Familie des besonderen Schutzes des Staates bedarf, dafür fehlt vielfach die Antenne bei den Verantwortlichen. Die angemessene materielle und ideelle Unterstützung der Familie ist hier weithin nicht gegeben. Dabei gilt, dass dort, wo die Familie auseinanderfällt, auch die Gesellschaft auseinanderfällt und dass dort auch der Staat sein Fundament verliert. Die Familie ist der Hort der Stabilität. Alles gerät ins Wanken, wo die Familie als Institution verkommt, wo sie nicht mehr in ihrer Bedeutung als die natürlichste und urtümlichste Lebensgemeinschaft der Menschheit erkannt und anerkannt wird. Leider ist das Bewusstsein dafür im Allgemeinen bei den Politikern aller Schattierungen nicht sehr entwickelt.

Die Heilung der Familie ist eine Lebensfrage für uns alle. Dabei liegt es nahe, dass wir den Blick auf die Heilige Familie von Nazareth richten. Sie ist das kostbarste Testament Gottes an die Menschheit. Nach dem Willen Gottes ist sie das Modell der Familie für alle Jahrhunderte.

Die Heilige Familie von Nazareth ist bestimmt von der Gottesfurcht und vom Gebet, und in ihr herrschen der Gehorsam und die Liebe. Der Mensch gewordene Gottessohn stellt sich unter das Wort und den Willen seiner El-

tern, um uns ein Beispiel zu geben. „Er zog mit ihnen hinab nach Nazareth und war ihnen untertan“, heißt es im Lukas-Evangelium (Lk 2, 51). Er war seinen irdischen Eltern untertan, weil er zutiefst mit dem Vater im Himmel verbunden war. Im Gehorsam gegenüber den irdischen Eltern offenbarte er den Gehorsam gegenüber seinem himmlischen Vater, der ihm so etwas wie eine Speise gewesen ist. Sein irdischer Gehorsam war für ihn gleichsam die Fortsetzung seiner Gebete.

Das entscheidende Ferment der Heiligen Familie von Nazareth aber ist die Liebe. Sie ist, so sagt es der heilige Paulus in der (zweiten) Lesung des heutigen Festtags, das Band der Vollkommenheit (Kol 3, 14), nicht nur in der Familie, aber vor allem in ihr. Nur auf dem Fundament der Liebe kann sich der rechte Gehorsam entfalten, der in der Nachfolge Christi als freier Gehorsam verstanden werden muss.

Die Liebe hat mitleidiges Erbarmen, Güte, Demut und Bescheidenheit zum Inhalt, wie es in der heutigen (zweiten) Lesung heißt. In der Liebe ertragen wir uns gegenseitig und sind wir bereit zu verzeihen. So sagt es wiederum die heutige Lesung (Kol 3, 12 - 15).

Heute verlangt die Liebe gebieterisch das Gespräch, das in so vielen Familien verkümmert, das Gespräch der Eheleute miteinander und das Gespräch der Eltern mit den Kindern. Die Liebe, wie sie hier gemeint ist, sie kostet Zeit und Kraft. Um der Liebe willen schulden die Eltern den Kindern heute vor allem, dass sie ihnen einen kritischen Blick vermitteln für die negativen Tendenzen in Kirche und Welt. Es geht hier um die Unterscheidung der Geister. Wo will man sie lernen, wenn nicht in der Familie?

Stets ist es so, dass aus der Liebe, aus der wahren Liebe, die selbstlos ist, die Freude erwächst. Der universale Lehrer der Kirche, Thomas von Aquin

(† 1274), schreibt: „Jedwedes Ding wird zur Quelle der Freude, wenn es geliebt wird“ (Summa Theologiae II/II q. 28, Prooem.). Stets geht die Freude, die wahre Freude, aus der Liebe, aus der wahren Liebe, hervor. Die Familie wird zur nie versiegenden Quelle der Freude, wenn die Liebe das beherrschende Element in ihr ist.

Innerhalb der verschiedenen menschlichen Gemeinschaften ist die Familie das, was die Wurzel für den Baum ist. Ist die Wurzel gesund, ist der ganze Baum gesund, ist die Wurzel krank, ist der ganze Baum krank, und geht er zugrunde. Das Glück in der Familie ist die Wiege des Glücks in der Menschheitsfamilie. Es gibt keinen sichereren Weg zu diesem Glück als den dankbaren Blick auf die Heilige Familie von Nazareth, das kostbarste Testament Gottes an die Welt, das Modell der Familie für alle Jahrhunderte. Amen.

HOCHFEST DER GOTTESMUTTER MARIA (NEUJAHR)

„NUTZET DIE ZEIT“

Ein neues bürgerliches Jahr hat begonnen. Zwar läuft das Kirchenjahr diesem nicht parallel - das Kirchenjahr beginnt mit dem Weihnachtsfestkreis, der mit dem ersten Adventssonntag anhebt -, dennoch zählen wir die Jahre nach dem bürgerlichen Jahr, schreiben wir vom heutigen Tag an auch in der Kirche das Jahr 2011.

Der Beginn des neuen bürgerlichen Jahres erinnert uns an den ständigen Fluss der Zeit, in den wir hineingestellt sind, der nicht endlos ist, der einmal ein Ende findet, in der Regel in einem allmählichen Abfall, mitunter aber auch jäh. Jeden Augenblick kann die Zeit für einen jeden von uns zu

Ende sein, die irdische Zeit, so müssen wir sagen. Denn es geht weiter in einer neuen Dimension, in einer anderen Wirklichkeit.

Im Blick auf die Ewigkeit ist die Zeit, die Gott uns schenkt, unendlich kostbar. Warum? Wieso?

Irgendwo las ich die folgende kleine Geschichte, die man vielleicht als ein Gleichnis verstehen kann: Ein König fragte einen Hirten: „Sag mir einmal, wie viel verdienst du eigentlich mit dem Hüten deiner Schafe?“ Die Antwort des Hirten: „Genau so viel wie du, König!“ „Unmöglich!, antwortete dieser, „wie kannst du so etwas Dummes sagen“. Und die Antwort des Hirten: „Sieh, ich verdiene damit den Himmel oder die Hölle. Du aber kannst mit all deinen Gütern auch nichts anderes verdienen“.

Nichts ist so wenig selbstverständlich wie die Zeit. Das bedenken wir oft nicht. Die Zeit ist ein unendlich kostbares Gottesgeschenk, mit dem man behutsam, verständig und sorgfältig umgehen muss. Sie ist ein wahres Gottesgeschenk, die Zeit. Wer das einmal begriffen hat, der wird dieses Geschenk mit einem wachen Geist und mit einem verantwortungsvollen Gewissen verwalten.

Wie viel Zeit vertun wir indessen? Wie leichtfertig leben wir in den Tag hinein, bedenken wir zu wenig, dass jeder Augenblick uns nur einmal geschenkt wird und dass er niemals wiederkehrt. Dabei wissen wir im Tiefsten sehr wohl um die Kostbarkeit der Zeit. Darum sagen wir so oft: Ich habe keine Zeit, womit wir uns und den anderen etwas vormachen. Denn in Wirklichkeit gehen wir allzu großzügig um mit unserer Zeit, haben wir allzu oft Zeit für Dinge, für die wir keine Zeit haben sollten.

Ist es nicht so, dass wir des Öfteren denken oder sagen: Könnte ich doch

noch einmal beginnen, könnte ich doch noch einmal ganz von vorn anfangen? So sprechen wir, weil wir wissen, dass am Anfang die Weichen gestellt werden, im Guten wie im Bösen. Die Kindheit und Jugend sind bedeutungsvoller für unser Leben als alle anderen Phasen unseres Lebensweges.

Allein, der Mensch ist ein Wesen, das, im Unterschied zum reinen Geist, die kostbare Chance hat, immer wieder einen neuen Anfang zu machen.

In der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen († 1471) heißt es: „In allen Dingen schau auf das Ende“ (Buch I, Kap. 24). Und: „Denk immer an das Ende und daran, dass die verlorene Zeit nicht wiederkehrt“ (Buch I, Kap. 25). Darum wusste man schon im heidnischen Rom. Denn ein altes uns von dort überliefertes Sprichwort lautet: „Quidquid agis, prudenter agas, et respice finem“ - „was immer du tust, das tu mit guter Überlegung und schau dabei auf das Ende“ (Gesta Romanorum, 103). In diesem Sinne pflegte Ignatius von Loyola († 1556), der Gründer des einst so verdienstvollen Jesuiten-Ordens, immer zu fragen: „Quid hoc ad aeternitatem“ - „welche Bedeutung hat das für mich im Blick auf die Ewigkeit?“

„Nützet die Zeit“, mahnt uns der Apostel Paulus im Epheserbrief (5, 16). Und im 1. Korintherbrief erklärt er lapidar: „Die Zeit ist kurz“ (7, 29). Da werden wir an das Jesus-Wort erinnert: „Es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4).

Nur in der Zeit können wir noch bereuen, das müssen wir uns immer wieder sagen, zumal es uns die berufenen Prediger nicht selten vorenthalten, nur in der Zeit können wir noch trinken an den Gnadenquellen der Sakramente. In diesem Sinn ermahnt uns der Apostel: „Lasst uns Gutes tun, solange wir noch Zeit haben“ (Gal 6, 10).

Eine Stunde wird einmal die letzte sein für uns. Nichts ist so sicher in dieser Welt, wie das.

Auf dem Grabmal des Kardinals Valentini in der Kirche der Dominikaner Santa Sabina in Rom lautet eine Inschrift: „Auf dass er in der Todesstunde lebe, lebte er wie in der Todesstunde“.

Wer stets das Ende vor Augen hat, der weiß auch in jedem Augenblick recht zu leben. In gläubigeren Zeiten sagte man: Wer zu sterben weiß, der weiß auch zu leben.

Nichts vermag unserem Leben größere Sicherheit zu geben und unsere innere Freiheit mehr zu stärken, als der Gedanke an das Ende, als der Gedanke an den Tod. In dem alttestamentlichen Buch Jesus Sirach lesen wir: „Bei all deinen Werken denk an dein Ende, dann wirst du in Ewigkeit nicht sündigen“ (Sir 7, 36). „Der Menschensohn kommt“, so die Mahnung Christi, „wie ein Dieb in der Nacht“ (Mt 24, 43, vgl. Lk 12, 39), das heißt: er kommt unangemeldet. Die Folgerung, die sich daraus ergibt, lautet: „Seid allzeit bereit“ (Mt 24, 44).

Der Christ beginnt das neue Jahr im Namen Jesu. Das ist der Neujahrswunsch der Kirche, einer Kirche, die sich nicht anbiedert, die die eherne Wahrheit Gottes verkündet, auch wenn sie nicht gern gehört wird von den Menschen, einer Kirche, die sich in ihrer Begeisterung für die Welt nicht selber in einem verhängnisvollen Horizontalismus zugrunde richtet. Über unserem neuen Jahr muss der Name Jesus stehen, dieser Name muss das Eingangstor zum neuen Jahr sein für uns. Der Name Jesus ist in sich ein Programm, er bedeutet nämlich Heil. Er bedeutet: Jesus ist der, der heil macht, was unheilvoll ist, der heilig macht, was sündig ist, der gesund macht, was krank ist.

Das Jahr 2011 wird ein reiches Jahr sein für uns, wenn wir Jesus, wie er in seiner Kirche verkündigt wird und in ihr gegenwärtig ist, als unseren Heilbringer anerkennen und im Vertrauen zu ihm durch die Monate, Wochen und Tage dieses Jahres hindurchgehen, wenn wir alles mit ihm beginnen und, im Gebet und im Sakrament mit ihm verbunden, alles aus seinen Händen annehmen, auch das, was schwer ist.

Nicht auf die äußeren Dinge kommt es an, auf wirtschaftliche Sicherheit, Erfolg im Beruf und Gesundheit. Bei ihnen handelt es sich gewiss um bedeutende Güter, aber von größerer Bedeutung muss für uns die innere Verbundenheit mit dem sein, dessen Name Heil bedeutet. Vor allem muss es von größerer Bedeutung für uns sein, dass wir die Zeit, die Gott uns schenkt, gewissenhaft nützen für die Ewigkeit.

Wir begehen an diesem ersten Tag des neuen bürgerlichen Jahres das Fest der Mutterschaft Mariens. Nicht von ungefähr. Das Mariengeheimnis ist aufs Engste mit dem Christusgeheimnis verbunden. Maria ist der sicherste Weg zu Christus. Das ist sie auf zweifache Weise: Zum einen durch ihr beispielhaftes Leben, denn sie ist ein lebendiges Evangelium, und zum anderen durch ihre Fürsprache, denn dank ihrer heilsgeschichtlichen Nähe zu dem Erlöser vermag ihr Gebet mehr als das Gebet der übrigen Heiligen. Amen.

2. SONNTAG NACH WEIHNACHTEN

„ER KAM IN SEIN EIGENTUM, ABER DIE SEINIGEN NAHMEN IHN NICHT AUF“

„Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“. Dieser

Satz bildet die Mitte des heutigen Evangeliums. Der zweite Sonntag nach Weihnachten steht noch einmal ganz im Zeichen der Weihnachtsbotschaft.

Allerdings ist die Weihnachtsbotschaft heute ein wenig anders akzentuiert als am 1. Weihnachtstag und in der Oktav des Festes. Heute tritt der Anspruch dieser Botschaft in den Vordergrund. Denn mit ihr beginnt das Werk der Erlösung. Gott wurde ein Mensch, um die Menschen durch sein Leiden und Sterben aus der Gottesferne, welche die Ursünde geschaffen hatte, herauszuführen. Die Erlösung aber greift nur dort, wo sie angenommen wird.

Niemals ist es so, dass Gott seine Gaben den Menschen aufdrängt. Immer müssen sie sich öffnen für sie. Wir müssen die Allwirksamkeit Gottes von der heute vielfach behaupteten Alleinwirksamkeit Gottes unterscheiden. Die Letztere gibt es nicht, jedenfalls nicht in der Regel. Die Alleinwirksamkeit Gottes gibt es nicht einmal in der Naturordnung, geschweige denn in der Heilsordnung. Gott hat die Menschen als freie Wesen geschaffen.

Eine sich anbiedernde Kirche betont heute, wenn sie sich nicht gar total auf innerweltliche Gemeinplätze reduziert in ihrer Verkündigung, so sehr die Gabe Gottes, dass sie dabei übersieht, dass sie nur dann ankommt, wenn sie auch als Aufgabe verstanden wird.

„Keine Angst vor dem Tode soll es mehr geben“, sagt Papst Leo der Große († 461) in einer Weihnachtsansprache, „weil heute der Geburtstag des Lebens ist“ (Sermo 1). Diese Überwindung der Angst setzt voraus, dass man das Leben annimmt, das uns die Erlösung erwirkt, dass man an Christus als den Messias und den Sohn Gottes glaubt mit allem, was daraus folgt. De facto haben viele den Erlöser nicht aufgenommen und viele nehmen ihn nicht auf. Viele haben ihn nicht erkannt und nicht erkennen wollen und vie-

le erkennen ihn nicht und wollen ihn nicht erkennen, obwohl alles durch ihn geworden ist und obwohl er sie alle ins Dasein gerufen hat.

Das ist eine Tragödie. Sie begann bereits mit der vergeblichen Herbergssuche von Maria und Joseph in Bethlehem und in der Geburt des göttlichen Kindes in einem Viehstall. Sie setzt sich fort in der Verfolgung des Kindes durch Herodes, in der Ablehnung Jesu in seinem öffentlichen Wirken in den Provinzen Galiläa und Judäa, mehr als dreißig Jahre später, und in seinem Leiden und Sterben, in seinem Tod am Kreuz vor den Toren der Stadt Jerusalem.

Freilich sind nicht alle, die den Mensch gewordenen Sohn Gottes nicht aufnehmen, die ihn und sein Werk ablehnen, verantwortlich dafür. Gott allein schaut in das Herz der Menschen. Manchen fehlt die Einsicht. Häufiger meinen wir nicht das, was wir denken und sagen. Oftmals sind wir einfach verblendet. Das gilt indessen nicht immer.

Nicht selten ist es der Stolz, der uns blendet. Er ist es, der nicht wenige dazu führt, dass sie sich selbst vergöttern. Der Glaube ist in erster Linie ein moralisches Problem. Die Versuchung des Menschen, Gott gleich zu sein oder gar über ihn zu herrschen, ist groß.

Dabei ist der Versucher listig. Immer kommt er im Schafspelz. Das Spiel mit der Sünde ist gefährlich.

Wenn der Evangelist schreibt: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“, dann will er damit sagen, dass nicht alle das Heil finden, dass Gott für jene umsonst in unsere Welt gekommen ist, die sich mit dieser Welt begnügen, die bei sich selber bleiben, die sich schuldhaft der Weihnachtsbotschaft und der Botschaft von der Erlösung widersetzen.

Gott hat seinem Heilswirken am freien Willen des Menschen eine Schranke gesetzt. Wäre allein der Wille Gottes maßgebend, dann wären alle gerechtfertigt. Dem ist jedoch nicht so gemäß dem klaren Zeugnis der Heiligen Schrift. Zudem würde Gott, der den Menschen als freies Wesen geschaffen hat, sich selber widersprechen, wenn er alle rechtfertigen würde, auch wenn sie ihn und seine Liebe zurückweisen. Würden alle gerettet, dann wäre es letzten Endes überflüssig, die Botschaft von der Erlösung zu verkünden und die Erlösung in den Sakramenten der Kirche zu vermitteln.

In der Botschaft von Weihnachen heißt es, dass wir den Frieden nur dann finden können, wenn wir guten Willens sind. Alle sollen ihn finden, den weihnachtlichen Frieden, Gott will ihn allen Menschen schenken, aber er drängt ihn dem Menschen nicht auf. Das liegt schon in der Natur der Sache.

Diejenigen, die den Erlöser aufnehmen und die Erlösung dankbar annehmen, erhalten das kostbarste Geschenk, das ein Mensch empfangen kann, die Kindschaft Gottes. Von Natur aus sind alle Menschen Geschöpfe Gottes und Gegenstand seiner Liebe, Kinder Gottes aber werden sie durch die Mitteilung der Gnade der Erlösung.

Papst Leo der Große, der bereits zitiert wurde, erklärt in einem instruktiven Wortspiel in einer Predigt: „In Christus wurde Gott ein Menschensohn, damit wir Söhne Gottes sein könnten“ (Sermo 6).

Die Kindschaft Gottes ist eine neue Existenzweise, sie beinhaltet die Mitteilung neuen Lebens. Genau darin besteht das Wesen der Erlösung, dass der Mensch ein neues Geschöpf wird. Diese kostbare Verwandlung wird uns zuteil im Sakrament der Taufe. Aufs Neue wird sie uns geschenkt, wenn wir sie verloren haben, durch das Sakrament der Buße. Wir sprechen hier für gewöhnlich von dem Gottesgeschenk der heiligmachenden Gnade,

die uns der göttlichen Natur teilhaftig macht.

Sie zu bewahren in einem Leben des Gebetes und der treuen Erfüllung der Gebote Gottes, darauf kommt es an in unserem Leben. Darin besteht das eigentliche Wesen der christlichen Existenz.

Mit der Menschwerdung Gottes in der Armut des Stalles von Bethlehem beginnt Gott das große Werk der Erlösung der Menschheit. Sie würde missverstanden, wenn sie als Automatismus verstanden würde. Gott schenkt uns seine Gaben immer nur, wenn wir sie zugleich als Aufgaben verstehen. Wir müssen Gott aufnehmen, wenn er kommt. Genau das meint der greise Simeon, wenn er bei der Darstellung des göttlichen Kindes im Tempel zu Jerusalem erklärt: „Dieser ist gesetzt zum Fall und zur Auferstehung vieler in Israel“ (Lk 2, 34). Mit den vielen meint er freilich alle. Amen.

FEST DER ERSCHEINUNG DES HERRN

„ALS SIE DEN STERN SAHEN, HATTEN SIE EINE ÜBERAUS GROSSE FREUDE“

Das Fest der Heiligen Drei Könige oder das Fest der Erscheinung des Herrn ist das ältere Weihnachtsfest. Wir begehen es heute als den zweiten Höhepunkt der weihnachtlichen Festzeit. Es richtet unseren Blick weniger auf das geschichtliche Ereignis der Menschwerdung Gottes als auf den Gottmenschen, der in unserer Welt erschienen ist. Das jüngere Weihnachtsfest gibt uns eine Antwort auf die Frage: Was ist in jener geheimnisvollen Nacht geschehen? Das ältere antwortet auf die Frage: Wer ist der gewesen, der damals gekommen ist? Im einen Fall lautet die Antwort: Gott ist ein

Mensch geworden in der Armut und Hilflosigkeit eines Kindes, im anderen Fall: Die Könige der Erde huldigen dem göttlichen Kind. Dabei stehen die Könige stellvertretend für ihre Völker.

Der Zug der Weisen veranschaulicht uns, dass Gott als Mensch in unsere Welt gekommen ist und dass er als solcher der in den Jahrhunderten erwartete Messias nicht nur der Juden, sondern aller Völker ist. Demnach geht es am Fest der Erscheinung des Herrn um den universalen Anspruch des Christentums, um einen Anspruch, der heute massiv in Frage gestellt wird, nicht nur außerhalb des Christentums und der Kirche, sondern auch - und das ist eine völlig neue Erfahrung - auch innerhalb des Christentums und der Kirche, in den eigenen Mauern.

Der geistige Hintergrund dieses Denkens ist die Kapitulation vor jeder Wahrheit. In diesem Denken gilt nur noch der Relativismus, den man dann allerdings als Wahrheit vertritt, obwohl man die Wahrheit in der Theorie leugnet, zumindest im Hinblick auf die Erkenntnis des Menschen.

Im Geheimnis des heutigen Festtags bekennen wir, dass Christus für alle Völker und für alle Menschen gekommen ist, und dass die Kirche von daher als der fortlebende Christus nach dem Willen ihres Stifters das entscheidende Instrument des Heiles ist für alle Menschen.

Das folgt bereits aus dem göttlichen Ursprung des Erlösers aller Menschen, entfaltet sich dann aber in der Tatsache, dass Gott ihn mit den höchsten Ämtern betraut hat: Er ist der König der Völker, der Hohepriester und der Weltenrichter.

Das Königtum Christi erhält seine besondere Bedeutung durch seine Verbindung mit dem Amt des Hohenpriesters und dem Amt des Weltenrich-

ters. Es beinhaltet Herrschaft und Macht. Natürlich geht es hier um eine geistige Herrschaft. Äußerer und innerer Zwang widersprechen dem Wesen Gottes und seiner Heilsgeschichte zutiefst. Darum erklärt Christus vor Pilatus: „ Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18, 36). Die Herrschaft Christi ruht auf der Macht der Wahrheit und der Liebe. So ist es immer bei Gott. So muss es auch in der Verkündigung der Kirche sein. Sie muss zum einen von dem Selbstbewusstsein dessen getragen sein, den sie in dieser Welt vertritt. Zum anderen kann und darf sie nur immer wieder an die Einsicht und an den guten Willen der Menschen appellieren. Immer kann die Unterwerfung unter das Königtum Christi nur aus freier Entscheidung erfolgen. Darin liegt ihre Verdienstlichkeit. Und sie muss sich auswirken in der Gesinnung und in den daraus hervorgehenden Taten.

Es ist kein Geheimnis, dass der geistige Einfluss des Christentums und der Kirche im öffentlichen Leben, in unserer Welt, zurückgeht, dass die Säkularisierung voranschreitet, dass der, den Jesus den Fürsten dieser Welt nennt, seine Macht und Herrschaft mit Lüge und Gewalt ausbreitet und festigt, dass er die Menschen versklavt und ihnen zudem noch die Illusion absoluter Freiheit vorgaukelt. Zuweilen bedient er sich dabei solcher Personen, die innerhalb der Kirche Verantwortung tragen.

Das ist ein Faktum, das uns nicht zur Resignation verleiten darf. Vielmehr muss es uns dazu anregen, dass wir Gewissenserforschung anstellen und über unsere persönlichen Versäumnisse nachdenken. Unsere Halbheit und unsere Vorbehalte in wesentlichen Fragen des Glaubens haben heute verheerende Auswirkungen. Wenn wir uns in dieser Hinsicht ehrlich bemühen, dabei aber nicht spürbar die Hilfe Gottes erfahren, dann dürfen wir uns damit trösten, dass Gott auch das Böse in den Dienst des Guten zu stellen vermag und dass er seine Getreuen einst rechtfertigen wird.

Christus ist nicht nur der universale König, zugleich ist er auch der universale Priester. Sein Königtum wird gleichsam überhöht durch sein Priestertum.

Priester sein heißt Brückenbauer sein. Pontifex nannten die Römer ihren Kaiser, dem sie göttliche Ehren entgegenbrachten. Es ist die Aufgabe des Priesters, Brücken zu bauen vom Diesseits zum Jenseits. Das tut er, indem er die Menschen mit Gott versöhnt und ihnen hilft, ihre Berufung für die Ewigkeit zu leben. Christus hat das ein für allemal getan in seinem Opfertod am Kreuz.

Was das bedeutet, verstehen viele nicht mehr. Deshalb, weil sie einerseits nicht mehr um die Majestät und Größe Gottes wissen und weil sie andererseits ihre Sünde, ihre Schuld, nicht mehr erkennen und nicht mehr wahr haben wollen. Wenn aber die Sünde keine Wirklichkeit mehr ist und wir Gott nicht beleidigen können, dann braucht man keinen Priester mehr, dann kann man mit einem Priester nichts mehr anfangen. Dann genügt ein Prediger. Aber auch der ist dann schließlich überflüssig.

Es drängt sich die Frage auf, ob nicht hier der entscheidende Grund dafür zu suchen ist, dass viele junge Menschen heute den Ruf Gottes zum Priestertum nicht mehr vernehmen.

Stolz erklären wir heute, Gott sei unser Partner und wir stünden auf Augenhöhe mit ihm. Dazu brauchen wir indessen weder den Hohenpriester Christus noch solche, die sein Priestertum darstellen. Wenn sich unser Gottesverhältnis so darstellt, dann dauert es allerdings nicht lange bis wir auch einen solchen Gott nicht mehr brauchen. Eine primitive Gottesvorstellung ist immer die Vorstufe zur Gottlosigkeit, zur Gottesleugnung.

Endlich ist Christi Sonderstellung dadurch bestimmt, dass er der Weltenrichter ist. Immer wieder hat er darauf hingewiesen in seinem Erdenleben. Das letzte Buch des Neuen Testamentes, die Geheime Offenbarung, hat diese Wahrheit zu ihrem entscheidenden Thema gemacht. Die Aufgabe des Richters ist es, die verletzte Gerechtigkeit wieder herzustellen. Das Königtum Christi und sein Priestertum erhalten ihren letzten Ernst durch das Gericht, worin sie kulminieren. Auch das ist eine weithin vergessene Wahrheit. Wir bekennen sie im Glaubensbekenntnis, bedenken sie aber im Leben wenig, wenn wir sie nicht gar einfach subjektiv umdeuten, entsprechend unserer Glaubenserfahrung, wie man das heute nennt. Bestenfalls gehen wir dann davon aus, dass das Gericht mit dem Freispruch für alle enden wird. Aber dann ist das Ganze ein sinnloser Vorgang.

Vernehmen wir gläubig das Evangelium, erkennen wir, dass Christi Königtum und sein Priestertum in seinem Richteramt ihre letzte Aufgipfelung finden. Die Tragweite unserer Anerkennung dieser Gegebenheiten ist groß. Ihre Leugnung aber hat verheerende Folgen.

Was durch die Könige dargestellt wird - ob es nun Weise oder Magier oder Könige waren, das spielt letztlich keine Rolle -, das ist der universale Anspruch Christi und seiner Kirche, für uns und für die Welt die Bedingung des Heiles. Die freie Unterwerfung unter die Herrschaft des Königs Christus und die Anerkennung seines Priestertums und seines Richteramtes ist die Bedingung dafür, dass unser Leben gelingt, dass wir in ihm einst einen gnädigen Richter finden. Das aber geschieht nach dem Willen Gottes in der Kirche Christi, welche die eine ist, in der Kirche des heiligen Petrus, die sich seit den Tagen der Apostel als den mystischen Leib Christi verstanden hat. Eine Zeitlang können wir den Anspruch Christi und seiner Wahrheit ignorieren, nicht beachten, aber die Stunde der Wahrheit wird kommen. Der, dem die Weisen gehuldigt haben, er wird aus der Verborgenheit her-

austreten. Dem Glauben wird das Schauen folgen, der Verweigerung das Erwachen, ein Erwachen, in dem wir unter Umständen erfahren, dass es zu spät ist, weil wir nicht „Mose und den Propheten“, wie es im Evangelium heißt (Lk 16, 29), gefolgt sind, sondern einem hybriden Zeitgeist, den Götzen, die wir selber hervorgebracht haben. Amen.

FEST DER TAUFE DES HERRN

„DIESER IST MEIN GELIEBTER SOHN, AN DEM ICH MEIN WOHLGEFALLEN HABE“

Seit alter Zeit wird die Taufe Jesu als ein eigenes Fest gefeiert. Ursprünglich war ihre Feier mit dem Fest der Erscheinung des Herrn verbunden, aber schon bald hat man sie auf den achten Tag dieses Festes, den Oktavtag, verlegt.

Heute begeht man das Fest der Taufe des Herrn an dem Sonntag, der auf das Fest der Erscheinung des Herrn folgt, und beendet damit die Weihnachtszeit im engeren Sinn. Wenn man die Taufe Jesu von der Feier der Erscheinung des Herrn trennte, tat man das, weil man sie gebührend hervorheben wollte, denn zum einen bekundet sie eindrucksvoll Gottes Herrlichkeit in Jesus von Nazareth, zum anderen ist sie für uns alle der Anfang der Erlösung, wurde uns doch in der Taufe das geschenkt, was uns der Erlöser durch seinen Tod am Kreuz erworben hat.

Jesus empfängt am Anfang seiner öffentlichen Tätigkeit die Bußtaufe des Johannes. Er bedurfte ihrer nicht, und doch unterwarf er sich ihr.

Wie Gott sich bereits in der Menschwerdung ganz tief zur Erde geneigt,

sich entäußert hatte, als er in die Ungeborgenheit eines Stalles vor den Toren von Bethlehem hineingeboren wurde, so unterstreicht die Taufe Jesu noch einmal die darin offenbar gewordene Selbsterniedrigung Gottes. Der Sohn Gottes wollte sich als Mensch auf die Stufe der Sünder stellen, obwohl er ohne Sünde war. Seine Selbsterniedrigung setzte er fort in den gut dreißig Jahren seines irdischen Lebens, vor allem in den Jahren seines öffentlichen Wirkens. Ihren Tiefpunkt erreichte sie in seinem Leiden und Sterben am Kreuz.

An den verschiedenen Stationen seines irdischen Lebens zeigt es sich immer wieder, wie sich in seiner äußersten Verlassenheit, in seiner dunkelsten Finsternis und in seiner tiefsten Erniedrigung der Himmel öffnet und die strahlende Herrlichkeit des ewigen Gottes sein wahres Wesen, das Geheimnis seiner Gottheit, offenbart. Besonders eindrucksvoll zeigt sich das in seiner Geburt und noch mehr in seinem Tod. Eindrucksvoll zeigt sich das aber auch in seiner Taufe, in dem Festgeheimnis des heutigen Tages.

In der Erniedrigung seines Sohnes offenbart der ewige Gott ihn in seiner göttlichen Herrlichkeit. Die wahre Größe Jesu von Nazareth enthüllt sich je neu in seiner Entäußerung. Das erkennen wir freilich nur, wenn wir Augen haben, die sehen, und Ohren, die hören können.

Hier begegnet uns eine Konstante in der Selbstoffenbarung Gottes in der Geschichte des Heiles. Allzu oft trägt seine Allmacht in ihr das Gewand menschlicher Ohnmacht. Das ist so oft der Fall, dass uns diese Erfahrung immer wieder zum Ärgernis wird oder werden kann.

Gottes Allmacht im Gewand menschlicher Ohnmacht, das ist so etwas wie ein Grundgesetz nicht nur in der allgemeinen Geschichte des Heiles, sondern auch in der individuellen, in der Heilsgeschichte des Einzelnen. Auch

da erfahren wir es immer wieder, wie Gott seine Getreuen in die tiefste Erniedrigung kommen lässt, um sie dann in ihrer äußersten Not zu retten.

Nicht selten kommt es vor, dass Gott uns lange warten lässt auf seine Hilfe. In nicht wenigen Fällen mutet er uns viele dunkle Ölbergnächte zu und greift erst dann ein, wenn wir ganz demütig geworden sind, wenn wir nur noch auf ihn unser Vertrauen setzen oder wenn wir gar kurz vor der Verzweiflung stehen. Das sagt uns die Heilige Schrift, dass erfahren wir aber auch immer wieder aufs Neue in unserem Leben mit Gott.

Oftmals offenbart uns Gott seine Allmacht gerade in der äußersten Ohnmacht, vorausgesetzt, dass wir Geduld haben. Solche Geduld lehrt uns der lebendige Glaube, lehrt uns das unerschütterliche Vertrauen zu Gott, lehrt uns der Blick auf Christus.

Die Demütigen erhöht Gott, und die Stolzen erniedrigt er. Die Armen, die hungern und dürsten nach Gott, sie macht er reich, und die Reichen lässt er leer ausgehen. So heißt es im Magnificat, dem Lobgesang der Gottesmutter, den sie bei ihrem Besuch bei Elisabeth gesungen hat (Lk 1, 53).

Jesu Taufe erinnert uns an unsere Taufe, wenngleich seine Taufe etwas anderes gewesen ist als die Unsrige am Morgen unseres irdischen Daseins. Bei ihr handelte es sich um eine Bußtaufe. Das bedeutet: Sie war nicht sakramental. Unsere sakramentale Taufe gibt es erst seit dem Tod Jesu. Sie setzt das Wirken Jesu fort, von dem es in der (zweiten) Lesung des heutigen Festtags heißt: „Er heilte alle, die vom Teufel geknechtet waren“ (Apg 10, 38).

Wir waren in der Knechtschaft des Teufels. Über das ist die moderne Verkündigung vielfach hinaus, aber es muss gesagt werden, weil es die Wirk-

lichkeit ist.

Die Erbsünde ist Gottesferne und satanische Knechtschaft. Dank der Erbsünde waren wir in der Gewalt Satans.

Heute erleben wir es, wie sich überall im Vakuum des Christentums die Herrschaft des Teufels etabliert, die Knechtschaft des Teufels immer mehr unseren Alltag bestimmt.

Es ist schon einige Jahrzehnte her, da erklärte die Mutter eines Neugeborenen bei der weltlichen Feier, die sich an die Taufe ihres Kindes anschloss, dieses ihr Kind sei nicht durch das Sakrament der Taufe aus der Knechtschaft des Teufels befreit worden - sie wollte damit den Priester korrigieren, der das Kind getauft hatte und dabei von dieser Knechtschaft gesprochen hatte -, besserwisserisch erklärte sie damals, das Kind sei nicht aus der Knechtschaft des Teufels befreit worden, sein Zustand sei vielmehr neutral gewesen.

Heute leugnen nicht wenige Priester auch noch die angebliche Neutralität der zu taufenden Kinder, indem sie die Ursünde als einen schönen Mythos erklären und die Taufe lediglich als Aufnahme in die Kirche verstehen, was freilich deren Taufliturgie suspekt macht. Da muss man sich fragen: Ist das noch die Taufe der Kirche?

Belastet durch die Erbsünde, waren wir in der Gewalt Satans. Das ist eine eherne Wahrheit, eine Wirklichkeit, die uns der Glaube der Kirche von Anfang an bezeugt. Die Erbsünde ist Gottesferne und satanische Knechtschaft.

Aus dieser satanischen Knechtschaft hat uns die Taufe errettet in der Kraft des Leidens und des Todes Jesu. Würden wir das mehr bedenken, würden

wir unserer Taufe mehr Bedeutung beimessen, würden wir mehr aus dem Geheimnis der Taufe heraus unser Leben gestalten.

Es ist bezeichnend, dass man heute über die Kindertaufe diskutiert und sie erst später spenden möchte - nicht nur in den Kreisen der Kirchendistanzierten -, wenn, so sagt man, das Kind sich selber entscheiden kann. Zuweilen praktiziert man das auch, manchmal gar in Kreisen von Kirchenbediensteten.

Eine solche Distanz zum Glauben der Kirche ist nur da möglich, wo man nicht mehr weiß, was das Wesen der Taufe ist.

Wenn ich in der Erbsünde die Knechtschaft Satans sehe, ein Gebrechen, das schlimmer ist als alle körperlichen Gebrechen, so werde ich gar nicht auf den Gedanken kommen, die Spendung der Taufe hinauszuzögern. Welche Eltern werden nicht ihr Kind von allen körperlichen Schäden so früh wie möglich befreien? Sie werden damit nicht warten bis das Kind selber entscheiden kann. Weil die Knechtschaft des Teufels schlimmer ist als alle körperlichen Gebrechen, deshalb können die Eltern dem Kind keine größere Wohltat erweisen, als es möglichst früh von diesem Übel zu befreien. Damit geht freilich die hohe Verpflichtung einher, dem Kinde im Maß seines geistigen Erwachens Auskunft über das Taufgeschehen und seine Folgerungen zu geben, das heißt: ihm eine christliche Erziehung zu vermitteln.

Wir alle müssen das Taufbewusstsein pflegen: Die Taufe hat uns herausgeführt aus der Knechtschaft Satans. Die Schrift sagt: „Einst wart ihr Finsternis, jetzt aber seid ihr Licht im Herrn; wandelt daher als Kinder des Lichtes“ (Eph 5, 8). Als Kinder des Lichtes wandeln, das bedeutet: Zeugen des Lichtes sein.

Es gibt aber einen Rückfall in die Nacht der Knechtschaft des Teufels, denn wir tragen das Geschenk der Erlösung in irdenen Gefäßen, das heißt: in Gefäßen, die zerbrechlich sind (2 Kor 4, 7). Durch die schwere Sünde verlieren wir das Geschenk der Erlösung, das wir im Allgemeinen als die heiligmachende Gnade bezeichnen. Wenn das geschehen ist, gibt es zwar nicht die Möglichkeit einer erneuten Taufe, aber Gott hat uns für diesen Fall das Sakrament der „mühsamen Taufe“ geschenkt, wie es der Kirchenvater Augustinus († 430) ausdrückt, das Sakrament der Buße, „die rettende Planke nach dem Schiffbruch“. Verschmähen wir die Versöhnung, sind wir verloren für Zeit und Ewigkeit. Denn ohne das Geschenk der Erlösung können wir Gott nicht gefallen, bleiben wir unter der Herrschaft des Fürsten dieser Welt.

Es ist gut, dass wir uns solche Gedanken vor Augen führen, weil sie in einer seichten Verkündigung heute keinen Platz mehr haben.

Jesus war Gottes Sohn. Das offenbart uns Gott in seiner tiefsten Erniedrigung. „Gott war mit ihm“, so verkündigt es Petrus später nach der Auferstehung des Gekreuzigten, und er fügt hinzu: „Er heilte alle, die vom Teufel geknechtet waren“ (Apg 10, 38). Das wird heute in der Kirche fortgeführt im Sakrament der Taufe und im Sakrament der Buße, das schon die Kirchenväter als eine zweite Taufe bezeichnet haben. Die Knechtschaft des Teufels ist objektiv, ob wir ein Empfinden dafür haben oder nicht. Nur Gott kann uns aus ihr befreien. Und er tut es in den Sakramenten der Kirche. Amen.

2. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„LASS SIE EINS SEIN, WIE DU, VATER, IN MIR BIST UND ICH IN DIR BIN“

Am kommenden Dienstag beginnt die Weltgebetswoche für die Einheit der Christen. Die innere Zerrissenheit und Uneinigkeit der Christen in der Frage des rechten Glaubens und des rechten Handelns ist eine Hypothek, die auf dem Christentum lastet. Sie ist ein Ärgernis vor Gott und den Menschen. Heute offenbart sie sich mehr und mehr als Zerrissenheit und Uneinigkeit nicht nur der verschiedenen christlichen Gemeinschaften in ihrem Verhältnis zueinander, sondern auch innerhalb der Gemeinschaften selber. Das gilt heute nicht weniger für die größte der christlichen Gemeinschaften, für die katholische Kirche. Auch hier wachsen Uneinigkeit und Zerrissenheit, hier zwar nicht prinzipiell, aber doch faktisch.

Heute, nach 2000 Jahren, bekennt sich ein Drittel der Menschheit zum Christentum. Und die europäische Kultur, die weithin zur Weltkultur geworden ist, kann ihre christliche Prägung nicht ganz verleugnen, wenngleich diese sichtlich rückläufig ist. Immer mehr wird sie zu einer Form ohne Inhalt. Das gilt nicht weniger für das Christentum als solches, wenn man an die vielen Denominationen denkt, in die es zerfällt. Man kann sie gar nicht alle zählen, mehr als 3000 sind es. Und was wird da alles geglaubt und nicht mehr geglaubt? Selbst die Grundwahrheiten des Christentums, der Glaube an die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth und der Glaube an den dreifaltigen Gott, sind schon lange nicht mehr selbstverständlich, nicht einmal in der katholischen Kirche.

Es ist noch nicht lange her, da konnte man in der Presse lesen, dass ein evangelischer Pfarrer, der die Existenz Gottes in Frage gestellt hatte, von seinen Vorgesetzten verteidigt wurde.

Das Durcheinander im Glauben und auch in der Moral ist groß in nicht wenigen christlichen Gemeinschaften.

Und wie sieht es oft im praktischen Leben der Christen aus, wie fragwürdig und inkonsequent ist oft das Leben der Christen?

In den hinter uns liegenden weihnachtlichen Tagen wurden wir in der Liturgie wiederholt daran erinnert, dass wir aus der Fülle Christi Wahrheit und Gnade empfangen haben. Davon merkt man nicht viel in einer Christenheit, die mehr und mehr auseinanderdriftet und sich immer mehr der Welt zuwendet und ihre übernatürliche Bestimmung vergisst, die sich in wachsendem Maß der Welt gleichförmig macht.

Der Stifter des Christentums hat einst gebetet um die Einheit seiner Jünger, und er hat sie inständig gewarnt vor den falschen Propheten. Und die Apostel haben die ersten Christen wiederholt ermahnt, keine Spaltungen aufkommen zu lassen. Dennoch hat es sie von Anfang an gegeben, zeitweilige und dauernde, von denen allerdings viele im Laufe der Zeit eingegangen sind, gemäß dem Jesus-Wort: „Ein Reich, das in sich selbst uneins ist, zerfällt“ (Mt 12, 25; vgl. Mk 3, 24; Lk 11, 17).

Die Uneinigkeit und die Zerrissenheit der Christen ist heute ein Alibi für die Ungläubigen, sie fördert die Entfremdung vom Christentum und die Gottlosigkeit, und sie macht die Gläubigen unsicher und schwächt die missionarische Kraft der Christenheit.

Angesichts dieser Gegebenheiten stellt sich für uns die existentielle Frage: Wie kann da die Christenheit die innere und die äußere Einheit finden, die innere und die äußere Einheit, die zugleich ein Gebot des Gottes der Offenbarung und ein Gebot der Vernunft ist?

Wenn man ein Übel beheben will, muss man immer zuerst auf seine Ursache schauen. Alle Spaltungen gehen letztlich auf das Konto: moralisches

Versagen der Menschen, wie Herrschsucht, Unbeherrschtheit, Besserwisserei, schlechte Seelsorge, innere Verweltlichung, Sittenlosigkeit, Heuchelei, Anmaßung, religiöse Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit, das sind die wahren Gründe der Spaltungen. Und das bei den einen wie bei den anderen. Daraus folgt, dass der entscheidende Weg der Einheit in der Umkehr der Herzen besteht, in der inneren Erneuerung aller Christen, hüben wie drüben. Von daher ist die Ökumene zunächst ein Appell an das sittlich-religiöse Leben. Das wird oft übersehen.

Spaltungen entstanden in den allermeisten Fällen da, wo eine innere Erneuerung überfällig war. Das gilt für die Einheit der Christenheit, das gilt aber auch für die Einheit der Kirche. Eine solche Erneuerung kann nicht von außen kommen. Von innen muss sie kommen. Durch die Besinnung auf die eigenen Wurzeln im Blick auf die Verantwortung, die wir vor Gott tragen: Die Zeit ist kurz, die Ewigkeit ist lang.

Ein bedeutsames Problem der Ökumene muss in der Gegenwart in der Tatsache gesehen werden, dass heute die gemeinsame Basis der Christen, die Bibel, von den einzelnen christlichen Gemeinschaften immer mehr verlassen wird. Statt sich auf die Bibel zu stützen, stützt man sich immer mehr auf den Zeitgeist, etablieren sich in den christlichen Gemeinschaften mehr und mehr die esoterischen Positionen des New Age, des Neuen Zeitalters. Man läuft der Welt hinterher und merkt nicht, wie man verachtet wird ob solcher Dummheit und Inkonsequenz. Davon ist die katholische Kirche nicht ausgenommen, wenngleich es in ihr das kirchliche Lehramt gibt, das den ganzen Glauben der Kirche bezeugt. Aber wenn man sich nicht darum kümmert?

Oft werden das ökumenische Gespräch und die Ökumene wie ein Handel verstanden. Dann sucht man die Einheit im Kompromiss. Selbst auf höhe-

rer Ebene macht sich heute nicht selten ein pragmatisches Ökumene-Verständnis breit. Da wird die Ökumene zur Politik, da betrachtet man sie nicht mehr von der Wahrheit her.

Bei der Ökumene geht es indessen um die Wahrheit. Über die Wahrheit, die wir erkannt haben, können wir jedoch nicht verfügen. Wir können sie entweder nur annehmen oder ablehnen. Wer aber die Wahrheit ablehnt, der lehnt Gott ab, denn Gott ist die Wahrheit. Immer ist die Wahrheit der gebotene Weg für den Menschen und immer bedeutet sie das Leben, das wahre Leben. Deswegen nennt Christus sich die Wahrheit, den Weg und das Leben (Joh 14, 6).

Manche träumen heute von einem konfessionslosen Christentum, von einem Kompromiss der Konfessionen. Dieser würde allerdings nicht zu einer Einheit im Glauben führen, sondern zu einer Einheit im Unglauben. Da würden wir ein neues Christentum erfinden. Dessen Vorläufer sind heute leider schon erkennbar.

Nun sollte man meinen, dass die Ökumene weniger den Glauben als das Handeln der Menschen in den Blick nehmen sollte, weil es da weniger Barrieren unter den Christen der verschiedenen Denominationen geben könnte als im Hinblick auf die Wahrheit. Faktisch ist es jedoch so, dass wir nicht einmal in den grundlegenden Fragen einer christlichen Ethik zusammengehen und zusammenstehen können.

Denken wir nur einmal an die Abtreibung, an die Sexualmoral, an die Menschenwürde, wie sie sich etwa konkretisiert in der Frage der verbrauchenden Embryonen-Forschung und der Präimplantationsdiagnostik und der künstlichen Befruchtung. Obwohl gerade hier der Schwerpunkt der ökumenischen Bemühungen liegen müsste: Im gemeinsamen Kampf für eine

menschenwürdigere Welt, für die Freiheit, gegen die Lüge, für Gerechtigkeit, gegen den Egoismus und die gewissenlose Selbstbehauptung des Einzelnen und der Völker.

Die Wiedervereinigung im Glauben verlangt von uns allen die innere Umkehr, die Bekehrung der Herzen, weil es die Sünde ist, die zur Spaltung geführt hat und immer neu zu ihr führt. Rückkehr zu den Anfängen, bedingungslose Hinwendung zum Guten und zur Wahrheit, rechtes Handeln und rechtes Denken, nicht in lieblosem Fanatismus, sondern in demütiger Toleranz. Darum geht es in der Ökumene. Toleranz aber ist nicht Indifferentismus und nicht Relativismus. Toleranz meint den Respekt vor den irrenden Personen, nicht jedoch vor deren Irrtümern.

In der Ökumene bedürfen wir der besonderen Hilfe Gottes. Zerstören und niederreißen, das können wir allein, aber aufbauen, das können wir nicht ohne Gottes Hilfe, erst recht nicht in einer so schwierigen Sache, wie sie die Einheit der Christen im Glauben darstellt. Daher geschieht hier das Entscheidende im Gebet füreinander und unter Umständen auch miteinander. Darin werden unser Verstand und unser Herz geläutert, und Gott wird bewegt, uns neu sein Antlitz zuzuwenden. Amen.

3. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ER WAR GEHORSAM BIS ZUM TOD AM KREUZ“

Das Wort Gottes ist unbestechlich. Es nimmt keine Rücksicht auf den Zeitgeschmack. Es sagt uns, was bleiben muss im Wandel der Zeiten. Daher wird es oft als unbequem empfunden, und daher sind wir in unserer Fixierung auf das Sichtbare immer geneigt, Abstriche von ihm zu machen oder

manches auszuklammern. Damit betrügen wir uns jedoch selbst, denn alles, was Gott gesagt hat, dient uns zum Heil, auch wenn wir das im Augenblick nicht einsehen, vielleicht berauscht von großen Worten und schmeichelhaften Gedanken, mit denen Menschen oft in Konkurrenz treten zu Gott, oder einfach geblendet durch die Furcht vor den Massenmedien.

Das Evangelium des heutigen Sonntags schildert die Berufung der beiden Brüderpaare Petrus und Andreas und Johannes und Jakobus, mit der Jesus seine öffentliche Lehrtätigkeit beginnt. Die Vier hören seinen Ruf, und sie folgen ihm auf der Stelle.

Hören und folgen, diese zwei Worte beschreiben nicht nur die Berufung der Vier, sondern auch die unsere. Sie finden ihre Konzentration in dem, was wir Gehorsam nennen.

Gehorsam ist ein anderes Wort für glauben. Stets hat die Kirche den Glauben als Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes verstanden, gegenüber dem Wort Gottes, wie es niedergelegt ist in den heiligen Schriften des Alten und des Neuen Testamentes. Zu diesem Glauben gehört auch seit eh und je die Überzeugung, dass das Wort Gottes uns durch die Kirche erklärt und verkündet wird und dass es die Kirche ist, die uns darin den Willen Gottes vor Augen führt, die Kirche der Jahrhunderte.

Die Heilige Schrift ist die Grundlage, das Fundament des Christentums. Und im Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes, das uns in ihr begegnet, erst können wir uns Christen nennen.

Ein zentrales Anliegen der Reformation war es einst, dass man die Bibel zu Ehren bringen, dass man den Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes neu begründen wollte. Was ist heute aus diesem Anliegen geworden? Welche

Rolle spielt sie heute noch, die Bibel, in den verschiedenen christlichen Gemeinschaften, und was hat man vielfach aus ihr gemacht mit schlauen Interpretationskünsten. An die Stelle der Bibel ist heute weithin der Zeitgeist getreten. Gemäß der Ideologie des New Age, der „sanften Verschwörung des Wassermanns“, gilt heute bei vielen, die sich Christen nennen, und in vielen christlichen Gemeinschaften die Devise „anything goes“: Alles kann von Menschen gemacht werden, und alles ist von Menschen gemacht. Von Gott und von seinem Wort ist da in vielen Fällen keine Rede mehr.

Das ist der Endpunkt der anthropologischen Wende, wie sie einst von jenem Theologen eingeläutet worden ist, den viele zu einem modernen Kirchenlehrer erhoben haben, von dem Jesuiten Karl Rahner († 1984).

An die Stelle des Gehorsams gegenüber dem Wort Gottes ist heute vielfach die Anpassung an den Zeitgeist geworden, die sich indessen dem tiefer Schauenden als totalitäre Gleichschaltung zu erkennen gibt, als Diktatur der Beliebigkeit und damit als extrem destruktiv.

Schon im natürlichen Bereich ist der Gehorsam eine Grundhaltung, die wir üben müssen, weil nicht jeder alles selber wissen kann, weil jeder irgendwie der Führung, des Rates und der Hilfe bedarf, der eine auf diesem, der andere auf jenem Gebiet. Das gilt erst recht auf dem Gebiet des Übernatürlichem, im Blick auf die jenseitige Welt Gottes, aus der uns eine Kunde erreicht hat in den Schriften des Alten und des Neuen Testamentes.

Allerdings gilt hier das alte Sprichwort: Trau, schau wem, im einen wie im anderen Fall. Wenn ein Blinder einen Blinden führt, fallen beide in die Grube. Der Gehorsam darf nicht willkürlich sein oder blind, begründet muss er sein. Und nach Möglichkeit muss er in innerer Freiheit geleistet

werden.

Dabei gebietet uns schon die Vernunft, dass unser Vertrauen zu Gott größer ist als unser Vertrauen zu den Menschen, dass wir, wenn Gott spricht, sei es durch seine Propheten oder durch seine Kirche, ihm Glauben schenken, dass wir auf ihn hören und auf die, die uns seinen Willen verkünden.

Gott hat zu uns gesprochen im Alten und im Neuen Testament, und er hat seine Offenbarung der Kirche anvertraut. Diese aber interpretiert sie und den aus ihr hervorgehenden Willen Gottes in der Kraft des Heiligen Geistes, der ihr in besonderer Weise geschenkt worden ist.

Auf Gott zu hören und ihm zu folgen, Gott Gehorsam zu schenken, das ist das erste Gebot. Diese Forderung durchzieht das ganze Alte und Neue Testament.

Wenn wir, statt auf Gott und seine Boten zu hören, menschlicher Weisheit vertrauen, dann treiben wir Götzendienst. Götzendienst treiben wir im Grunde in jeder Sünde, denn immer geht es in ihr darum, dass wir es besser wissen wollen.

So war es schon bei der Sünde der ersten Menschen, bei der Ursünde. Sie war nichts anderes als Ungehorsam gegen Gott. Mit ihr aber begann das Unheil, das wie ein Verhängnis noch heute auf uns lastet, wo immer wir uns dem Erlöser und der Erlösung widersetzen und uns stolz und hochmütig über uns selbst erheben. „Keineswegs werdet ihr sterben“, sagt die Schlange in der biblischen Erzählung vom Sündenfall der ersten Menschen. Die Lüge ist ein bedeutendes Strukturelement des Unglaubens und der noch unerlösten Welt. Sie wussten es besser, die ersten Menschen. Und damit begann das Elend.

Christus hat den Ungehorsam der Menschen durch seinen Gehorsam gesühnt. Darin besteht das Wesen der Erlösung. „Er war gehorsam bis zum Tod am Kreuz“, heißt es im Philipperbrief (Phil 2, 8).

Gehorchen ist oftmals mit dem Opfer verbunden, weil das eigene Wollen nicht selten in eine andere Richtung geht. Das Opfer wird indessen leicht, wenn die Liebe groß ist. Das gilt für natürlichen Gehorsam, das gilt aber auch für den Gehorsam, den wir Gott schulden.

Hören und folgen, das sind grundlegende Kategorien unseres Menschseins und unseres Christseins. Wo wir sie nicht wollen und wo wir uns ihnen widersetzen, da zieht das Chaos ein und mit ihm das zeitliche und das ewige Verderben.

Wer es ablehnt, Menschen zu gehorchen, der wird auch Gott nicht gehorchen. Im Gehorsam gegenüber Menschen, hinter denen die Autorität Gottes steht, üben wir den Gehorsam ein gegenüber Gott.

Heute halten viele den Gehorsam für überholt. Viele begrüßen heute den Permissivismus, der sich gegenwärtig überall breit macht. Auf dem Experimentierfeld der modernen Pädagogik ist der Gehorsam weithin verpönt, obwohl man gerade dort wissen müsste, dass Erziehung ohne Gehorsam letztlich gar nicht möglich ist. Wo jeder alles selber wissen will, wo der Ungehorsam zum Prinzip wird, da werden der Einzelne wie auch die Gemeinschaft bittere Erfahrung machen müssen. - Hören und folgen ist ein Gebot der Vernunft. Dabei muss man allerdings nach Maßgabe der eigenen Möglichkeiten prüfen, ob und wo man Gehorsam schenken darf.

Die tiefste Wurzel des Gehorsams und ihr eigentlicher Impuls ist die Liebe, die Liebe zu den Menschen im Fall des natürlichen Gehorsams, die Liebe

zu Gott im Fall des übernatürlichen Gehorsams. Das dürfen wir nicht vergessen. Von ihr sagt der heilige Paulus, dass sie das Band der Vollkommenheit ist (Kol 3, 14). Der natürliche Gehorsam des Menschen und erst recht der übernatürliche ist geadelt durch Christus, der uns durch seinen Gehorsam mit Gott versöhnt hat.

Im Evangelium des heutigen Sonntags lassen die beiden Brüderpaare alles liegen und stehen, wo sie den Auftrag Gottes erkennen. In der entschiedenen Haltung, in der sie hören und folgen, sind sie lebendige Vorbilder für uns, Vorbilder des Gehorsams. Vor dem Hohen Rat bekennen sie einige Jahrzehnte später: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen (Apg 5, 29). Amen.

4. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ER TAT SEINEN MUND AUF UND LEHRTE SIE“

Die acht Seligkeiten, der Gegenstand des heutigen Evangeliums, sind eigentlich Seligpreisungen in der Gestalt von Segenssprüchen. Sie bilden die Einleitung der berühmten Bergpredigt Jesu und sind somit ein Kernstück seiner Verkündigung. In ihnen wird nicht gewissen Menschenklassen, sondern bestimmten religiös-sittlichen Haltungen das Heil verheißen. Schaut man auf den Inhalt dieser Seligpreisungen, werden in ihnen die Wertmaßstäbe der Menschen auf den Kopf gestellt, sofern in ihnen die Unglücklichen als selig und die Glücklichen als unglücklich und beklagenswert bezeichnet werden. Gottes Maßstäbe sind andere als die Maßstäbe der Menschen. Davon ist häufig die Rede im Alten wie auch im Neuen Testament, was wir indessen allzu oft vergessen in unserem Streben, uns der Welt anzupassen. In den Seligpreisungen richtet der Herr nicht den Blick auf diese

unsere sinnenhafte Welt, sondern auf die zukünftige, denn in der Sprache der Heiligen Schrift meint die Seligkeit das Glück in der jenseitigen Welt. Die Seligpreisungen enthalten wesentliche Elemente der Botschaft Jesu. In der folgenden Bergpredigt und in vielen anderen Reden Jesu werden sie dann weitergeführt und ergänzt. Auch sie stehen im Kontext der ganzen Botschaft Jesu.

Die Armen im Geiste, zunächst sind sie in der Sicht Jesu die Frommen, so wie die Reichen in seiner Sicht die Gottlosen sind. Jesus denkt hier an die sozial Zurückgesetzten, die nicht selten unterdrückt werden in unserer Welt. Tatsächlich ist es jedoch oft so, dass ihr gedrücktes Los ihnen zum Anlass wird, sich ausschließlich an Gott zu halten und von ihm allein das Heil zu erwarten. Jesus weiß, dass physisches Elend und Unterdrückung die Menschen oft zu einer religiösen Grundhaltung führen. Gott führt uns durch Leid zum Heil. Das trifft jedoch nicht immer zu. Zudem gibt es die reichen Armen und die armen Reichen, denn auf die Gesinnung kommt es an. Daher sind die Armen im Geiste für Jesus auch die, die sich arm gemacht haben und durch die Einwirkung des Heiligen Geistes ihrem Besitz entsagt haben, entweder nur innerlich oder innerlich und äußerlich. Aber auch die Demütigen sind für ihn die Armen im Geiste, jene, die sich vor Gott als Bettler fühlen, und nicht zuletzt die Einfältigen oder die Unmündigen, die sich nicht über sich selbst erheben.

Was die Frommen und die Demütigen gleicherweise auszeichnet, das ist, dass sie sich richtig einschätzen und von daher das Verlangen nach Erlösung in sich tragen.

Wenn Jesus die Trauernden selig preist, meint er mit ihnen jene, die über die Macht des Bösen in der Welt und im eigenen Herzen trauern. Somit unterscheiden sie sich nicht wesentlich von den Armen im Geiste, von je-

nen, die sich selbst richtig einschätzen und das Heil von Gott erwarten. Die Trauer, die hier gemeint ist, sie führt zur Reue. Von ihr sagt kein Geringerer als der Philosoph Max Scheler († 1928), sie sei die revolutionärste Macht im Menschen. Jesus spricht von der Metanoia, sie ist ein zentrales Thema bei ihm. Damit meint er das Umdenken, die Umkehr, die Buße. Unser ganzes Leben muss, wenn wir wirklich Christen sind und Christus nachfolgen, bestimmt sein von der Buße. Darauf insistieren zu Recht die Reformatoren, darauf insistiert aber auch das Konzil von Trient. Nur wer um die Tugend der Buße weiß, weiß um die Gnade der Vergebung. Immer ist die Buße die Voraussetzung für die Vergebung der Sünden. Erst der Geist der Buße, wenn er fortwirkt in unserem Leben, er ist es, der uns für das Reich Gottes disponiert.

Die Sanftmütigen, denen Christus das Land verspricht, das gelobte Land, das Gottesreich, sie sind nicht die Lebensschwachen. Die Sanftmut, die hier gemeint ist, ist nicht ein Gemisch von Schwäche, Dummheit und Angst. Die Sanftmütigen sind in diesem Verständnis vielmehr jene, die nicht aufbegehren gegen ihr Geschick, die nicht um Rache zu Gott schreien, sondern ihm in Geduld das Eingreifen in die Geschichte überlassen. Sie sind geprägt von überlegener Güte, die Sanftmütigen. In ihrer Güte bewähren sie sich gegenüber den Angriffen der Welt und gegenüber ihrem Unrecht. In ihr ahmen sie zum einen die Güte Gottes nach, der sanftmütig die Welt regiert, und zum anderen die Güte des Erlösers, der freiwillig in den Tod gegangen ist.

Unbewehrt tritt der Sanftmütige seinen Feinden entgegen, die ihm nicht erspart bleiben in dieser Welt. Er kämpft, aber seine Waffen sind geistiger Art. Wenn er Widerspruch und Feindseligkeit erfährt, reagiert er nicht zornig. Den Widerspruch und die Feindseligkeit der Menschen nimmt er nicht tragisch, vielmehr begegnet er ihnen in überlegener Güte. In allem wird

sein Handeln von solcher Güte bestimmt.

Oftmals beten wir: „Herz Jesu, sanftmütig und demütig von Herzen, bilde unser Herz nach deinem Herzen“. Wir sollten es noch öfter tun. Denn wenn wir sanftmütig sind, werden wir das Land besitzen.

Die Hungernden, von denen der Herr spricht, die gesättigt werden, sind nicht in erster Linie die im natürlichen Sinne Hungernden oder jene, die an den Reichtümern der Welt keinen Anteil bekommen haben, die äußere Not leiden, gewiss auch sie sind gemeint, aber in erster Linie sind hier diejenigen gemeint, die geistig hungern, die nach der Gerechtigkeit verlangen. Mit diesem Verlangen ist nicht der Ruf nach Gottes rächendem Eingreifen gemeint, sondern unser Handeln, unser Handeln in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes.

Im Verständnis der Heiligen Schrift ist der gerecht, der gewissenhaft Gottes Gebote erfüllt. Die vollkommene Gerechtigkeit ist in diesem Verständnis die volle Erfüllung des Willens Gottes, jenes Ideal, um das es in der zweiten Vaterunser-Bitte geht.

Bei dem Propheten Amos - er predigte im 8. Jahrhundert vor Christus im Nordreich, in Israel - lesen wir: „Wisset wohl, es werden Tage kommen, so spricht der Herr, da will ich Hunger ins Land senden, nicht einen Hunger nach Brot und nicht Durst nach Wasser, sondern danach, die Worte des Herrn zu hören (Am 8, 11 f).

Der geistige Hunger, von ihm kann man nicht sagen, dass er besonders groß ist in unserer Gegenwart. Das beweisen die selbstgefälligen Worte der Politiker in diesen Tagen, die sich Christen nennen, und dem Heiligen Vater Vorschläge machen wollen in einer Frage, von der sie nichts verstehen.

Sie reden nach, was die Welt ihnen vorredet, stellen damit aber ihre Kompetenz auch auf anderen Gebieten in Frage. Wenn die Kirchenzeitung unseres Bistums, das Konradsblatt, deren Votum wohlwollend weiterführt, zeigt sie damit ihr geringes spirituelles Niveau und ihren fehlenden kirchlichen Sinn.

Um Einsicht geht es in der ersten Seligpreisung, um Trauer in der zweiten, um Milde und Erbarmen in der dritten und um Sehnsucht in der vierten. Das Erste ist die richtige Selbsteinschätzung, das Zweite die Trauer über das Böse und die Sünde, das Dritte die Nachahmung der überlegenen Güte Gottes und das Vierte das Verlangen nach der Gerechtigkeit.

Immer geht es in den Seligpreisungen um die rechte Innerlichkeit, ob es nun um die Demut geht oder um den Geist der Buße oder um die Sanftmut oder um den geistigen Hunger. Um die Innerlichkeit geht es hier. Menschen ohne Innerlichkeit können sich eigentlich nicht als Christen verstehen. Gerade heute ist das äußerst aktuell. Denn nichts fehlt der Christenheit so sehr wie die Innerlichkeit. Es gibt hier manche Versuche, zugegeben, aber im Grunde leben sie weithin von der Anpassung an die Welt. Über die Seligpreisungen der Bergpredigt können wir von daher gar nicht genug nachdenken.

Gottes Maßstäbe sind andere als die Maßstäbe der Welt. Gott schätzt die Armen, die Trauernden, die Sanftmütigen und die Hungernden. Die Welt schätzt die Reichen, die Selbstbewussten und Selbstgerechten, die Skrupellosen und die Satten. Sie aber können nicht eingehen in das Reich Gottes. Die Seligpreisungen sind ernst gemeint. Amen.

5. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SELIG, DIE VERFOLGUNG ERLEIDEN“

Am vergangenen Sonntag konnten in der Predigt nur vier von den acht Seligpreisungen der Bergpredigt Jesu kommentiert werden. Darum sollen die vier weiteren Seligpreisungen der Gegenstand der heutigen Predigt sein. In der fünften der acht Seligpreisungen geht es um die Barmherzigkeit. Barmherzigsein meint nicht nur Almosen geben. Daran denken wir vielleicht zunächst. Aber das Barmherzigsein ist umfassender. Es meint das Erbarmen mit den leidenden Mitmenschen, sei es, dass sie körperlich leiden oder sei es, dass sie seelisch leiden, egal, ob sie nun in unserem Blickfeld sind oder ob wir nur um ihre Existenz wissen. Das aber ist ein weites Feld. Denn viele Menschen leiden heute unsäglich. Wir unterscheiden die Werke der leiblichen Barmherzigkeit und die Werke der geistigen Barmherzigkeit. Die Werke der Barmherzigkeit sind so bedeutend, dass sie gegebenenfalls den Vorrang haben vor der Gottesverehrung. Scharf tadelt Jesus einmal seine Zeitgenossen mit den Worten: „Ihr verprasst die Häuser der Witwen, indes ihr lange Gebete hersagt“ (Mt 23, 14). Kritisch muss man dazu anmerken, dass heute in der Jüngerschaft Jesu vielfach das eine nach wie vor geschieht, das andere in ihr, das Gebet, jedoch schon seit geraumer Zeit weithin unterlassen wird.

In der Barmherzigkeit geht es um die tätige Liebe. „Das Maß der Liebe“ sagt der gütige Franz von Sales, einst Bischof von Genf († 1622), „ist die Liebe ohne Maß“. Die tätige Liebe hat in unserer Welt einen geringen Stellenwert. Sie wird überlagert durch den Egoismus des modernen Menschen, der sprichwörtlich geworden ist.

In unserer Welt dominiert weithin die Hartherzigkeit. Die Atmosphäre ist sehr kalt geworden in den verschiedenen Bereichen unserer Gesellschaft. Es gibt heute ein lautstarkes soziales Pathos, oftmals, in vielen Varianten.

Hinter ihm verbirgt sich jedoch nicht selten grausame Gefühlskälte.

Auch in der Kirche wird die Barmherzigkeit heute nicht sehr groß geschrieben, im Großen wie im Kleinen. Das zeigt sich etwa, wenn da die Reichen und Angesehenen hofiert, die Armen und Unbedeutenden jedoch nicht beachtet, wenn nicht gar verachtet werden. Das ist nicht die Ausnahme, wenngleich das Gegenteil oft mit Nachdruck betont wird.

Es ist das Erbarmen Gottes, das wir weiterschenken, wenn wir barmherzig sind. Nur wenn wir es weiterschenken, das Erbarmen Gottes, erlangen wir es selber am Ende. Im Talmud, der Bibel der Juden, heißt es: „Wer sich über die Menschen erbarmt, über den erbarmt man sich auch im Himmel“ (Talmud, Traktat Schabbat. 151b).

Die Herzensreinheit - von ihr ist in der sechsten Seligpreisung die Rede - meint allgemein die Reinheit von Sünden. Jede Sünde ist eine Befleckung der Seele. Nicht ganz zu Unrecht denken wir bei der Herzensreinheit zunächst an die Sünden gegen die Keuschheit, denn die Unkeuschheit ist das Einfallstor vieler Sünden. Das erfahren wir heute wie nie zuvor. In allen Religionen weiß man indessen, dass nur der Sündenlose, der Reine, sich der Gottheit nahen darf.

Im Verständnis Jesu meint die Herzensreinheit jedoch in erster Linie die Tugend der Wahrhaftigkeit, die Geradheit, die Aufrichtigkeit, mit der sich die rückhaltlose Hingabe an Gott verbindet.

Gerade heute machen wir immer wieder die Erfahrung, dass, wo sich der Mensch von Gott entfernt, die Lüge von ihm Besitz ergreift, und dass, wo die Lüge Besitz ergreift von einem Menschen, sich dieser immer mehr von Gott entfernt.

In Psalm 24 beten wir: „Wer darf hinaufsteigen zum Berg des Herrn, wer darf an seiner heiligen Stätte stehen, der schuldlose Hände hat und ein reines Herz. … wer nicht auf Falschheit denkt und nicht betrügerisch schwört“ (Ps 24, 3 f).

Also die Ehrlichkeit, die Wahrhaftigkeit ist es, um die es Jesus in erster Linie geht, wenn er die Herzensreinen selig preist. Für ihn hat sie im Grunde ihren Platz noch vor dem Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe. Denn wenn die Liebe nicht ehrlich ist, ist sie ein Zerrbild ihrer selbst. Wie wollen wir Gott und den Nächsten wirklich lieben, wenn wir nicht aus der Wahrheit sind? Nichts Gutes können wir tun, wenn die Lüge uns beherrscht. Wir ahnen die Bedeutung der Tugend der Wahrhaftigkeit, wenn wir wissen, dass wir einem Menschen kein größeres Lob aussprechen können, als wenn wir von ihm sagen, er sei ohne Trug und Falsch.

Die Friedensstifter sind der Gegenstand der siebten Seligpreisung. Mit ihnen sind nicht nur jene gemeint, die zum Nachgeben, zum Dulden und zum Verzeihen bereit sind, die so allem Streit nach Möglichkeit aus dem Wege gehen, sondern auch jene, die aktiv bemüht sind, den Frieden in unsere friedlose Welt hineinzutragen und die zwischen den Menschen vorhandenen Gegensätze auszugleichen. Freilich darf das nicht auf Kosten der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit gehen. Dann gibt es nur einen faulen Frieden. Schon im Alten Testament erhält der Messias die Bezeichnung Friedensfürst (Jes 9, 5; Sach 9, 9). In der Tat hat Christus es als seine entscheidende Aufgabe angesehen, den Frieden in die Welt zu bringen, den Frieden zwischen Gott und den Menschen und den Frieden der Menschen untereinander. Dabei geht er davon aus, dass der Friede der Menschen untereinander den Frieden mit Gott zur Voraussetzung hat. Genau das entspricht wiederum unserer Erfahrung im Alltag, wenn wir wirklich die Au-

gen aufmachen. Wo man sich von Gott abwendet, da ist es auch um den Frieden mit den Menschen geschehen. Die Friedlosigkeit unserer Tage ist weithin die Folge der Abwendung der Menschen von Gott.

Gemäß der achten Seligpreisung sollen die Jünger Jesu sich freuen über die Verfolgungen und Schmähungen, die ihnen zuteil werden, über die Verfolgungen und Schmähungen um der Gerechtigkeit willen, weil sie damit Anteil erhalten an dem Leidensschicksal Jesu, ja schon an dem Leidensschicksal der alttestamentlichen Propheten. Um der Gerechtigkeit willen werden wir verfolgt, wenn wir konsequent auf der Seite Gottes stehen, denn gerecht ist der im Verständnis der Heiligen Schrift, der gewissenhaft den Willen Gottes erfüllt. Übergroßer Lohn wird ihm dafür zuteil.

Die Jünger Jesu werden deshalb verfolgt, zu allen Zeiten, weil die Welt andere Ziele hat, andere Aufgaben und andere Ideale und weil die Welt das Anderssein der Jünger Jesu nicht erträgt. Das liegt letztlich wohl auch dem gegenwärtigen Kampf so genannter engagierter Katholiken aus der Politik gegen die Ehelosigkeit der Priester zugrunde. Sie beweisen damit letztlich, dass sie der Welt angehören und deren Ziele verfolgen. Die Welt will uniformieren, äußerlich und innerlich. Dabei unterliegt sie bei aller Betonung der Toleranz der Versuchung, totalitär zu sein. Das gilt in besonderem Maß für unsere Gegenwart.

Wenn wir in Widerspruch zur Welt treten, folgen wir den Spuren des Meisters, und wo immer das geschieht, da wird das Reich Gottes sichtbar. Die altchristlichen Märtyrer wussten sich, so überliefern es uns die alten Märtyrerakten, in der Stunde ihrer Todesnot Christus nahe als Geist und Kraft. Und sie verstanden ihr Martyrium als Vervielfältigung des Ostersieges Christi. So müssen auch wir es verstehen, unser Martyrium, das uns nicht erspart bleibt, wenn wir treu sind. In der Regel wird es für uns das geistige

Martyrium sein.

Jede Art von Verfolgung um der Gerechtigkeit willen, die uns widerfährt, ist geradezu ein Zeichen für unsere Zugehörigkeit zu dem gekreuzigten Christus und zu seiner Kirche, die mit ihm das Kreuz durch die Zeit trägt.

Das Zeugnis für Christus und seine heilige Kirche in einer gottfeindlichen Welt, die heute bis tief in die Kirche eingedrungen ist, verlangt von uns die Tugend der Tapferkeit, in der wir die Menschenfurcht überwinden. Es sind die Waffen des Geistes, mit denen wir dabei kämpfen. Wenn wir alle Menschenfurcht überwinden, dann sind wir unüberwindlich.

Wer auf der Seite der Wahrheit steht, der steht auf der Seite Gottes. Gott aber ist stärker als die Lüge. Denn der Vater der Lüge ist ein Geschöpf Gottes, ein Geschöpf allerdings, das sich von Gott abgewandt hat.

Die Welt schätzt die Hartherzigen, jene, die sich über alle Gesetze und Gebote hinwegsetzen, denen an der Wahrheit nichts liegt, die skrupellos auf ihren Vorteil bedacht sind und denen der Krieg lieber ist als der Friede und die gegebenenfalls über Leichen gehen. Sie finden jedoch nicht das Erbarmen Gottes am Ende ihres Lebens.

Das Erbarmen Gottes finden indessen jene, die barmherzig sind, die der Sünde in jedweder Form widerstehen und die vor allem die Tugend der Wahrhaftigkeit lieben, die Frieden stiften in dieser Welt und sich so tätig zu Christus, dem Friedensfürsten, bekennen und die tapfer ausharren, wenn sie um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, wenn sie verfolgt werden, weil sie konsequent auf der Seite Gottes stehen. Amen.

6. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WENN EURE GERECHTIGKEIT NICHT VOLLKOMMENER IST ALS DIE DER PHARISÄER, WERDET IHR NICHT IN DAS HIMMELREICH EINGEHEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht von dem alten und dem neuen Gesetz, von der alten und der neuen Gerechtigkeit. Für Jesus bleibt das alte Gesetz in Kraft, aber es wird durch das neue, das er zu bringen gekommen ist, überhöht und vervollkommnet. Er fordert eine neue Gerechtigkeit von seinen Jüngern. Inhaltlich ist alles, was das alte Gesetz enthält, gut in seinen Augen. Darum können und müssen wir auch heute noch die zehn Gebote, die den Kern des alten Gesetzes bilden, zur Grundlage unseres Lebens machen. Inhaltlich ist das alte Gesetz weiterhin gültig, an seinem Inhalt übt Jesus keine Kritik, wohl aber daran, wie es befolgt wurde in seiner Zeit, und speziell auch an der Fixierung auf den Buchstaben, wo immer man es erfüllte.

Das Neue, das Jesus bringt, ist zunächst die Hervorhebung der Gesinnung des Menschen vor Gott, die zentrale Stellung, die er der Gesinnung für das sittliche Tun des Menschen zuerkennt. An die Stelle des überkommenen Legalismus und der überkommenen äußeren Korrektheit setzt er den Geist, die innere Hingabe, das Bemühen des Menschen, Gott selber zu begegnen in den guten Taten, die er verrichtet. Jesus verachtet nicht das äußere Tun, aber es ist für ihn wertlos, wenn es nicht ein Ausdruck der inneren Gesinnung ist.

Jesus lehrt, dass das Äußere und das Innere übereinstimmen müssen, dass das äußere Tun des Guten ein Spiegel einer lauteren inneren Gesinnung sein muss. Das neue Gesetz wird daher in erster Linie bestimmt durch die

Gesinnung der Ehrlichkeit, der Wahrhaftigkeit und der Wahrheitsliebe.

Wenn uns die neue Gerechtigkeit lehrt, dass die rechte Gesinnung das entscheidende Moment in unserem Handeln sein muss, so bedeutet das jedoch nicht, dass sie das alleinige Moment ist. Es muss die äußere Tat hinzukommen als die Erfüllung des Gottesgebotes. Dabei kommt es jedoch nicht in erster Linie auf den Buchstaben an, sondern auf den Geist, der sich hinter dem Buchstaben verbirgt, auf die Absicht Gottes, um deretwillen Gott uns das jeweilige Gebot gegeben hat. Somit verlangt die neue Gerechtigkeit von uns auch inhaltlich mehr, nicht weniger.

Was bedeutet das nun konkret? Wenn wir das fünfte Gebot im Sinne der neuen Gerechtigkeit betrachten, so verbietet es nicht nur den Mord, sondern auch all jene Verfehlungen, die dem Mord vorausliegen, auch wenn sie nicht zum Mord führen, nämlich Hass, Zorn, Habgier, Feindschaft, Unversöhnlichkeit, Ichverliebtheit, Streitereien und Beleidigungen, so fordert es Barmherzigkeit, Güte und grenzenlose Hilfsbereitschaft.

Im sechsten Gebot verbietet Gott den Ehebruch. Dieser ist stets das Produkt einer längeren Entwicklung. Das weiß Jesus, und das lehrt er. Der Ehebruch beginnt mit der Unreinheit im Denken und Reden, mit der fehlenden Kontrolle über die Phantasie, mit der Gleichgültigkeit gegenüber Gott und seinen Geboten, mit dem fehlenden Verantwortungsbewusstsein, mit dem wachsenden Ausfall der Verantwortung, die wir als Menschen nun einmal haben.

Eine Sünde gegen das sechste Gebot ist daher für Jesus jede Form der Unkeuschheit, jede Form der Betätigung der Geschlechtskraft außerhalb der Ehe, und innerhalb der Ehe dann, wenn sie nicht im Dienst der Liebe steht.

Jesus geht es um die personale Liebe in der Ehe, deshalb gibt es für ihn auch keine Ehescheidung, wie es diese ja ursprünglich auch im Alten Testament nicht gab.

Das achte Gebot verbietet im Sinne der neuen Gerechtigkeit nicht nur das falsche Zeugnis und erst recht nicht nur das leichtfertige Schwören, sondern jede Form der Unwahrhaftigkeit, auch die kleinen Lügen im Alltag, weil jede Lüge ein Angriff auf Gott und seine Wahrheit ist. Hier bedenken wir zu wenig, dass Christus gemäß der Apokalypse der wahrhaftige und der treue Zeuge Gottes ist (vgl. Apk 1, 5; 3, 14).

Die neue Gerechtigkeit richtet den Blick nicht nur auf die einzelne Tat, sie bezieht vielmehr ihre ganze Geschichte mit ein, die vielen Einzelsünden, die einer besonderen Verfehlung vorausgehen, und vor allem bezieht sie die Gesinnung mit ein. Die Gesinnung, sie ist das entscheidende Vorzeichen vor der Klammer unserer guten Werke. Jesus weiß: Jede Sünde hat ihre Geschichte. Schwere Sünden fallen nicht wie ein Blitz vom Himmel. Oft liegen sie der eigentlichen Tat lange voraus, oft beginnen sie schon in der Trägheit vor Gott, in der Vernachlässigung des Gebetes, in der Halbheit der Liebe, in der Verkehrung der Gesinnung, oder einfach da, wo wir uns selber suchen, im irdischen Sinne, und nicht bereit sind, für das ewige Leben alle irdischen Interessen hintanzusetzen, wo uns das Auge und die Hand wichtiger sind als die Ewigkeit.

Die alte Gerechtigkeit, die Jesus verbessern, vervollkommnen will, ist die Gerechtigkeit der Pharisäer. In ihrem Denken und in ihrem Tun hat sie vor allem Gestalt angenommen. Sie war veräußerlicht, sie achtete nicht auf die Gesinnung, und sie beharrte auf dem Buchstaben. Hinzukam, dass die Pharisäer stolz waren auf ihre Taten und dafür die Ehre der Menschen in Anspruch nahmen. Sie begnügten sich mit der äußeren Korrektheit und waren

nicht rein in ihren Absichten.

Die alte Gerechtigkeit, wie sie ihre Gestalt gefunden hatte zur Zeit Jesu und wie sie vor allem in der Frömmigkeit der Pharisäer zum Ausdruck kam, reicht, wie Jesus nachdrücklich betont, nicht nur in der Bergpredigt, auch sonst immer wieder, sie reicht nicht hin für das Gottesreich, das er zu bringen gekommen ist. Wir müssen es uns etwas kosten lassen, das Gottesreich. Es fällt uns nicht in den Schoß. Und nicht allen wird es geschenkt. Wir erreichen das Ziel, wenn wir uns um die Treue im Kleinen bemühen, wenn wir den falschen Propheten nicht auf den Leim gehen.

Das Leben des Christen ist nicht ein bequemer Spaziergang. Es bedeutet Kampf aus Liebe zu Gott und aus Liebe zur eigenen Rettung.

An dieser Stelle muss noch ein wichtiger Gedanke angefügt werden. Unser persönliches sittliches und religiöses Bemühen ist notwendig. Es ist die Voraussetzung dafür, dass wir vor Gott bestehen können. Gott erwartet von uns, dass wir ihn fragen, was er von uns erwartet, und dass wir ihm in lauterer Gesinnung unser Herz schenken, nicht einmal, sondern immer wieder. Gott verlangt von uns viel. Aber er verlangt von uns nicht nur viel, er ermöglicht es uns auch, die Last zu tragen, die er uns auferlegt. Denn er lässt uns nicht allein, wenn wir uns ehrlich mühen.

Seine Gnade ist mit uns, wenn wir wirklich ihm dienen und dem Bösen widerstehen wollen. Von dieser Überzeugung geleitet, kann Paulus sagen: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 13). Von daher kann Jesus erklären: „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht“ (Mt 11, 30). Eben deshalb, weil Gott uns nicht nur fordert, sondern auch die Kraft gibt, dass wir dieser Forderung nachkommen können. Deshalb ist es eigentlich nicht schwer, in der neuen Gerechtigkeit zu leben. Unser persönliches Mü-

hen ist allerdings notwendig. Es ist die Voraussetzung dafür, dass wir vor Gott bestehen können. Aber daraus folgt nicht, dass wir irgendeinen Anspruch anmelden können.

Wenn wir alles getan haben, so können wir nur mit leeren Händen vor Gott hintreten. Aber Gott sieht auf unsere Taten und auf unsere Gesinnung, und er schenkt uns einen übergroßen Lohn, wenn wir ihm die Treue halten. Amen.

7. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„LIEBET EURE FEINDE“

Das Evangelium des heutigen Sonntags gipfelt in dem Satz: „Liebet eure Feinde“. Wenn das Alte Testament die Nächstenliebe pries (Lev 19, 16-18), galt als Nächster der Bruder im Gottesvolk, dann noch der Fremde und Beisasse, nicht aber der Feind, nicht der äußere Feind und auch nicht der innere. Die Liebe zum Volksgenossen entspricht irgendwie der Natur des Menschen, ebenso wie der Hass gegenüber dem Feind, auch er entspricht irgendwie der Natur des Menschen. Das Gebot, den Feind zu hassen, ist von daher die Kehrseite des Satzes: Du sollst deinen Nächsten lieben. Zwar ist es an keiner Stelle des Alten Testamentes so formuliert, aber de facto galt es weithin, zumal man damals die Feinde des Volkes Israel gleichzeitig als Feinde Gottes ansah, zum Teil allerdings auch schon bald die persönlichen Feinde. Deshalb rufen die Israeliten in den Rachepsalmen immer wieder den strafenden Zorn Gottes nicht nur auf die Feinde ihres Volkes herab. Im Alten Bund galt es weithin geradezu als ungehörig, denen Liebe zu erweisen, von denen man Hass erfahren hatte. Dennoch gibt es aber schon im Alten Testament auch die Feindesliebe, in Ansätzen, speziell die Liebe zu

dem inneren, dem persönlichen Feind. Deutlich wird das etwa, wenn es im Buch der Sprüche heißt: „Hungert dein Feind, so speise ihn mit Brot, dürstet er, so tränke ihn mit Wasser, denn so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt häufen, und der Herr wird dir es vergelten“ (Spr 25, 21-22).

Von daher ist es konsequent, wenn wir im Judentum, in dem das Alte Testament weitergeführt wird, einerseits Worte finden, die den Hass für erlaubt und unter Umständen gar für geboten erklären, andererseits aber auch solche, die zur Überwindung des Hasses auffordern.

Demgegenüber hat nun Jesus die Überwindung des Hasses und die Feindesliebe zum allgemein verpflichtenden Gebot erhoben. Er erklärt seinen Zuhörern in der Bergpredigt, dass sie auch diejenigen lieben müssen, die ihnen Böses wollen. Für ihn ist die Feindesliebe die äußerste Grenze, bis zu welcher die gebotene Liebe reichen muss. Sie ist von daher charakteristisch für das Christentum, die Feindesliebe, dabei ist sie als allgemeines Gebot geradezu eine revolutionäre Idee. In dieser Form geht sie über alles hinaus, was im Alten Testament und in allen anderen Religionen zu finden ist.

Der menschliche Egoismus antwortet natürlicherweise auf Hass und Unrecht mit Hass. Die Feindesliebe aber ist in diesem Kontext gegen die Natur, sie ist völlig unegoistisch. In ihr wird jeder Egoismus überwunden, in ihr müssen wir jeden Egoismus überwinden.

Dabei bezieht die Feindesliebe sich nicht auf das Gefühl. Im 1. Johannesbrief lesen wir: „Meine Kinder, lasst uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit“ (1 Jo 3, 18). Darum geht es in der Feindesliebe: Um Milde und Demut und um die Überwindung des Hasses und der Sehnsucht nach Rache, weniger geht es da um heldenhafte Taten als um ein dauerndes Verhalten. Daran erinnert uns auch

der heilige Paulus im Römerbrief, wenn es da heißt: „Wenn dein Feind hungert, so speise ihn; wenn er dürstet, so tränke ihn!“ (Rö 12, 20).

Die höchste Form und der echteste Beweis für die Liebe zu den Feinden ist, so sagt es das Evangelium des heutigen Sonntags, das Fürbittgebet für sie: „Betet für die, die euch verfolgen“. Dazu sollten wir immer in der Lage sein, dass wir beten für die, die uns verfolgen. Das Fürbittgebet aber löscht nicht zuletzt auch die Gefühle aus, die wir gegen den Feind hegen. Denn durch nichts wird unser Herz weiter als durch das Gebet.

In der Feindesliebe wird die Güte Gottes von uns gefordert. Der russische Dichter Tolstoi († 1910) sagt: In der von Jesus geforderten Weise lieben heißt „auf göttliche Weise gütig sein“.

Es fällt uns nach dem Philosophen Emmanuel Levinas († 1995) leichter, den Feind zu lieben, wenn wir uns immer bemühen, vom anderen her zu denken und zu leben. Oder wenn wir uns klar machen, dass auch der, der uns hasst, ein Geschöpf Gottes ist.

Wenn sich unsere Liebe auf Freunde und Feinde erstreckt, dann ahmen wir Gott nach in seiner Vollkommenheit, in seiner universalen Güte und Barmherzigkeit, dann werden wir Gott irgendwie gleich, Kinder Gottes werden wir dann. So sagt es das Evangelium des heutigen Sonntags.

Nicht alle Menschen sind von Natur aus Kinder Gottes. So *reden* wir oft. Dieser Gedanke ist dem Neuen Testament und auch dem Alten jedoch fremd. Kinder Gottes *sind* wir nicht, sofern Gott uns geschaffen hat, Kinder Gottes *werden* wir vielmehr durch die Geburt aus Gott, in der uns das göttliche Leben geschenkt wird. Das geschieht in der Taufe. Unter Umständen kann die Feindesliebe die Taufe ersetzen, es gibt die Begierdetaufe, aber

vor allem muss die Taufe sich in der Feindesliebe bewähren. Wir verlieren die Taufgnade, wenn wir uns nicht bemühen, die Feinde zu lieben.

Wenn wir nun unseren Feind lieben, lieben wir nicht die Sünde in ihm. Auch Gott liebt nicht die Sünde in ihm, sondern den Menschen, den Sünder, sofern er ein Geschöpf Gottes ist und sofern er sich von der Sünde abwenden kann. Es geht hier um klare Begriffe.

Durch das universale Liebesgebot erhalten alle anderen Gebote ihren rechten Platz und ihren rechten Rang. Darum sagt zu Recht der heilige Augustinus († 430): „Liebe, dann tu, was du willst“. Das bedeutet nicht, wie es oftmals geschieht, dass man sich mit der Liebe über die Einzelgebote Gottes hinwegsetzen kann. Eine Liebe, die sich über die Gebote Gottes hinwegsetzt, und sei es auch nur das Kleinste dieser Gebote, ist ein Zerrbild ihrer selbst.

Ein letzter Gedanke sei hier noch angefügt: Stets verlangt die Feindesliebe grenzenlose Versöhnungsbereitschaft. Sie verlangt diese jedoch nicht auf Kosten der Wahrheit. Die Wahrheit steht immer an der Spitze, ihr kommt stets der erste Platz zu, weil es ohne die Wahrheit nur geheuchelte Liebe gibt, die aber ist keine Liebe. Und: Die Feindesliebe hat da ihre Grenze, wo durch sie der Macht des Bösen Raum gegeben würde. Gegenüber dem Teufel und seinen Mächten gibt es keine Liebe.

Jesus wendet sich mit dem Gebot der Feindesliebe an alle. Mit schlichter Selbstverständlichkeit verlangt er somit von allen Schweres. In der Feindesliebe geht es um die Gesinnung Gottes oder um die Gesinnung Christi, der sterbend für seine Feinde gebetet hat. Sie ist nicht ein guter Rat, die Feindesliebe. Sie ist ein Gebot für alle, ein entscheidendes Element der neuen Gerechtigkeit. In ihr beansprucht uns Gott ganz und gar für sich.

Wenn wir in diesem Punkt hinter Gottes absoluter Forderung zurückbleiben, so dürfen wir uns damit trösten, dass Gott immer auf unser Bemühen schaut. Wie es für die Liebe Gottes keine Grenzen gibt, so darf es solche auch nicht für uns geben. Das bedeutet indessen nicht, dass Gott nicht die Bösen bestraft und die Guten belohnt. Das ist ein Grundgesetz des Alten wie des Neuen Testamentes. Aber wenn Gott straft, so tut er es immer aus Liebe. Gott ist der Herr unseres Lebens, vor ihm aber müssen wir alle einmal Rechenschaft ablegen. Amen.

8. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„NIEMAND KANN ZWEI HERREN DIENEN“

Gott fordert den Menschen ganz und ohne Einschränkung, ohne Vorbehalte und ohne Abstriche. Darum ist ihm gegenüber nicht möglich, was unter Menschen möglich ist. Ein Sklave kann beispielsweise im Dienst zweier Herren stehen, ein Einzelner kann etwa verschiedene Aufgaben für verschiedene Menschen verrichten. Anders ist das in unserem Verhältnis zu Gott. Gott fordert uns radikal und total, er fordert uns so, wie Menschen uns niemals fordern können. Warum das so ist, das wird uns klar, wenn wir uns vor Augen halten, wer Gott ist und wer wir sind. Gott ist unser Schöpfer, wir aber sind ganz und gar abhängig von ihm.

Alles haben wir ihm zu verdanken, unser Dasein und unsere Tätigkeiten, unsere Freuden und unsere Leiden. Diese unsere Abhängigkeit hat der Schöpfergott noch überhöht, indem er uns in seine innigste Lebensgemeinschaft berufen hat. Über die Schöpfungsordnung hinaus hat er die Heilsordnung gestiftet, weil er uns so Vater sein und auf einer höheren Ebene Umgang mit uns pflegen wollte in der Zeit und in der Ewigkeit.

Gott steht über allen, deswegen kann er nicht mit einem Menschen konkurrieren, erst recht nicht mit einer Sache. Deshalb kann man sich Gott nicht mit einem halben Herzen zuwenden.

Das verkündeten schon die alttestamentlichen Propheten mit unerbittlicher Konsequenz. Sie verkündeten Gott als den eifersüchtigen Gott, der keine Nebengötter, keinen Götzen neben sich duldet.

Dabei müssen wir sehen, dass die Halbheit im Dienst vor Gott eine bleibende Versuchung ist für uns alle.

In alter Zeit erwies man geschaffenen Dingen kultische Verehrung, Naturkräften, Tieren und Menschen. Darüber sind wir hinaus. Aber wir vergötzen das Geschaffene nicht weniger, als die Menschen es damals getan haben. Das heißt: Wir stellen geschaffene Güter in den Mittelpunkt unseres Denkens und Strebens, wir stellen sie neben Gott oder gar an seinen Platz. Das aber ist eine Lästerung Gottes, und das führt uns weg von ihm, immer mehr im Laufe der Zeit.

Viele leben heute in der Gottesferne, weil sie Gott die alleinige Ehre verweigert haben, weil sie glaubten, gleichzeitig Götzen verehren zu können, weil sie die Totalität des Anspruchs Gottes nicht anerkennen wollten. Unter ihnen sind, so paradox das klingen mag, auch manche Hirten, die weitermachen als Hirten, obwohl sie es nicht dürften und es auch eigentlich nicht können. Bedenken wir das, so ergibt sich daraus eine Antwort auf manche Fragen, die uns heute bedrängen.

Viele leben heute in der Gottesferne, weil sie Gott und dem Mammon dienen wollten. Mammon, das meint alles das, worauf wir alle immer wieder unsere Hoffnung zu setzen geneigt sind, Geld, Häuser, Grundstücke, Be-

sitz, aber auch Menschen, Ehre, Macht und Lust. Wenn wir Gott und dem Mammon dienen wollen, dann wendet sich Gott von uns ab, dann verlieren wir ihn.

Tatsächlich haben in unserer Zeit viele Gott verloren, weil sie der Faszination des Besitzes erlegen sind. Vielen ist der Wohlstand zum Ersatzgott geworden. Aber mit einem Ersatzgott kann man nicht leben, vor allem kann man mit ihm nicht sterben. Alle Wege führen uns, wenn wir sie ohne Gott gehen, letzten Endes in die Sackgasse und somit ins Unglück. Der Mensch, der Gott verlässt, treibt schließlich auch ins materielle Unglück hinein. Verschuldung und Arbeitslosigkeit sind heute Vorboten neuer auch materieller Not. Auch sie erklärt sich letztlich daraus, dass viele sich von Gott abgewandt haben. Wir können hier noch einen Schritt weitergehen. Das Chaos, das sich heute in der Welt, aber auch in der Kirche ausbreitet, ist die Folge davon, dass wir Gott verloren haben. Allzu viele wollten auf zwei Schultern tragen und wollen es noch heute. In unserem Verhalten zu Gott aber ist das nicht möglich. Ohne Gott das Glück zu suchen, das ist töricht, ja, verwegen.

Im Tod werden wir es einmal erkennen, wie dumm es ist, den Götzen nachzulaufen in dieser Welt und darüber den wahren und lebendigen Gott zu vergessen, aber dann ist es vielleicht zu spät. Den Apostel Judas führte einst seine Liebe zum Geld in den Abgrund.

Wenn wir Gott den Platz einräumen, der ihm zusteht, wenn wir ihm allein dienen, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit all unseren Kräften und in unbeugsamer Konsequenz, dann können wir sorglos sein. Gott sorgt für uns, wenn wir bemüht sind, ihm uneingeschränkt zu dienen. Mit Recht sorgen und ängstigen wir uns, wenn wir Gott verlassen und den Götzen nachlaufen. Wer Gott verlässt, von dem wendet sich Gott ab. Das lehrt uns

das Leben, das lehrt uns aber auch die göttliche Offenbarung. „Ich ehre den, der mich ehrt, wer mich aber verachtet, der wird zuschanden“, heißt es im Alten Testament im 1. Buch der Könige (2, 30).

Wer sich Gott zuwendet, wer ihn als Vater verehrt und auf ihn hört, der braucht sich vor nichts mehr zu fürchten. Die rastlose Angst und Sorge vieler Menschen heute, ihre Ungeborgenheit und Unsicherheit, sind der Spiegel ihrer Entfremdung von Gott.

Psychologen haben es wiederholt festgestellt, dass der Mensch, der seine Hoffnung auf die Welt setzt, bald in immer größere Hoffnungslosigkeit, Angst und Ungeborgenheit hineingerät. Die Angst ist auch der Grund für die Flucht in die Betäubung durch mannigfache Drogen, die immer neue Abhängigkeiten hervorrufen, an die wir unsere innere Freiheit verkaufen. Das sorglose Vertrauen auf Gott ist also auch ein Weg zu einem erfüllteren und geborgeneren Leben, es dient der seelischen Hygiene und hilft, das Leben in seinen wechselvollen Situationen besser zu meistern.

Wenn die Hingabe an Gott, unseren Vater das A und O unseres Bemühens ist, dann können wir wie Kinder sorglos in den Tag hineinleben. Es gibt jedoch auch eine sträfliche Sorglosigkeit, so wie es eine unverantwortliche Vermessenheit gibt. Vermessenheit ist Hoffnung ohne Fundament.

Die Sorglosigkeit ist indessen die einzig richtige Haltung für uns, sie ist sogar geboten, wenn wir Gott die Ehre geben, wenn wir uns von den zahlreichen Götzen abwenden, die sich uns aufdrängen, wenn wir leben in der Hingabe und im Vertrauen im Blick auf den, der der Anfang und das Ende ist, der uns als Vater Geborgenheit und Sicherheit schenken will, Geborgenheit und Sicherheit auch über die Schwelle des Todes hinaus. Amen.

9. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„NICHT JEDER, DER ‚HERR, HERR' SAGT, WIRD IN DAS REICH GOTTES EINGEHEN"

Mit dem Evangelium des heutigen Sonntags geht die Bergpredigt zu Ende, jene programmatische Rede Jesu, die man nicht zu Unrecht das Evangelium im Evangelium genannt hat.

In diesem Evangelium wird uns der Ernst der sittlichen Forderungen der Bergpredigt eingeschärft und überhaupt die Bedeutung des ethischen Handelns für das ewige Heil. Gleichzeitig wird in ihm den falschen Propheten das Gericht angesagt, jenen, die die Botschaft Christi und der Kirche verfälschen und abschwächen. Über diese beiden Aspekte des christlichen Lebens wollen wir heute Morgen eine Weile nachdenken.

Was den Ernst der sittlichen Forderungen der Bergpredigt und die Bedeutung des ethischen Handelns für das ewige Heil angeht, ist daran zu erinnern, dass das äußere Bekenntnis zu Christus und seiner Kirche nicht genügt. Heute breitet sich ein Taufscheinchristentum aus, das sich nicht selten mit einem billigen Heilsoptimismus verbindet. Ein solches Christentum wird morgen auch noch auf den Taufschein verzichten und schließlich jede religiöse und endlich auch jede sittliche Praxis einstellen.

Im Christentum geht es wesentlich um den Gehorsam gegenüber den Forderungen Jesu und der Kirche, in der Christus fortlebt. In ihnen tritt Gott selbst uns gegenüber. Gegen diese Forderungen spielt man heute immer wieder das persönliche Gewissen aus. Dieses definiert man dabei als normgebende Instanz, liefert es damit aber der Beliebigkeit aus.

Kürzlich konnte man in der Zeitung lesen, ein Theologe habe erklärt, die Kirche müsse die Normen der Sexualmoral ändern - was sie freilich gar nicht kann, da sie sie ja nicht gegeben hat, sondern Gott -, auf jeden Fall müsse die Kirche die Normen der Sexualmoral ändern, weil sonst die Menschen nach ihrem Gewissen entscheiden würden, weil man sonst tue, was man für richtig halte.

Dazu muss zum einen gesagt werden: Würde man wirklich mit gutem Gewissen das tun, was man für richtig hält, dann könnte es einem ja egal sein, was die Kirche dazu zu sagen hat. Zum anderen ist es doch so, dass das Gewissen eben nicht eine normgebende Instanz ist, sondern eine normnehmende. Das Gewissen empfängt die Normen für das Handeln, es setzt sie nicht selber.

In der Welt ist der Begriff des Gewissens im Allgemeinen ein Synonym für Willkür, in der Kirche und in der Theologie sollte es jedoch nicht so sein.

Es zeigt sich hier wieder einmal, dass das Niveau der Theologen viel niedriger ist, als allgemein angenommen wird und dass die Theologie vielfach zur Ideologie geworden ist, dass in ihr vielfach einfach das nachgeredet wird, was draußen in der Welt gesagt wird. Auf eine solche Theologie könnte die Kirche frohen Herzens verzichten. Das ist sicher. Es würde ihr besser gehen, wenn sie es täte.

Das Tun und Lassen des Menschen ist von entscheidender Bedeutung für das ewige Heil. Wie er dieses gestaltet, das liegt jedoch nicht in seinem Belieben. Hier gilt das Gesetz Gottes, wie es uns in der Offenbarung begegnet, das freilich weitgehend identisch ist mit dem Gesetz einer vorurteilsfreien Vernunft.

Das lateinische Wort für Gewissen ist „conscientia“, zu Deutsch „Mitwissen“. Im Gewissen geht es um ein Mitwissen des Menschen mit Gott. Der selige Kardinal Newman († 1890) nennt das Gewissen das Echo der Stimme Gottes. Paulus schreibt im Römerbrief, im Gewissen habe Gott den Heiden sein Gesetz ins Herz eingeschrieben (Röm 1 und 2).

Zwar geht es in der Offenbarung Gottes in erster Linie um die Kommunikation Gottes mit dem Menschen, um die Gemeinschaft des Menschen mit Gott im Gebet und in der Gottesverehrung, aber ohne die Unterwerfung des Menschen unter den Willen Gottes sind die Gottesverehrung und das Gebet rein äußerlich, sind sie Gott ein Gräuel und - vom Menschen her betrachtet - Selbstbetrug.

Gegen diesen Gräuel vor Gott und gegen diesen Selbstbetrug nehmen schon die alttestamentlichen Propheten immer wieder Stellung. Heute bestimmen sie nicht selten die Landschaft in der Kirche. Das heißt: Was man heute gern den Neuaufbruch nennt, ist weithin geprägt von einer veräußerlichten Frömmigkeit, wenn man hier überhaupt noch von Frömmigkeit reden kann. Dementsprechend ist auch die Verkündigung heute stark veräußerlicht und besteht sie weithin darin, dass man die Menschen in dem bestätigt, was sie ohnehin nicht tun.

Der zweite Gedanke ist der, dass in der zu Ende gehenden Bergpredigt unseres Evangeliums den falschen Propheten das Gericht Gottes angesagt wird. Das Gericht Gottes, davon ist heute nur noch wenig die Rede. Es ist ein Gericht der Barmherzigkeit, dieses Gericht, dem niemand entgeht, aber die Barmherzigkeit Gottes greift nicht, wenn ihr nicht die Bekehrung vorausgeht. Und jene falschen Propheten, die Gott im Munde führen, aber ihre eigenen Ideen verkünden, sie werden im Gericht nicht bestehen können vor Gott. Es gibt eine Gerechtigkeit. Gott lässt seiner nicht spotten. So

sagt es ein bekanntes Sprichwort.

Die falschen Propheten erkennt man heute vor allem daran, dass sie den Menschen in den Mittelpunkt stellen, jedenfalls in ihren Reden, dass sie Gott aus dem Zentrum des Christentums herausdrängen und dass sie alle Wahrheit relativieren.

Unsere Gebete sind leer, wenn wir nicht den Willen Gottes erfüllen. Und unerbittlich ist das Gericht Gottes, wenn wir es den falschen Propheten gleichtun und wenn wir ihnen nachlaufen, wenn wir nicht für den Willen Gottes einstehen, sondern für den eigenen Willen, oder wenn wir uns als Propheten des Zeitgeistes darstellen, egal ob wir Priester sind oder Laien, das heißt dem Gottesvolk der Kirche angehören. Wer „Herr, Herr“ sagt, aber ein unsittliches Leben führt, der wird nicht in das Himmelreich eingehen. Und auch jene werden nicht eingehen in das Himmelreich, die sich am Ende rechtfertigen mit ihrem Einsatz für Christus und seine Kirche, dabei aber nicht der Wahrheit und Gott gedient haben, sondern ihren eigenen Wünschen und Begierden, und sich dem Zeitgeist angedient haben. Amen.

1. FASTENSONNTAG

„BEDENKE, O MENSCH, STAUB BIST DU, UND ZUM STAUB KEHRST DU ZURÜCK“

Das vierzigtägige vorösterliche Bußfasten beginnt nicht mit dem ersten Fastensonntag, dem dann bis Ostern fünf weitere Sonntage folgen, sondern vier Tage früher, mit dem Aschermittwoch. Das ist deshalb so, weil seit eh und je die Sonntage nicht als Fasttage gelten. Die Zahl vierzig ist dadurch geheiligt, dass Jesus vor dem Beginn seines öffentlichen Wirkens vierzig

Tage fastend in der Wüste verbracht hat, dass Mose auf dem Berge Sinai vierzig Tage in der Gegenwart Gottes weilte, bevor Israel dem goldenen Kalb huldigte, und dass das auserwählte Volk vierzig Jahre in der Wüste verbringen musste, bevor es in das Gelobte Land einziehen konnte.

Die Wurzeln des vierzigtägigen vorösterlichen Bußfastens reichen zurück bis ins 5. Jahrhundert. Es ist getragen von der Erkenntnis, dass die Feier der Auferstehung des Erlösers nach seinem Kreuzestod einer besonderen Vorbereitung bedarf, damit sie wirksam werden kann für das religiöse Leben seiner Jünger.

Feierte man das Pfingstfest, das Geburtsfest der Kirche, geschichtlich betrachtet, auch früher als das Osterfest, so beging man doch von Anfang an den Sonntag, den Herrentag, als Gedenktag der Auferstehung des Erlösers, wenn man sich an ihm schon in ältester Zeit regelmäßig zur Feier der Eucharistie versammelte.

Eingeleitet wird das vorösterliche Bußfasten durch die eindrucksvolle Zeremonie des Aschenkreuzes. Sie erinnert uns an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen, wenn uns in ihr mit geweihter Asche ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet wird und dabei die Worte gesprochen werden: „Staub bist du, und zum Staub kehrst du zurück“, Worte, die Gott am Morgen der Schöpfung nach der Ursünde dem Menschen gesagt hat. „Im Schweiße deines Angesichtes wirst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden, von dem du genommen wurdest, denn Staub bist du, und zum Staub kehrst du zurück“, so heißt es im Buch Genesis (3, 19).

Die Sünde hat die Menschen einst, am Anfang ihrer Geschichte, ins Unglück geführt, und sie tut es immer wieder aufs Neue. Gott hat ihnen jedoch in der Erlösung einen Weg erschlossen, auf dem sie herausfinden können

aus dem Unglück, das ist der Weg der Buße. Dieser beinhaltet zum einen die Besinnung auf Gott und seine Liebe und zum anderen die reuevolle Abkehr von der Sünde und die neue Hinwendung zu Gott.

Dabei geht es nicht um Gefühle und um Erfahrungen, sondern um das Erkennen der Sündhaftigkeit der Sünde und um den entschiedenen Willen, die Sünde in Zukunft zu meiden. In der Reue bedauern wir, dass wir Gott beleidigt haben durch die Sünde, dass wir ihn missachtet haben, dass wir nicht ihn, sondern uns gesucht haben, und nehmen uns vor, die begangenen Sünden mit Gottes Hilfe in Zukunft nicht mehr zu begehen.

Dazu gehört die Wiedergutmachung des durch die Sünde angerichteten Unheils. Diese erfolgt durch Werke der Buße. Zudem muss die Schuld, die Folge der Sünde, gesühnt werden. Das wusste schon der griechische Philosoph Platon († 347 v. Chr.). Auch die Sühne kann durch Werke der Buße abgegolten werden. Unter ihnen kommt dem Fasten von Anfang an ein besonderer Platz zu in der Kirche. Deshalb wurde die vorösterliche Bußzeit Jahrhunderte hindurch als Fastenzeit bezeichnet. Das Fasten reinigt nicht nur den Geist des Menschen, sondern auch seinen Leib. Dieses Wissen entdeckt seit einiger Zeit wieder auch die profane Welt.

Die Worte Buße und Sünde sind heute Fremdwörter geworden für viele. Was Buße bedeutet, kann nur der ermessen, der die Abgründigkeit der Sünde und der Schuld erahnt. Für viele ist das heute eine „terra incognita“. Allzu viele sind heute davon überzeugt, dass sie in Ordnung sind, dass sie sich in ihrem Verhalten gegenüber Gott, gegenüber dem eigenen Ich und gegenüber dem Nächsten nichts zuschulden kommen lassen. Die Selbstgerechtigkeit ist heute die am meisten verbreitete Untugend. Zum einen hängt das damit zusammen, dass viele gedankenlos in den Tag hineinleben, zum anderen damit, dass ebenso viele, wenn sie nicht gar die Existenz Gottes

leugnen, indirekt oder ausdrücklich, nicht mehr wissen, wer Gott ist. Wir alle wissen nicht mehr recht um die richtende Heiligkeit Gottes.

Früher wurde uns gesagt: Die Sünde ist eine Beleidigung Gottes. Was das bedeutet, weiß ich erst, wenn ich weiß, wer Gott ist. Darüber hinaus wurde uns gesagt, dass die Sünde unser Leben begleitet. „Das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf“, heißt es im 1. Buch des Alten Testamentes (Gen 8, 21). Das will sagen, dass niemand gerecht ist, dass wir jedoch alle gerecht werden sollen.

In der Sünde verneinen wir die Heiligkeit Gottes, verdrängen wir Gott, erheben wir uns über ihn und setzen uns gleichsam an seine Stelle. Wir sündigen, weil wir nicht hören, sondern reden wollen, weil wir uns den Weg nicht zeigen lassen wollen, der uns zum Heile führt, sondern ihn selber bestimmen wollen. In der Sünde verachten wir den Herrn des Himmels und der Erde, treten wir gewissermaßen den mit Füßen, der unser Vater sein will, der uns mit ewiger Liebe geliebt hat und uns seine Gemeinschaft anträgt, hier auf Erden im Glauben und im Gebet und in der Erfüllung seines heiligen Willens, in der Ewigkeit in der glückseligen Anschauung seiner Macht und Größe.

Wer Gott ist, das erahnen wir, wenn wir still werden und in uns hineinhorchen, und, mehr noch, wenn wir auf das Wort Gottes hören, wenn wir vor seinem Angesicht leben und wenn wir immer neu sein Antlitz suchen im Gebet.

Fällt der Mensch innerlich von Gott ab, dann verliert er zuallererst das Gespür für die Sünde. Wenn er aber nicht weiß, was es um die Sünde ist, dann gibt es auch keine Vergebung für ihn, er wird sie nicht suchen, und der Weg der Buße ist ihm verschlossen. Wiedergutmachung und Sühne in der

Gestalt von Werken der Buße sind ihm dann Fremdworte. Unter den Werken der Buße, die gewissermaßen zum Einmaleins des Christseins gehören, kommt, wie bereits betont wurde, dem Fasten seit den Tagen der Urkirche der erste Platz zu. Auch heute noch hat es seine Bedeutung. In der klassischen Form besteht es darin, dass man einmal am Tag eine volle Mahlzeit einnimmt und darüber hinaus möglicherweise noch zwei kleine Stärkungen. So kann man es an allen Tagen der österlichen Bußzeit machen oder am Mittwoch und am Freitag oder nur am Freitag. Diese Form des Fastens kann man jedoch auch über die österliche Bußzeit hinaus ausdehnen. Eine Variante von ihr ist der Verzicht auf Fleischspeisen an allen Tagen der Fastenzeit oder nur an einigen Tagen der Fastenzeit oder auch sonst das Jahr über, vor allem am Mittwoch und am Freitag, oder auch für immer. Den permanenten Verzicht auf Fleischspeisen leisten die Kartäuser, die auch sonst die Fastenzeit weit über die österliche Bußzeit hinaus ausdehnen. Das gilt auch heute noch für einige weitere Orden.

Eine andere Form des Fastens ist der Verzicht auf Dinge, die an sich erlaubt sind, aber die Tendenz in sich tragen, uns zu versklaven. Hier ist an den Verzicht auf Alkohol und Nikotin oder auf Süßigkeiten zu erinnern, oder an den Verzicht auf das Fernsehen oder an den Verzicht auf laute, lärmende Musik und Geselligkeit. Dieser Verzicht kann zeitweilig erfolgen, etwa in der österlichen Bußzeit, oder im Anschluss an den Empfang des Bußsakramentes oder in der konkreten Bekämpfung einer bösen Neigung, oder gänzlich.

Alle Werke der Liebe können wir als Bußwerke verstehen. Dabei haben die Bußwerke es stets mit dem Verzicht zu tun, der uns seinerseits die innere Freiheit schenkt oder uns in ihr festigt. Viele haben diese heute verloren, sie leben in vielfältigen Abhängigkeiten. Schon von daher empfiehlt sich die Übung des Verzichtes. Durch die Selbstbeherrschung werden wir Her-

ren über uns selbst, und durch die Übung des Verzichtes finden wir neu zu uns.

Darüber hinaus ist der Verzicht ein wesentliches Moment der christlichen Existenz. Für den Christen geht es im Verzicht immer um die Liebe, vor allem um die Liebe zu Gott. Stets bewährt sich die Liebe in der Selbstüberwindung. Es gibt keine Liebe ohne das Opfer. Im Opfer erfährt die Liebe ihre Feuerprobe.

Nicht zuletzt kann unsere Bußgesinnung auch darin zum Ausdruck kommen, dass wir die Leiden, die uns auferlegt werden von Gott, mit Geduld tragen und dass wir uns in ihnen mit dem leidenden Christus verbinden. Damit partizipieren wir an dem entscheidenden Bußwerk, das Christus uns in seinem Kreuzestod als göttliche Wiedergutmachung und Sühne geschenkt hat. Darum fordert Christus uns auf, ihm sein Kreuz nachzutragen: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, er nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach“ (Lk 9, 23).

Nun könnte man denken: Wenn dem so ist, dann ist die vierzigtägige österliche Bußzeit eine graue und freudlose Zeit. Gerade das ist sie nicht. Bedeutet sie doch Heimkehr zu Gott. Wenn Heimkehr immer mit der Freude verbunden ist, so ist die Heimkehr zu Gott ein einziges Fest. Gott ist die Quelle der Freude schlechthin. Die Heimkehr zu Gott hat zwar die Umkehr zur Voraussetzung, und sie ist mit Opfer und Entsagung verbunden und mit der Selbstverleugnung, und sie beinhaltet wesentlich die Nachfolge des Gekreuzigten. Aber sie schenkt uns die Erfahrung der inneren Freiheit, und vor allem schenkt sie uns die tröstende Nähe Gottes. Nicht das Genießen macht uns froh oder das Wohlleben, sondern der Verzicht darauf, das Opfer, das aus Liebe gebracht wird, und die Gemeinschaft mit Christus, vor allem auch die Gemeinschaft mit ihm im Leiden. Amen.

2. FASTENSONNTAG

„STEHT AUF UND FÜRCHTET EUCH NICHT“

Taborstunden sind glückliche Stunden, Stunden, in denen sich das Dunkel des Alltags lichtet, in denen wir gewissermaßen einen Blick in den Himmel tun dürfen. Solche Stunden sind unser Trost im Leiden und unsere Kraft, wenn uns Schweres auferlegt wird, wenn wir unter der Last unserer Verantwortung leiden.

Der Ausdruck „Taborstunden“ leitet sich her von der Verklärung Jesu, von der im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede ist. Da sind drei Jünger Jesu Zeugen eines außergewöhnlichen Ereignisses, eines Ereignisses, in dem gewissermaßen die Auferstehung Jesu vorweggenommen wird. Der Vorgang ist unbeschreiblich, als solcher, und ehe sich die Drei besinnen, ist er schon wieder vorüber. „Als sie ihre Augen erhoben“, so heißt es in unserem Evangelium, „sahen sie niemand als Jesus allein“, sie sahen Jesus wieder in seiner menschlichen Gestalt, wie sie es gewohnt waren, ihn zu sehen. Der Alltag hatte wieder begonnen für sie, das ekstatische Erleben - um ein solches handelt es sich hier - war Vergangenheit geworden für sie. Der Meister hatte es den drei Jüngern geschenkt, um sie für die schweren Stunden seiner Passion zu rüsten.

Wir wissen, dass dieses Erleben nicht ausreichte, dass die Drei schon bald, in der Ölbergnacht, völlig versagten, dass einer von ihnen dann am folgenden Tag seinen Herrn gar verleugnen sollte: „Ich kenne diesen Menschen nicht“ (Mt 26, 72). Aber später, nachdem sich dieses Erlebnis wiederholt oder besser: intensiviert hatte, nachdem sie in der Begegnung mit dem Auferstandenen erneut Taborstunden erlebt hatten, da hat es sie ganz erfasst, so dass sie gefestigt waren für den Rest ihres Lebens, und die schwe-

ren Jahre in der Nachfolge des Gekreuzigten konnten sie nun als Missionare leichthin meistern. Sie sahen ihn nicht mehr in Menschengestalt, aber das, was sie erlebt hatten, hatte einen starken Glauben in ihnen hervorgebracht, und die Hoffnung auf die Verheißungen, die ihnen darin geschenkt worden waren, bestimmte nun ihr Leben von Grund auf.

Auch uns schenkt Gott zuweilen die Gnade einer Taborstunde: im Gebet, in einem Gottesdienst, im Empfang eines Sakramentes, in der Begegnung mit einem guten Menschen oder mit der Schönheit der Schöpfung, dann öffnet sich der Himmel gleichsam über uns. Das ist nicht der Alltag. Aber unser Alltag soll verklärt werden dadurch, und wir sollen dadurch gefestigt werden in der Entscheidung für Gott, in der Nachfolge des Gekreuzigten.

Der Glanz solcher Taborstunden muss über unserem Leben bleiben, nicht zuletzt auch deshalb, damit wir in der gequälten und geschundenen Kirche unserer Tage - man hat sehr treffend von dem verwüsteten Weinberg gesprochen - , damit wir in der gequälten und geschundenen Kirche unserer Tage noch immer das Licht und die Herrlichkeit des ewigen Gottes entdecken können.

Es ist schon einige Jahre her, da schrieb mir eine Studentin aus Rom: Für junge Menschen ist es wichtig, zu merken, dass sie nicht in einer sterbenden Kirche leben und dass Menschen aus aller Welt sich um das Petrusgrab und um unseren Heiligen Vater versammeln.

Gerade heute, da sich die Kirche in einem nicht guten Zustand präsentiert, zerstritten und dem Zeitgeist verfallen, da sie entstellt ist wie wohl nie zuvor, da sie ihrem Herrn auf dem Kreuzweg gleicht bis zur Unkenntlichkeit, verfolgt von außen und verraten von innen, da ist es wichtig, dass wir uns den Blick bewahren für ihren verborgenen Glanz, für ihren verborgenen Glanz, der immer wieder einmal durchbricht.

Im Jahre 1975 starb in Frankreich ein junges Mädchen von 21 Jahren im Ruf der Heiligkeit, Claire de Castelbajak. Mitten im Leben, sie war eine begabte Künstlerin, hat sie die Nachfolge Christi gelebt, im Dunkel des Alltags, in den Prüfungen des Glaubens, in den Verwüstungen in Kirche und Welt - sie hatte einen wachen Blick dafür, sie litt besonders unter der Krise der Kirche und des Christentums, die sich schon in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ankündigte -, in all den Verwüstungen in Kirche und Welt war sie geprägt von der Freude, weil ihr Leben von den Taborstunden verklärt war, die das Einerlei ihres Alltags bis hin zu den Ölbergstunden verklärten.

Die Taborstunden müssen auch unser Leben bestimmen, wir dürfen sie nicht vergessen, damit die Freude immer den Vorrang hat in unserem Leben. Bei einem Kirchenvater las ich einmal, man solle im Leid immer an die Freude denken, die einem zuteil geworden sei, und in der Freude solle man die Leiden nicht vergessen, die man erlitten habe, damit man in der Freude nicht übermütig werde und im Leid nicht verzweifle.

Die Nachfolge Christi ist nicht möglich ohne das Leid, ja, wir müssen es in ihr gar suchen, das Leid, etwa im Fasten, das heißt: im Verzicht, in der Entsagung und in der Selbstverleugnung um der Verähnlichung mit Christus willen. Dazu ermahnt uns mit Nachdruck die österliche Bußzeit, wenn wir sie recht verstehen. Dabei müssen wir uns aber die Freude bewahren, den Blick für die verborgene Herrlichkeit Gottes, an der wir einmal Anteil erhalten sollen für immer. Es gilt, dass wir leben aus der Kraft der Taborstunden, die Gott keinem von uns vorenthält. In rechter Weise leiden mit dem Christus - Gott legt uns das Leiden auf, oder wir selber legen es uns auf - in rechter Weise leiden mit Christus, das bedeutet, immerfort von der siegesgewissen Überzeugung bestimmt sein, dass am Ende die Auferstehung steht, die für uns eine Auferstehung zum ewigen Leben sein wird,

wenn wir Zeugnis ablegen für sie in unserem Leben und durch unser Leben.

Im Hebräerbrief heißt es: „Lasst uns außerhalb des Lagers gehen, um seine Schmach mit ihm zu teilen, denn wir haben hier keine bleibende Stätte und suchen die künftige“ (Hebr 13, 13). Dieses Wort sollten wir uns oft vor Augen halten. Es kann uns nur eine Hilfe sein für unser natürliches wie für unser übernatürliches Leben.

Die innere Gemeinschaft mit Christus in seinem Leiden und mit allen Leidenden, sie ist ein tiefer Ausdruck der Liebe. Wahre Liebe kann niemals nur in Worten bestehen, sie muss auch Taten hervorbringen. Das gilt im Hinblick auf die Menschen wie auch im Hinblick auf Gott.

In unserem Evangelium, das uns das Taborgeschehen schildert, heißt es am Ende: „Steht auf, fürchtet euch nicht!“ Diese Aufforderung begegnet uns sehr häufig im Alten wie auch im Neuen Testament. Wir haben niemals einen Grund, uns zu fürchten, wenn Gott mit uns ist. Gott aber ist mit uns, wenn wir mit ihm sind. Das bedeutet nicht zuletzt Treue zur Kirche, die der fortlebende Christus ist. Diese Erkenntnis und diese Haltung haben die Jünger Jesu sich mehr und mehr zu Eigen gemacht in den Jahren ihres Zusammenseins mit dem Meister, endgültig nach dessen Auferstehung. Was ihnen in vielen Taborstunden mehr und mehr zur Gewissheit geworden war, dazu standen sie. Und sie bewahrten die Treue im Gedanken an das Licht, das sie geschaut hatten, und zeigen damit uns allen den rechten Weg. Amen.

3. FASTENSONNTAG

„DU HAST FÜNF MÄNNER GEHABT, UND DER, MIT DEM DU JETZT LEBST, IST NICHT DEIN MANN“

Jesus erwiderte der Samariterin: „Du hast richtig gesagt, dass du keinen Mann hast, denn du hast fünf Männer gehabt, und der, mit dem du jetzt lebst, ist nicht dein Mann“. Das, was damals die Ausnahme war, die Verfehlungen gegen die Ehe, gegen ihre Unauflöslichkeit und gegen die eheliche Treue wie auch allgemein gegen die Ehe als Institution, sofern man sie für überholt hält und sich somit in den Dienst der Zerstörung von Ehe und Familie stellt, das wird heute mehr und mehr zur Regel. Die Konsequenzen der Missachtung von Ehe und Familie für das Menschsein und für die menschliche Gemeinschaft werden im Allgemeinen gar nicht mehr gesehen und nur von wenigen noch angemahnt.

In den Fragen um Ehe und Familie erkennen wir wie in einem Brennpunkt die ganze Misere unserer Zeit. Denn es gibt keinen Bereich des menschlichen Lebens, der so empfindlich, der so anfällig ist und der, wenn er verletzt ist, so sehr das ganze Leben verwundet. Wenn Gott dem Menschen gebietet, die Ehe heilig zu halten, so geschieht das deshalb, weil sie die Quelle des menschlichen Lebens ist, die Wurzel unserer Existenz. Jeder von uns stammt aus einer Ehe und hat in ihr, in der zur Familie auswachsenden Ehe, die ersten und tiefsten Eindrücke seines Lebens empfangen. Was früher selbstverständlich war, verliert in dieser Hinsicht allerdings immer mehr diese seine Selbstverständlichkeit.

Weil der Mensch das Ebenbild Gottes ist, deshalb muss jener Ort heilig gehalten werden, an dem das natürliche Leben des Menschen beginnt. Geschieht das nicht, so ist das ein unermesslicher Schaden für die Eltern und die Kinder, ja, für die Gesellschaft als solche, ganz zu schweigen von der Kirche. Nichts wirkt nachhaltiger auf den Menschen als die Zerstörung die-

ser Quelle.

Die Missachtung der Ehe und der Familie führt zur Missachtung des Menschen, wie auch die Missachtung des Menschen wiederum zur Missachtung der Ehe und der Familie führt.

Was uns heute an Missachtung des Menschen begegnet, das ist ungeheuer. Die wahren Gründe dafür sieht man jedoch im Allgemeinen nicht. Wie leichtfertig heute Menschen ihren Mitmenschen das Leben zur Hölle machen, das entgeht dem nicht, der ein wenig tiefer hineinschaut in unsere Zeit. Ich denke hier nicht nur an die ungezählten Ehetragödien. Hinter einer schönen Fassade verbirgt sich oft namenloses Leid - was nicht sein müsste -, künstlich von Menschen verursacht.

In welch schreckliche Unfreiheit die so genannte sexuelle Freiheit viele Menschen heute führt, nicht nur junge, auch alte, davon schweigen die Massenmedien. So ist es immer: Die Verführer lassen die Verführten allein, wenn sie in Not gekommen sind.

In welche tragische Abhängigkeit geraten junge Menschen durch die Sünde der Unzucht und durch ihre leichtfertig begonnenen Konkubinate. Schamlos werden sie ausgenutzt und lassen sich ausnutzen. Und wie werden sie da gedemütigt? Weit mehr, als das je in den so genannten patriarchalischen Ehen der Fall gewesen ist.

Die Folge der Zuchtlosigkeit und der Missachtung der Ehe ist die Eskalation der Abtreibung. Da ist der Mensch, das Ebenbild Gottes, nicht mehr als ein Zellhaufen, als eine Kaulquappe, eher noch weniger. So handelt man, und so sagt man es auch. Es ist bezeichnend, dass man in der gegenwärtigen Debatte um die Abtreibung nichts hört von sexueller Disziplin, von der

Notwendigkeit, dass dem Menschen Ideale gezeigt und vorgelebt werden. Lieber baut man Abtreibungskliniken und spricht von dem Recht auf Abtreibung, als dass man dafür sorgt, dass man gar nicht erst in diese Situation hineinkommt.

Hier liegen die eigentlichen Ursachen für die Umtriebe auf den Straßen unserer Städte, für die wachsende Kriminalität, für die sich ausbreitende Selbstzerstörung der jungen Menschen im Griff nach dem Alkohol, nach dem Nikotin und nach den Drogen.

Wir müssen darin Symptome einer extremen sittlichen Auszehrung erkennen, Symptome einer inneren Anarchie, eines Chaos in den Seelen allzu vieler.

Da fehlt es an der Religion. Das Vakuum des Christentums hat unheimliche Leerräume entstehen lassen.

Der Mensch verliert die Moral, wenn er die Ewigkeit verliert, wenn es für ihn nur noch diese unsere vergängliche Welt gibt. Und mit der Ewigkeit verliert er die Mitte. Wenn er aber die Mitte verloren hat, wird er gefährlicher als ein wildes Tier, zerstört er sich selbst und seine Mitwelt und seine Umwelt - und merkt es nicht einmal mehr. Ein wenig plakativ könnte man sagen: Der Abfall vom Christentum zerstört die Moral, und die Zerstörung der Moral führt zum Abfall vom Christentum.

Sagen wir nicht: Gesündigt hat der Mensch immer, und die Gottlosigkeit gibt es, solange die Welt besteht. Die Gottlosigkeit, die Religionslosigkeit, der Massen ist ein ganz neues Phänomen. Das gab es so noch zu keiner Zeit.

Heute ist jedoch nicht nur die Religion gefragt, heute ist das Christentum gefragt - das ist mehr als nur eine Religion oder eine religiöse Haltung -, heute ist nicht nur die Religion gefragt, sondern das Christentum, da wir heute, auf der Höhe unserer Zivilisation, gefährlicher leben als je zuvor. „Ohne Gott gibt es keine Zukunft“, das ist das Motto des Papstbesuchs, der im kommenden Herbst bei uns erfolgen wird. Gemeint kann damit nur der Gott des Christentums sein, der wahre Gott.

Es gibt für uns nur eine Möglichkeit, den Menschen vor dem Absturz zu bewahren und den Menschen im Menschen zu retten, das ist die Besinnung auf das Christentum, auf die Botschaft der Kirche. Und diese besagt in ihrem Kern, dass der Mensch - wie es wiederholt in den Evangelien heißt - sein Leben gewinnt, wenn er bereit ist, es zu verlieren, es hinzugeben, um Gottes willen, dass er es aber verliert, wenn er alles daransetzt, um es zu gewinnen. Diese Besinnung aber hat zur Voraussetzung die Ehrfurcht vor Gott und vor seinen Geboten und die Ehrfurcht vor dem Menschen, dem Ebenbild Gottes, der Krone der Schöpfung.

Das Evangelium des heutigen dritten Fastensonntags erinnert uns an die Missachtung von Ehe und Familie in unserer Zeit, an die sexuelle Verwilderung, die als Fortschritt ausgegeben wird, worin sich jedoch eine erschreckende Missachtung des Menschen zeigt. Sie ist die Folge der Abwendung von Gott, die Folge der Abwendung von der Botschaft des Christentums, die noch vor kurzem das Leben vieler bestimmt hat, von der sich heute jedoch immer weniger Menschen ansprechen lassen. Das führt in wachsendem Maß zum Verlust der Moral und des Verantwortungsbewusstseins allzu vieler. Die Wiederhinwendung zu Gott, zum Christentum und zur Botschaft der Kirche ist heute zu einer Lebensfrage der Menschheit geworden. Es geht dabei um die Rettung des Menschen im Menschen. Wir müssen auch hier - wie eigentlich immer - bei uns selber anfangen, bei un-

serer Gesinnung und bei unserem Handeln.

Ein wichtiger Punkt ist hier die Übung der Entsagung, das was der eigentliche Sinn der Fastenzeit ist. Wenn wir uns selbst überwinden, so reinigen wir unsere Seele, so erkennen wir aufs Neue das Wesentliche, werden wir stark im Guten und erhalten himmlischen Lohn.

In der Fastenpräfation beten wir: Durch das Fasten des Leibes unterdrückst du die Sünde, erhebst du den Geist, spendest Tugendkraft und Lohn.

Beginnen wir mit der Entsagung. Dann schenkt uns Gott das rechte Denken, das rechte Reden und das rechte Tun. Amen.

4. FASTENSONNTAG

„EINST WART IHR FINSTERNIS, JETZT ABER SEID IHR LICHT IM HERRN“

Traditionellerweise bezeichnen wir den heutigen Sonntag als den Sonntag „Laetare“. „Freue dich“, dieser Imperativ gilt der Kirche und somit uns allen, die wir die Kirche lieben. Dieser Sonntag markiert die Mitte der heiligen Quadragesima.

Das Evangelium spricht heute von der Heilung eines Mannes, der von Geburt an blind war; ihm wird das Augenlicht geschenkt. Diese Heilung ist nicht nur eine wunderbare Kundgebung der Allmacht Gottes in Jesus von Nazareth, in ihr erweist sich dieser nicht nur als der von Gott Gesandte, als der Messias, in ihr werden wir daran erinnert, dass wir alle einst Kinder der Finsternis gewesen und Kinder des Lichtes geworden sind. Die heilige Tau-

fe hat uns sehend gemacht, nicht für unsere sinnenhafte Welt, sondern für die unsichtbare Welt Gottes und uns befähigt, für diese Welt zu leben. Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags charakterisiert das Leben des Getauften als ein Leben im Licht. Und sie ermahnt uns, als Kinder des Lichtes zu leben und die zum Licht zu führen, die in der Finsternis wandeln.

Die Symbolik von Licht und Finsternis durchzieht das ganze Alte Testament und noch mehr das Neue. In ihr steht das Licht für die Gottesnähe, die Finsternis aber für die Gottesferne. Die Gottesferne bedeutet in dieser Symbolik Unwissenheit und Sünde, die Gottesnähe aber Segen und Heiligkeit.

„Einst wart ihr Finsternis“, so beginnt die (zweite) Lesung, „jetzt aber seid ihr Licht im Herrn“ (Eph 5, 8). Das will sagen: Wir sind blind gewesen, jedoch in der Taufe sehend geworden. De facto wandeln wir indessen immer wieder in der Finsternis, sofern wir noch vielfach der Unwissenheit und der Sünde verhaftet sind, der Unwissenheit im Hinblick auf das Wesentliche, im Hinblick auf das, worauf es ankommt, und der Sünde, sofern die Sünde immer wieder Besitz ergreift von uns. Unter diesem Aspekt besteht unser Christsein wesentlich darin, dass wir das werden, was wir sind.

Wenn wir Licht sind im Herrn, wie es in der Lesung heißt, dann muss auch unsere Lebensführung vom Licht des Herrn erleuchtet sein. Darin überwinden wir dann in wachsendem Maß die Finsternis der Unwissenheit und der Sünde.

Christus ist das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. So sagt es Johannes im Prolog zu seinem Evangelium.

Als Kinder des Lichtes wandeln wir, wenn wir Gott durchscheinen lassen

in unserem Leben, wenn wir die Freundschaft mit Christus suchen und nicht aufhören, nach der Vollkommenheit zu streben. Der Apostel Paulus ermahnt die Gläubigen der Gemeinde von Philippi und mit ihnen uns alle: „Seid so gesinnt wie Christus“ (Phil 2, 5). Genau das ist gemeint mit der Freundschaft mit Christus und mit dem Streben nach der Vollkommenheit.

Die Freundschaft mit Christus fordert von uns das Bemühen um die Verähnlichung mit ihm. Schon im natürlichen Bereich strebt der wirklich Liebende danach, die geliebte Person nachzuahmen. Das aber führt uns zur Vollkommenheit.

Unsere Lesung sagt das Gleiche mit anderen Worten, wenn sie das innere Gutsein, die Gerechtigkeit und die Wahrheit als die Frucht des Lichtes bezeichnet. Mit dem inneren Gutsein ist die Rechtschaffenheit gemeint, die man auch als eine Verbindung von Liebe und Güte bestimmen kann. Innerlich gut sind wir, wenn wir tun, was Gott wohlgefällig ist, wenn wir nicht uns selber gefallen oder anderen gefallen wollen, sondern Gott. Die Gerechtigkeit meint die Sachlichkeit, dazu gehört nicht zuletzt, dass wir uns bemühen, jedem nicht nur das Seine zukommen zu lassen, sondern es ihm auch von Herzen zu gönnen. Und die Wahrheit, sie suchen wir, wenn wir jeder Lüge und Verstellung abschwören, wenn wir sie gegen die Heuchelei der Kinder dieser Welt stellen.

Den Früchten des Lichtes stehen die unfruchtbaren Werke der Finsternis entgegen. Sie sind vielgestaltig und zahlreich und ihr vermeintlicher Gewinn ist trügerischer Schein. Sie bestehen in der Freude am Unrecht, an der Ungerechtigkeit und an der Unwahrhaftigkeit.

Nicht alle wollen das Licht, es gibt in dieser unserer Welt so etwas wie das Geheimnis der Bosheit. Gerade heute begegnet es uns in exzessiver Weise,

breitet es sich immer mehr aus, so sehr, dass viele meinen, es gehe zu Ende mit unserer Welt.

Die Finsternis tötet, das gilt auch im natürlichen Leben, während das Licht gute Früchte reifen lässt.

Jene, die noch gänzlich in der Finsternis der Sünde und der Unwissenheit leben, dürfen wir, soweit es an uns liegt, nicht mit ihren Werken und durch diese zugrunde gehen lassen. Denen, die selber Licht geworden sind, obliegt es, Lichtbringer zu sein für die, die noch in der Finsternis sind. Da sind wir alle gefordert. Letztlich ist das eine Bedingung für unser ewiges Heil.

Es ist schon viel getan, wenn wir das Böse an den Tag bringen. Das muss freilich in Bescheidenheit geschehen und in Zurückhaltung. Beim Namen sollen wir es auf jeden Fall nennen, es nicht mit dem Mantel der Liebe zudecken. Unsere Liebe sind wir zwar denen schuldig, die Böses tun, nicht aber dem Bösen. Die Bösen sollen wir lieben, das Böse aber sollen wir hassen.

Kinder des Lichtes sind wir geworden durch die heilige Taufe. Als solche müssen wir uns bewähren. Das bedeutet, dass wir uns ein Leben lang bemühen, das zu werden, was wir sind, in einem mühsamen Kampf gegen die Mächte der Finsternis, die mächtig sind in dieser Welt, heute mehr denn je. Es geht darum, dass wir Gott immer mehr durchscheinen lassen in unserem Leben, dass wir Christus nachahmen und seine Gemeinschaft suchen und nicht aufhören, nach der Vollkommenheit zu streben.

Ein bedeutender und unverzichtbarer Ausdruck unseres Kampfes gegen die Mächte der Finsternis ist die Entsagung, ist der Verzicht auf Erlaubtes, ein

wesentliches Element unserer Vorbereitung auch auf das Fest der Auferstehung des Herrn. Immer muss der Verzicht aus Liebe geleistet werden. Dann wächst durch ihn die Liebe zu Gott in uns, die Liebe zu Gott und zur jenseitigen Welt sowie die Liebe zu den Menschen, mit denen wir zusammen leben. Wenn wir den Verzicht recht verstehen, ist er nicht etwas Negatives, sondern zuhöchst etwas Positives. Darum geht er auch nicht mit der Traurigkeit einher, sondern mit jener Freude, die stets die Erfahrung der inneren Freiheit begleitet und womit uns die Erfahrung der Nähe Gottes immer neu beglückt. Amen.

5. FASTENSONNTAG (PASSIONSSONNTAG)

„DIE ZU CHRISTUS GEHÖREN, HABEN IHR LEIBLICHES LEBEN MIT SEINEN LASTERN UND BEGIERDEN GEKREUZIGT“

Zwei Begriffe beherrschen das Evangelium und die Lesung(en) des heutigen Sonntags, Schlüsselbegriffe des Alten wie des Neuen Testamentes, im Neuen Testament begegnen sie uns besonders häufig im Johannes-Evangelium, die Begriffe „Leben“ und „Tod“. Wenn sie die Liturgie des heutigen Sonntags beherrschen, geschieht das deshalb, weil heute die Passionszeit beginnt, in der wir uns intensiver als sonst daran erinnern, dass uns vor zwei Jahrtausenden durch den grausamen Tod eines Gerechten, eines Gerechten, der mehr gewesen ist als ein Mensch, das wahre Leben geschenkt worden ist, dass unsere Welt des Todes damals verwandelt worden ist, sofern sie diese Verwandlung nicht zurückgewiesen hat und oder gar noch heute zurückweist.

Die Begriffe „Leben“ und „Tod“ beinhalten mehr als ihren unmittelbaren und vordergründigen Aussagegehalt. Der körperliche Tod und das irdische

Leben verweisen uns auf den Tod der Seele, der aus der Gottesferne folgt, und auf das unvergängliche ewige Leben, das keinen Tod mehr kennt. Ja, Gott sagt uns in der Offenbarung, dass das, was wir gemeinhin Leben nennen, in Wirklichkeit oft Tod ist, dass aber das, was wir gemeinhin Tod nennen, in Wirklichkeit oft Leben ist.

Darauf verweist uns auch die Auferweckung des Lazarus im Evangelium des heutigen Sonntags. Lazarus erhält das zeitliche Leben zurück. Diese Tat Gottes will uns nicht zuletzt ein Hinweis sein auf das ewige und unvergängliche Leben, das Gott uns immer neu schenkt in seiner Kirche.

Das unvergängliche und wahre Leben erwächst aus dem Tod Jesu, den wir in jeder heiligen Messe dankbar begehen, der aber in besonderer Weise für uns Gegenstand der Erinnerung ist in den zwei letzten Wochen vor Ostern und in den 50 Tagen der Osterzeit, zunächst mehr in seiner grausamen Wirklichkeit, dann mehr in seiner beglückenden Wirkung. Zunächst ist es der Vorgang des Sterbens Jesu, den wir bedenken, dann ist es das Ergebnis, das wir bedenken, das strahlende Leben, das aus dem Tode des Gekreuzigten hervorgegangen ist. Zunächst ist es die Feier des Todes, dann ist es die Feier des Lebens. Dabei ist der Angelpunkt die Osternacht, der Höhepunkt des Kirchenjahres schlechthin.

Wir sprechen vom Leben der Gnade, vom göttlichen Leben, von der Freundschaft, von der Kindschaft Gottes, worin uns die Frucht des Todes unseres Erlösers, das wahre, das unvergängliche Leben, geschenkt wird. Dieses Leben der Gnade findet seine Vollendung in der ewigen Gemeinschaft mit Gott, wenn wir in ihm verharren.

Das göttliche Leben in uns, heute ist es ein verschämtes Thema in der Kirche und in ihrer Verkündigung, wenn es überhaupt noch angesprochen

wird, ist doch die Botschaft der Kirche heute weithin horizontalistisch verkürzt, hat sie doch ihre eigentliche Substanz heute weithin verloren. Dabei ist das Leben der Gnade das innerste Geheimnis unseres Christenlebens, weil es das eigentliche Geschenk der Erlösung ist: Aus dem Tod des Erlösers ist es hervorgegangen.

Es geht hier um die heiligmachende Gnade, um das göttliche Leben, um die übernatürliche Gemeinschaft mit Gott, es geht hier um die übernatürliche Dimension des Christentums, heute ist sie uns gleichsam unter der Hand verloren gegangen. In der heiligmachenden Gnade werden wir der göttlichen Natur teilhaftig, werden wir Gott ähnlich, und nimmt der dreifaltige Gott Wohnung in uns, in ihr werden wir an Kindesstatt angenommen und in Gottes Familie aufgenommen. In ihr erhalten wir ein neues Leben, das wir zwar verlieren können, das aber in sich unsterblich und unvergänglich ist.

Dieses neue Leben geht aus dem Tod Jesu hervor, und es wird uns zuteil im Sakrament der Taufe. Darum hängt auch die Taufe zutiefst mit dem Geheimnis des Todes und der Auferstehung unseres Erlösers zusammen, genauer: zum einen mit seinem Tod und mit seiner Auferstehung, zum anderen mit der kultischen Feier dieses Geschehens. In der Feier der heiligen Messe werden der Tod und die Auferstehung Jesu kultisch begangen oder sakramental gefeiert.

In der Taufe wird uns das neue Leben zum ersten Mal geschenkt, das neue Leben, das aus dem Tod des Gerechten hervorgegangen ist - in dieser unserer Welt der Ungerechtigkeit. Und wenn wir das neue Leben verloren haben durch die Sünde, durch die schwere Sünde, so haben wir das rettende Brett, die rettende Planke nach dem Schiffbruch - so nennen die Kirchenväter, die frommen Schriftsteller der Alten Kirche, das Bußsakrament.

Im Leben der Gnade beginnt das ewige Leben, ohne das Leben der Gnade aber können wir nicht zu Gott kommen, kann niemand zu Gott kommen. Für jene, die ohne dieses Leben sterben, ist der leibliche Tod eine unbeschreibliche Katastrophe. Nennen wir es jedoch unser eigen oder, um es ein wenig bescheidener auszudrücken, bemühen wir uns darum, dass wir es bewahren und Tag für Tag vertiefen, dann ist der physische Tod nur eine Lappalie für uns.

Das Leben der heiligmachenden Gnade, die Kindschaft Gottes aber verpflichtet uns, denn immer ist es so, dass der Adel verpflichtet. Das gilt auch im Alltag unseres irdischen Lebens. Wir müssen der Sünde sterben, um für Gott leben zu können.

Das Leben der Seele, das wahre Leben, ist nicht zu haben ohne den Preis des mystischen Sterbens, des geheimnisvollen Sterbens mit Christus, das immer wieder aufs Neue erfolgen muss.

Der Sünde sterben, um mit Christus zu leben. Darum geht es im Leben des Christen. Unsere Verähnlichung mit Christus, in seinem Leben und in seinem Sterben, darauf kommt es in erster Linie an in unserem Leben. Das Gnadenleben geht verloren, wenn wir es nicht bewahren, wenn wir es nicht bewahren in einem Leben im Heiligen Geist.

Das bedeutet, dass wir nicht nur nach dem Lebensstandard leben oder, wie wir so gern sagen, unsere berechtigten Interessen wahrnehmen, dass wir nicht nur die Befriedigung unserer Wünsche kennen, dass wir nicht nur unsere eigene Ehre und unser persönliches Fortkommen suchen, sondern dass wir Gott die Ehre geben und unseren Mitmenschen in Güte begegnen, dass wir saubere Arbeit leisten und unsere Arbeit Gott weihen, dass wir nicht untätig bleiben und mit unserer Zeit verantwortungsbewusst umgehen, um

nicht zu sagen, dass wir geizen mit ihr, und dass wir sie für die Ewigkeit einsetzen.

Der heilige Paulus drückt das einmal so aus: Als neue Menschen müssen wir leben in Liebe, in Freude, in Friedfertigkeit, in Geduld und Güte, in Langmut und Demut, in Treue, in Bescheidenheit, in Enthaltsamkeit und in Keuschheit (Gal 5, 22). Er fügt hinzu: „Die zu Christus gehören, habe ihr leibliches Leben mit seinen Lastern und Begierden gekreuzigt“ (Gal 5, 24).

Also: Leben im Geist - so drückt es unsere (zweite) Lesung aus -, wenn wir im Heiligen Geist leben, überwinden wir den physischen, den körperlichen Tod, erlangen und bewahren wir das Leben der Gnade, dann leben wir schon in dieser Welt das größere Leben, jenes Leben, das keinen Tod mehr kennt.

Was hier von uns gefordert wird, das ist, dass wir täglich mit Christus sterben, geistigerweise, das wir täglich in seinen Tod eingehen, um täglich mit ihm aus dem Tod zum neuen Leben zu erstehen.

Allein, diese zentrale christliche Wirklichkeit und dieser zentrale christliche Imperativ, viele von uns wissen nicht mehr darum. Viele wissen nicht mehr um das Leben im Geiste, um das Leben aus der Gnade der Gotteskindschaft. Sie binden sich ganz und gar an das irdische Leben und fürchten infolgedessen nichts mehr als den Tod. Sie leben ihren Lastern und lassen sich treiben. Das ist nicht ganz neu. Schon Paulus spricht von jenen, die nach dem Motto leben „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“. Aber heute scheint diese Haltung mehr verbreitet zu sein als je zuvor, obwohl wir uns für fortgeschrittener und klüger halten als die Menschen in irgendeiner früheren Epoche der Geschichte.

Alle suchen das Leben. Nur täuschen sich nicht wenige, sofern sie das Leben mit dem Tod verwechseln, sofern sie das Leben wollen, aber den Tod wählen. Bemühen wir uns, das Leben der Gnade zu bewahren und zu vertiefen, das wahre Leben, und nichts mehr zu fürchten als die schwere Sünde, die den ewigen Tod nach sich zieht. Wenn wir Christus nachfolgen und demütig die Sakramente der Kirche empfangen, bewahren und vertiefen wir das wahre Leben in uns. - Und beten wir für die, die uns nahe stehen und nur das irdische, das vergängliche Leben kennen, damit sie zur Einsicht kommen. Amen.

6. FASTENSONNTAG (PALMSONNTAG)

„HOSANNA DEM SOHNE DAVIDS“

Der heutige Palmsonntag steht im Zeichen des feierlichen Einzugs Jesu in Jerusalem, der das Leiden und Sterben unseres Erlösers einleitete. Schon früh hat man diesen Einzug in der Liturgie nachgeahmt - in der Gestalt der Palmprozessionen, zunächst in Jerusalem, dann in Rom und schon bald im ganzen christlichen Abendland. Bei seinem Einzug in Jerusalem wird Jesus als der Sohn Davids, das heißt: als der lang erwartete Messias gefeiert. Das findet seinen Ausdruck in dem Hosanna der jubelnden Menge. Eine Reminiszenz daran begegnet uns in jeder heiligen Messe, vor dem Beginn des Hochgebetes, wenn wir das Dreimalheilig beten oder singen. Das ist ein Hinweis darauf, für wie bedeutsam die Kirche von Anfang an den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem erachtete und auch das Hosanna der jubelnden Menge. Dem Hosanna folgt jedoch schon allzu bald das „crucifige“, das „ans Kreuz mit ihm“.

Der Umschwung bei den Massen, heute das Hosanna, morgen das „crucifi-

ge“, die Geschichte hat viele Beispiele dafür, vielleicht haben wir auch selber das schon im Kleinen erlebt, in unserer persönlichen Biographie. Wenn der Gefeierte auf die Wünsche der Massen nicht eingeht, dann lassen sie ihn fallen, dann verkehrt sich sehr schnell die Liebe in Hass - der Hass und die Liebe sind oftmals näher beieinander, als wir das ahnen. Einen ähnlichen Umschlag, wie Jesus ihn nach seinem Einzug in Jerusalem am Beginn seines Leidens erlebt, erlebt er nach der wunderbaren Brotvermehrung, als er von dem eucharistischen Brot spricht, welches das ewige Leben schenkt. Die Reaktion damals drückt das Johannes-Evangelium mit den Worten aus: „Diese Rede ist hart, wer kann sie hören“ (Joh 6, 60). Die Folge war dazumal die, dass sich viele von ihm abwandten. Immerhin, mit einem Male war die Begeisterung verflogen.

Wo Menschen zur Masse werden, da herrscht die Allmacht der Gefühle. Gefühle aber sind trügerisch und vor allem unberechenbar, schnell schlagen sie um, allzu oft treibt in ihnen die Willkür des Unbewussten ihr Spiel.

Die Gunst der Massen, jäh schlägt sie um. Die Massen sind auch allzu leicht zu beeinflussen. Haben die Akteure sie einmal in der Hand, dann lassen sie sich unschwer aufputschen und missbrauchen. Mühelos lassen sie sich manipulieren, die Massen, so erleben wir es auch heute, mühelos lassen sie sich manipulieren, und sie wollen manipuliert werden. Ihre Akteure sind heute die Massenmedien und die Allgewaltigen, die die Massenmedien dominieren und dirigieren.

Jesus wusste um die Wankelmütigkeit der Menschen, vor allem, wenn sie in der Masse sind, deshalb „vertraute (er) sich ihnen nicht an“, wie es im Johannes-Evangelium heißt, als viele angesichts der Wunder, die er wirkte, „an seinen Namen glaubten“ (Joh 2, 23). Das war bei einem früheren Besuch Jesu in Jerusalem. Mehr als einmal hat er die Erfahrung gemacht, dass

das Volk ihn bitter enttäuschte. Deshalb war er zurückhaltend. Christus hat sich in seinen Erdentagen nicht angebiedert und um die Gunst des Volkes gebuhlt, wie es heute nicht selten seine Stellvertreter, die Priester und oftmals gar auch die Bischöfe, machen, weil sie allzu sehr an sich selber denken und gut dastehen wollen, weil sie nicht bereit sind, mit Christus zu sterben.

Stets muss uns die Begeisterung der Massen skeptisch machen, nicht nur, weil ihr allzu schnell ein Umschwung folgen kann und oft auch folgt, sondern auch deshalb, weil ihr in der Regel die Vernunft fehlt, weil die Begeisterung der Massen über die Wahrheit oder die Kompetenz einer Person oder einer Sache nichts aussagt. Das lehrt uns das Leiden und Sterben unseres Erlösers. Aber auch die alltägliche Erfahrung lehrt uns das.

Christus geht freiwillig in den Tod. Er opfert sich aus Liebe. Das Kreuz ist der Thron seiner Liebe. Er erklärt: „Wenn ich erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehen“ (Joh 12, 32). Dabei wird er ein Opfer der Blinden, und er erfährt darin bitteren Undank. Aber er bleibt sich selber treu im Gedenken an den Auftrag, den er von Gott erhalten hat.

Die Massen oder besser: Jene, die die Massen manipulieren, drängen dem Pilatus das Gesetz des Handelns auf, der sich seinerseits absolut unwohl fühlt in seiner Rolle und darum an das Mitleid appelliert. Die Masse kennt jedoch kein Mitleid, immer ist sie grausam, viel grausamer als der Einzelne, zumal wenn sie skrupellose Einpeitscher hat. Die Massen schreien das Gewissen des Pilatus nieder mit ihrem „ans Kreuz mit ihm“.

Im Glauben wissen wir, dass das Leiden und Sterben Christi ein Sieg war, nicht eine Niederlage. Nicht erst in der Auferstehung hat der Erlöser den Sieg errungen. Schon in seinem Tod dürfen wir ihn als Sieger feiern. „Der

am Holze siegte, sollte auch am Holz besiegt werden“, heißt es in der Kreuzespräfation. Im Tod des Erlösers erfahren wir, dass Untergang Sieg, dass Sterben Leben, dass Torheit Weisheit und dass Verlust Gewinn ist.

Die Mächtigen, die Jesus verurteilten, die ihn quälten und töteten, konnten das nur mit Gottes Zulassung. Und freiwillig hat er sein Leben hingegeben, in der gehorsamen Hinnahme des Todes aus der Hand des Vaters hat er die Sünde besiegt und den Tod, den Sold der Sünde, wie der Völkerapostel Paulus es in seinem Brief an die Römer ausdrückt (Röm 6, 23).

Wenn wir an dem Leiden und Sterben Jesu teilnehmen, wenn wir uns mit ihm in seinem Leiden und Sterben vereinigen, dann nehmen wir auch teil an seinem Sieg, der endgültig ist.

Der Palmsonntag erinnert uns an die Wankelmütigkeit der Menschen, er erinnert uns daran, dass es töricht ist, um die Gunst der Massen und der Massenmedien und der Mächtigen dieser Welt zu buhlen. Er erinnert uns aber auch daran, dass Christus uns in seinem Leiden und Sterben erlöst hat, dass in seinem Leiden und Sterben bereits der Ostersieg seinen Anfang nimmt und dass wir daran teilnehmen dürfen, wenn wir immer wieder mit ihm nach Jerusalem gehen und wenn wir uns immer wieder mit Maria, der Mutter Jesu, und dem Jünger Johannes unter das Kreuz Christi stellen. Amen.

GRÜNDONNERSTAG

„EINE GRÖSSERE LIEBE HAT NIEMAND, ALS DER, DER SEIN LEBEN HINGIBT FÜR SEINE FREUNDE“

Eine heilige Weihe liegt über dem Gründonnerstag, an dem wir uns erinnern an den Abschied Jesu von seinen Jüngern vor seiner Passion und vor seinem grausamen Sterben.

Das war der letzte Tag, dieser Gründonnerstag, den der irdische Jesus zusammen mit dem engsten Kreis seiner Getreuen, mit seinen zwölf Jüngern verbracht hat, denen er eine besondere Sendung zugedacht hatte. Er ist bestimmt von der Einsetzung der heiligen Eucharistie, die nach dem Willen Jesu die Mitte der Welt werden sollte. Sie sollte das Denkmal seiner Wundertaten werden, ein Gedächtnis seines Leidens und seines Sterbens und seiner seligen Auferstehung, das mehr sein sollte als nur eine Erinnerung, ein Gedächtnis, das diese Wirklichkeiten enthalten sollte.

Zum ersten Mal wurde damals die heilige Messe gefeiert, deren Größe und Würde viele von uns vergessen haben, für die wir aber Gott niemals genug danken können, ist sie doch die große Brücke, die bis zum Jüngsten Tag Himmel und Erde miteinander verbindet. In ihr sollte das Kreuzesgeschehen Gegenwart bleiben, bis das Kreuz einst am Himmel erscheinen werde als Zeichen der Erlösung, um die Wiederkunft des Erlösers anzukündigen.

Es ist aber nicht nur die erste heilige Messe, die den letzten Tag Jesu im Kreis seiner Getreuen bestimmt. Jesus hat seinen Abschied von seinen Getreuen mit der Fußwaschung verbunden, mit einer feierlichen Handlung, die das Geheimnis der ersten Eucharistie und damit des Kreuzes verdeutlichen sollte. Die Erlösung ist das Werk der Liebe. „Eine größere Liebe hat niemand, als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde“.

Die Stunde der ersten Eucharistie ist endlich auch die Stunde des Verrates, des treulosen Verrates eines der engsten Gefährten Jesu, der schmählichen Zurückweisung der Liebe des Erlösers, die sich oft wiederholt hat in der

langen Geschichte des Christentums.

Wir nennen diesen Tag den Gründonnerstag. Gründonnerstag, das ist ein Terminus, dem das mittelhochdeutsche Wort „greinen“ oder „grienen“ zugrunde liegt, ein Wort, das sich heute noch im Niederdeutschen findet. Greinen bedeutet soviel wie Weinen. Der Gründonnerstag ist der Donnerstag der Tränen.

Aber das ist nur die eine Seite, der eine Aspekt, die Trauer, das Weinen angesichts des Abschieds und des beginnenden Leidens und Sterbens des Erlösers und auch angesichts der Judastat, der andere Aspekt ist die dankbare Freude, die dankbare Freude angesichts der Erlösung und angesichts des Gnadengeschenks der heiligen Eucharistie. Sie ist das zentrale Geschehen der letzten Stunde Jesu im Kreise seiner Getreuen, die Einsetzung der heiligen Eucharistie!

„Am Abend vor seinem Leiden nahm er das Brot“, diese Worte vernehmen wir immer wieder, wenn die heilige Messe auf ihrem Höhepunkt angelangt ist. Wir feiern die Wandlung im Anschluss an das Tun des Erlösers im Abendmahlssaal. Es ist der gekreuzigte und auferstandene Christus, den der Priester vertritt in der heiligen Messe, und es ist der gekreuzigte und auferstandene Christus, der in der heiligen Messe gegenwärtig wird und die Früchte des Kreuzesopfers, die Gnaden der Erlösung, austeilt. Es ist das Kreuzesgeschehen, das wir in der heiligen Messe sakramental im Geheimnis begehen. Das verleiht der Feier der Eucharistie in der Kirche ihre hohe Würde. Diese Würde aber muss anerkannt werden von uns durch unser Bekenntnis und durch unser Verhalten.

Es ist betrüblich, zu sehen, was man heute zuweilen gemacht hat und noch weiterhin macht aus dem zentralen Gottesdienst der Kirche, aus dem eu-

charistischen Kult. Es ist verhängnisvoll für die Kirche, wenn heute in vielfältiger Weise mit der heiligen Messe experimentiert wird, wenn man die heilige Messe immer wieder als Unterhaltung wünscht und diesem Wunsch entgegenkommt. Nichts wirkt sich verheerender aus auf den christlichen Glauben als die Missachtung der heiligen Messe und - in der Regel damit verbunden - die Missachtung des Gotteshauses. Nichts wirkt sich verheerender aus auf den christlichen Glauben, als wenn man den Gottesdienst nicht mehr als Gottesdienst sondern als Menschendienst versteht, als wenn man aus dem Tod Christi ein Happening macht, als wenn man die heilige Messe nach ihrem Unterhaltungswert bemisst. Es ist eine Frage des Glaubens an das, was in der Feier der heiligen Messe geschieht. Der Glaube aber lebt von der Ehrfurcht. An die Stelle des ehrfürchtigen Glaubens tritt heute nicht selten der Unglaube oder auch der Aberglaube, oder man verachtet die gesunde Lehre aus Stolz und Überheblichkeit.

Wir feiern in der Eucharistie die Liebe Gottes. Denn aus Liebe zu uns Menschen ist Gott ein Mensch geworden, und aus Liebe zu uns hat er den Tod in dieser unserer Menschenwelt auf sich genommen. Die Liebe aber fordert von uns die Antwort der Liebe. Das gilt schon für unsere Menschenwelt: Wer Liebe empfängt, muss Liebe schenken. Wir können nicht Gottes Liebe empfangen, ohne ihm die Antwort der Liebe zu geben. Gott aber können wir nicht lieben, wenn wir nicht auch die Menschen lieben, für die Christus gestorben ist. Die Liebe zu Gott bewährt sich in der Liebe und in der Güte, die wir den Menschen entgegenbringen.

Der feste Wille zur Liebe, ihn müssen wir in jeder heiligen Messe erneuern. Die heilige Messe ist, wenn wir sie recht verstehen, ein Appell zur Liebe und eine Schule der Liebe. Ein anderes Wort für Liebe ist Hingabe. Bis zur Hingabe des Lebens muss die Liebe gehen. Die Hingabe, sie ist die Gestalt der Liebe Christi, des Gekreuzigten.

Die Liebe Christi ist beispielhaft für uns alle. Unzählige Märtyrer haben sich diese Liebe zu Eigen gemacht in der Geschichte des Christentums. Sie starben für die Brüder nach dem Beispiel des Erlösers in der Kraft seines Todes. Die Märtyrer sind Zeugen der Liebe. Als solche folgen sie Christus nach in letzter Konsequenz. Es gab sie immer, und es gibt sie auch in unserer Zeit.

Wir müssen unterscheiden zwischen dem Martyrium des Leibes und dem Martyrium der Seele. Das Martyrium der Seele, das geistige Martyrium, ist schmerzlicher, weil es für gewöhnlich länger dauert. Es ist gerade heute das Schicksal vieler Jünger Christi, die sich nicht dem Zeitgeist beugen, die Christus und seiner Kirche die Treue halten, die nicht davonlaufen und Verrat üben, um es besser zu haben. Es geht hier um die wahre Liebe zu Gott und zu den Menschen. Wir lernen sie in der rechten Mitfeier des eucharistischen Opfers, die im Idealfall täglich erfolgt.

Das größte Leid und die größten Schmerzen können wir leichter ertragen, wenn wir aus der Liebe leben, wenn wir von der Liebe beflügelt werden.

Die Kraft zu konsequenten Liebe und zur Konsequenz der Liebe erhalten wir in der immer neuen Begegnung mit dem, der für uns gelitten und der für uns den Tod auf sich genommen hat.

Es ist die Kraft seines Todes, die diese Liebe in uns bewirkt, und diese Liebe schenkt uns die Kraft, treu zu sein in allen Leiden, vor allem in jenen Leiden, die uns die Treue zu Christus und seiner Kirche bereitet.

Noch ein Gedanke sei hier angeführt. Oft trägt die Feier der heiligen Messe keine Früchte in unserem Leben, deshalb, weil wir nicht disponiert sind, weil wir uns nicht bemühen, dem Geschehen gerecht zu werden, uns recht

zu bereiten für die Begegnung mit dem Geheimnis des Kreuzes, mit dem Geheimnis des gekreuzigten und auferstandenen Christus. Der häufige Kommunionempfang dient der Verflachung des Glaubens und der Veräußerlichung, und er lässt die Gnade nicht zur Wirkung kommen, wenn wir uns nicht prüfen, ob wir im Gnadenstand sind, und wenn wir nicht gewissenhaft bedenken, was wir tun. Gottes Gnade ist mächtig, übermächtig, aber in der Regel geht sie nicht über unsere Freiheit hinweg.

Danken wir an diesem Gründonnerstag Gott für seine Liebe, wie sie uns im Kreuz und im Leiden Christi geschenkt worden ist. Erneuern wir unseren Willen, diesem Geheimnis stets mit großer Ehrfurcht zu begegnen. Prüfen wir uns, bevor wir die eucharistische Speise empfangen und bereiten wir uns stets gut darauf vor. Von dem heiligen Augustinus († 430) stammt das Wort: „Der dich ohne dich erlöst hat, er wollte dich nicht ohne dich retten“. Amen.

OSTERSONNTAG

“SUCHET, WAS DROBEN IST”

Die Endgültigkeit des Todes ist für viele so selbstverständlich wie das Einmaleins. Daher erscheint es ihnen unsinnig, von einer Auferstehung der Toten zu reden. Sie rezitieren sie vielleicht, wenn sie das Glaubensbekenntnis im Gottesdienst mitsprechen, aber die Sache ist ihnen fremd und unglaubwürdig. Auferstehung mag es in der Natur geben, wenn der Frühling wieder ins Land zieht, so werden sie sagen, aber die menschliche Geschichte schließt endgültig mit dem Tod ab. Und jeder von uns wird, wenn er nachdenkt, ein wenig von diesem Unglauben in seinem Herzen entdecken.

Die Auferstehung Jesu ist das Thema, der Inhalt des Osterfestes, des höchsten Festes der Christenheit, die Auferstehung des gekreuzigten Jesus von Nazareth und die zukünftige Auferstehung aller Menschen zum Leben - oder zum Tod. So müssen wir schon sagen angesichts der undifferenzierten Verkündigung unserer Tage. Jesus ist der Erstling der Entschlafenen. So drückt es der Apostel Paulus aus (1 Kor 15, 20). Auf dem Fundament dieser Gewissheit wurde die Kirche errichtet.

Die Geschichte des Jesus von Nazareth wäre zu Ende gewesen mit seinem Tod, sie wäre eine Episode geblieben, der große Irrtum und die ebenso große Enttäuschung einer kleinen Gruppe von Juden, die ihm Glauben geschenkt und in ihm den Messias erkannt hatten, wenn nicht, ja, wenn nicht am ersten Wochentag nach dem Todesfreitag des Gekreuzigten und dem darauf folgenden Sabbat dieser sich als lebend geoffenbart hätte, nicht einem Einzelnen, sondern einer Reihe von Männern und Frauen. Am Ende waren es gar über Fünfhundert, die ihn als den Auferstandenen gesehen hatten. Das war der Anfang jener Bewegung, die wir die Kirche Christi nennen. Als solche aber gibt es nur eine Kirche, wenngleich sich viele Gemeinschaften von ihr getrennt haben im Laufe ihrer langen Geschichte. Was die Jünger geahnt hatten, nämlich dass dieser Jesus kein gewöhnlicher Mensch war, das war ihnen nun zur Gewissheit geworden, nach dieser neuen Erfahrung. Und die Enttäuschung, die sein schmachvoller Tod ihnen bereitet hatte, hatte sich nun als Täuschung erwiesen für sie. „Musste nicht Christus all das leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen“, sagt der Auferstandene zu den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus. So wollte er die Menschen erlösen, um ihnen zu zeigen, dass die Erhöhung die Erniedrigung voraussetzt, die Freude das Leid, das Leben den Tod.

Durch den Tod Christi wurde der Tod grundsätzlich überwunden. Das erkennen wir an seiner Auferstehung. Darum singen wir in einem alten Os-

terlied: „Verklärt ist alles Leid der Welt, die Gräber sind vom Glanz erhellt“.

Falsch wäre es nun, in undifferenzierter Osterfreude zu schwelgen. Wir dürfen nicht im Blick auf die Auferstehung Jesu sagen: Am Ende wird alles gut ausgehen. Das wäre billiger Schwindel, ein Schwindel, der - Gott sei es geklagt - heute oft die Verkündigung beherrscht. Denn nicht in jedem Fall wird alles gut ausgehen, sondern nur dann, wenn wir auf Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und seine Kirche setzen. Die den Herrn gekreuzigt hatten, sie kamen nicht zur Osterfreude. Und von den beiden Übeltätern, die mit Jesus gekreuzigt worden waren, gelangte nur einer zum Osterfest der Ewigkeit. So wird es auch am Ende der Geschichte sein: Gott wird die große Scheidung durchführen. Der doppelte Ausgang der Geschichte ist eine elementare Wahrheit des Christentums, in all seinen Denominationen. Erst heute wird diese Wirklichkeit nicht mehr ernst genommen, jedenfalls in vielen Denominationen des Christentums, zuweilen aber auch nicht mehr in der Verkündigung der Kirche.

Der Apostel Paulus sagt: „Denen, die Gott lieben, wird alles zum Guten gereichen“ (Röm 8, 28). Das ist exklusiv zu verstehen. Das heißt: Diese Feststellung gilt nicht für die, die nur die Welt lieben oder die Gott hassen oder die nur so tun, als ob sie Gott liebten. Es gibt die Auferstehung zum Leben und die Auferstehung zum Tod, zum ewigen Tod, wie die Schrift sagt.

Daher ist die Welt, die sich der Osterbotschaft verschließt, mit Recht eine unglückliche Welt, und sie bleibt es. Man sieht es ihr vielleicht nicht an, weil viele in dieser Welt eine Maske tragen, oftmals so geschickt, dass sie es schon selber nicht mehr merken. Sie betrügen sich selbst und die Welt mit einer schönen Fassade, bewusst oder unbewusst. Dahinter verbirgt sich

jedoch eine Wüste, eine Schutthalde, Fäulnis. Jesus würde sagen: Sie sind wie übertünchte Gräber (Mt 23, 27). Eine Zeitlang gelingt der Betrug, dann bricht die Fassade zusammen. Judas kaufte sich einen Strick (Mt 27, 5). Wir sollen die Menschen davor bewahren, wir sollen sie vor der Verzweiflung bewahren durch unseren Osterglauben, durch unser Zeugnis, durch unser konsequentes Leben aus dem Osterglauben.

Was das bedeutet, haben wir in der Lesung dieser heiligen Messfeier gehört: „Wenn ihr mit Christus auferstanden seid, so suchet, was droben ist“ (Kol 3, 1). Unsere Inkonsequenz und unser schwacher Glaube sind der Grund für die mangelnde missionarische Kraft der Kirche. Wir haben zu wenig Heimweh nach Gott, wir versinken zu sehr in das Alltägliche. Wir sind oft krank wegen der Sorgen um das Irdische. Uns quälen vielleicht berufliche Probleme, finanzielle Probleme, Probleme der Gesundheit oder Probleme der Anerkennung und der Einsamkeit. Da ermahnt uns die Osterbotschaft: „Suchet, was droben ist“, das heißt: Macht ernst mit der Hoffnung auf die Auferstehung. Das ist nicht Weltflucht. Eine solche wäre unverantwortlich, der Christ darf die Welt nicht dem Teufel überlassen. Aus dem Osterglauben entstand die Kirche, die sich in wenigen Jahrzehnten unter schwierigsten Verhältnissen ausbreitete. Hätten die ersten Jünger Jesu Weltflucht betrieben, dann gäbe es die Kirche nicht.

Wenn wir in der Konsequenz des Osterglaubens wirklich suchen, was droben ist, dann werden wir die Welt verwandeln, wie einst die ersten Osterzeugen die Welt verwandelt haben.

Unsere Ewigkeitshoffnung würde zur Vermessenheit, wenn sie tatenlos bliebe. Es ist unsere Aufgabe, Christus überall in die Mitte zu stellen, in den Fabriken, in den Werkstätten, in den Labors und in den Redaktionsstuben, auf dem Feld, auf den Straßen der Städte und auf den einsamen Berg-

pfaden. Eindringlich müssen wir es den Menschen zeigen, dass sie in einer Welt ohne den Gott der Offenbarung, der Mensch geworden ist und uns erlöst hat, auf dem Holzweg sind, dass sie in ihr die Augen verschließen vor ihrer inneren Verzweiflung.

Der Auferstandene zeigt uns allen den Weg zum Glück, zur unvergänglichen Freude. Aber wir müssen diesen Weg gehen und müssen ihn so gehen, dass uns möglichst viele darin folgen. Eine wirkliche Überzeugung kann man nicht für sich behalten, vor allem dann nicht, wenn sie mit so vielen Konsequenzen verbunden ist. Amen.

OSTERMONTAG

„WARUM WEINST DU, MARIA MAGDALENA?“

Das Evangelium dieses zweiten Ostertages, eine der schönsten Ostererzählungen, erinnert uns an eine weitere Osterbegegnung, die uns der Evangelist Johannes überliefert hat, die Begegnung des Auferstandenen mit Maria Magdalena (Joh 20, 11-18). Am kommenden Mittwoch dient sie uns als Evangelium des Tages. Sie verdeutlicht uns nicht weniger eindrucksvoll die Botschaft von der Auferstehung des gekreuzigten Christus als die Emmausgeschichte. Das Geschehen ist uns nicht unbekannt. Auch in der Ostererzählung von der Begegnung des Auferstandenen mit Maria Magdalena wird uns, ähnlich wie in der Emmausgeschichte, in drei Schritten das Ostergeschehen erklärt und die Osterbotschaft nahe gebracht. Zunächst ist dabei die Rede von der Trauer über den Tod des Gekreuzigten, dann von der Begegnung mit dem Auferstandenen und endlich von der Bezeugung der Auferstehung des Gekreuzigten.

Maria stand weinend am Grab des Gekreuzigten. Von dieser Frau sagt uns die Schrift, dass sie einmal ein sündhaftes und gottfernes Leben geführt hat. Nach ihrer Bekehrung aber hat sie sich ganz dem Gebet, der Buße und der Sühne verschrieben. Sie ist dann eine der eifrigsten Jüngerinnen Jesu geworden. Sie folgte Jesus zwar nicht auf seinen missionarischen Wegen, wie das viele Männer taten, die seine Jünger geworden waren, aber sie verfolgte sein Wirken mit ihrem Gebet, und sie diente ihm, wann immer und wo immer sich ihr die Gelegenheit dazu bot. Folgen im buchstäblichen Sinn konnten die Jüngerinnen Jesus nicht. Das liegt in der Natur der Sache. Nach der Kreuzigung des Meisters erfuhr diese Maria das Leid der Trennung besonders tief, zumal sie unter dem Kreuz Jesu gestanden hatte und ihn hatte sterben sehen. Nun wurde ihr Leid noch dadurch gesteigert, dass an jenem Morgen nicht einmal mehr der Leichnam Jesu vorhanden war. Für sie war nun alles aus. Der Zustand, in dem sie sich befand, ihn konnte man nur noch als Verzweiflung bezeichnen.

Dann erfolgt die Begegnung mit dem Herrn. Langsam bahnt sie sich an. Zunächst erkennt Maria den Meister nicht. Ihre Augen sind gehalten. Die Wirklichkeit, die sich ihr hier auftut, ist einfach unbegreiflich für sie. In dem anfänglichen Nichterkennen deutet sich aber auch an, dass der Auferstandene nicht so zugegen ist, wie er es vorher gewesen ist, dass er nun, nach seiner Auferstehung, in einer höheren Seinsweise da ist. Das wird dadurch unterstrichen, dass er sagt: Halte mich nicht fest, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater. Nicht von ungefähr erkennt Maria den Meister eigentlich erst in dem Augenblick, als er sie beim Namen nennt. Tatsächlich erkennt man den Auferstandenen nur dann, wenn er sich zu erkennen gibt. So ist es immer auch bei den anderen Osterzeugen.

Die Begegnung der Maria Magdalena mit dem Auferstandenen führt diese dann endlich zum Osterzeugnis. Sie geht hin und verkündet den anderen

Jüngern, was sie gehört und gesehen hat. Die Osterbotschaft muss verkündet werden. Sie alle, die den Herrn gesehen haben, haben diese Gnade nicht in ihrem Herzen bewahrt. Über den vom Tod zum Leben Erstandenen kann man sich nicht allein freuen. Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über. Die Auferstehung Jesu und das, was daraus folgt für unser Leben, ist für alle bestimmt.

Die ersten Missionare Jesu verstehen sich in erster Linie als Zeugen seiner Auferstehung Die Selbstbezeichnung „Zeugen seiner Auferstehung“ verwendet Petrus wiederholt in seinen verschiedenen Osterpredigten in der Apostelgeschichte. Das Evangelium verkünden, heißt für ihn Zeuge der Auferstehung Jesu sein. Nicht nur der Missionar ist Zeuge der Auferstehung Jesu, Zeuge der Auferstehung ist im Grunde genommen jeder Christ, jeder, der zum Glauben an den auferstandenen Christus gekommen ist, ist von daher ein Missionar.

Wie aber soll dieses Zeugnis gegeben werden? Durch den selbstlosen Einsatz für die Auferstehungsgemeinde, als solche versteht sich die Kirche des Anfangs, durch das tapfere Bekenntnis zu diesem Christus und seiner Kirche, durch die Bereitschaft, mit ihm, dem Auferstandenen, und für ihn Schmach zu tragen, durch die Treue im Kleinen, durch das hoffnungsfrohe Ausharren in Misserfolgen und Enttäuschungen.

Was uns von der weinenden Maria Magdalena berichtet wird, verdeutlicht uns die Osterbotschaft, nämlich wie sie entsteht und was aus ihr folgt. Die Freude der Begegnung mit dem Auferstandenen wird nur denen geschenkt, die um ihn trauern. Der dunkle Hintergrund des Auferstehungsglaubens ist die Trauer über die Sünde und über das Kreuz. Wenn wir zum Osterglauben gekommen sind, müssen wir die Botschaft weitersagen, mehr noch durch unser Verhalten als durch unser Wort.

Paulus versteht sich als Diener der Freude für seine Brüder, so umschreibt er sein Zeugnis von der Auferstehung Jesu. Er trifft damit den Kern der christlichen Verkündigung - auch für die Gegenwart. Amen.

2. SONNTAG IN DER OSTERZEIT (WEISSER SONNTAG)

„SELIG, DIE NICHT SEHEN UND DOCH GLAUBEN“

Mit dem Bekenntnis „Mein Herr und mein Gott“ bekennt der „ungläubige“ Thomas sich im Evangelium des heutigen Sonntags nicht nur zur Wirklichkeit der Auferstehung Jesu, sondern auch zur Gottheit Jesu. Die höchste Aussage des 1. Kapitels des Johannes-Evangeliums „und das Wort war Gott“ ist nun im letzten Kapitel dieses vierten Evangeliums, jedenfalls im ursprünglich letzten Kapitel dieses Evangeliums, zum Bekenntnis des „ungläubigen“ Thomas geworden, zu dem Bekenntnis: Der auferstandene Christus ist der Kyrios, er ist identisch mit Gott. Als Kyrios bezeichnet die griechische Übersetzung des Alten Testamentes den Gott Jahwe.

Gemäß dem ersten Korintherbrief sind die Christen jene, die den Namen des Herrn Jesus Christus als den Namen Gottes anrufen (1 Kor 1, 2). Das heißt: Das Bekenntnis zu Christus als Gott, das ist genau das, was die Christen zu Christen macht. So sagt es auch der Römerbrief, und viele weitere Stellen des Neuen Testamentes sagen es so (vgl. Röm 10, 9; 1 Kor 12, 3; Phil 2, 11). Mannigfach sind auch die Zeugnisse der Alten Kirche, die den Glauben an die Gottheit des auferstandenen Christus als zentrale Wahrheit des Christentums bekunden. Im 4. Jahrhundert wurde dieser Glaube dann differenziert durch die begriffliche Formulierung des Mysteriums vom dreifaltigen Gott.

Heute ist der Glaube an das Mysterium des dreifaltigen Gottes und mit ihm der Glaube an die Gottheit des auferstandenen Christus weithin verloren gegangen, in den verschiedenen christlichen Gemeinschaften, die immer noch im Wachsen begriffen sind, per se, aber auch in der Kirche Christi gibt es heute nicht wenige, für die Christus nur mehr ein außergewöhnlicher Mensch ist und seine Auferstehung demgemäß nicht mehr ist als eine Metapher, das heißt: eine bildhafte Rede.

Der Glaube an die Gottheit Jesu und der Glaube an seine Auferstehung gehören innerlich zusammen. Diesen doppelten Glauben bekennt der „ungläubige“ Thomas im heutigen Evangelium. Eigentlich ist er nicht ungläubig, dieser Ungläubige, sondern er zögert nur eine Zeitlang und unterscheidet sich darin nicht von seinen Mitaposteln. Auch sie haben zunächst gezweifelt, selbst nachdem sie den Auferstandenen gesehen haben. Tatsächlich bestärken uns ihre Zweifel in unserem Glauben. Darum ist die Antwort Jesu an Thomas „selig, die nicht sehen und doch glauben“ nicht ein Tadel für ihn, sondern eine Belehrung für die nachfolgenden Jüngergenerationen und damit für uns alle. Sie besagt, dass ihnen, den nachfolgenden Jüngergenerationen, das Schauen des Auferstandenen mit leiblichen Augen nicht mehr gewährt wird und dass sie nicht das Recht haben, dieses Schauen als Vorbedingung für den Glauben an den Auferstandenen und an den Sohn Gottes zu verlangen. Künftighin muss sich der Glaube auf das Zeugnis der ersten Jünger über Jesu irdisches Wirken, über seinen Tod und über seine Auferstehung gründen, wie es in der Verkündigung der Kirche immer lebendig bleibt.

Das Wort „selig, die nicht sehen und doch glauben“ rechtfertigt nicht einen blinden Glauben. Ein solcher ist immer eine Torheit, er ist des Menschen unwürdig und daher auch unmoralisch, im Grunde. Wir sind denkende Wesen. Blind glauben die Fanatiker, und die sind immer gefährlich, weil sie

keine Liebe haben und auch keinen Verstand, weil sie nur sich selbst kennen und ihre fixen Ideen. Der Glaube muss seine Gründe haben, was jedoch nicht heißt, dass wir alles verstehen können, was wir glauben. Der christliche Glaube ist nicht gegen die Vernunft, aber er geht in vielem über die Vernunft hinaus, in vielem übersteigt er diese. Wer nur mit der Vernunft glaubt, der macht aus dem Glauben eine Philosophie. Wer aber gegen die Vernunft glaubt, der ist abergläubisch. Der eine glaubt gar nichts oder zu wenig, der andere glaubt zu viel.

Der Glaube braucht sehr wohl seine Gründe. Ich muss ja wissen, weshalb ich dieses und nicht jenes glaube. Das Gefühl ist da zu wenig. Zudem verlässt es uns immer wieder dann, wenn wir es gerade brauchen. Man muss sich oft wundern, was die Menschen alles glauben, im Vertrauen auf Ihr Gefühl, angefangen bei den Zeugen Jehovas bis hin zu den Marxisten. Wenn der Verstand nicht eingeschaltet wird beim Glauben, kommt man zu einer totalen Verwirrung. Glauben kann ich nur das, was ich als glaubwürdig erkenne. Da genügt dann nicht das Gefühl, sondern es müssen klare Gründe vorgebracht werden können, Gründe des Verstandes, aber auch des Herzens. Der Völkerapostel Paulus erklärt feierlich: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe“ (2 Tim 1, 12).

Der Glaube, den Gott von uns verlangt, gründet im Wissen, er muss im Wissen gründen, im Wissen um die Glaubwürdigkeit des Geglaubten, ausdrücklich oder wenigstens einschlussweise. Der Osterglaube, der ja die Quintessenz des christlichen Glaubens überhaupt ist, zusammen mit dem Glauben an die Gottheit Jesu, gründet in der Glaubwürdigkeit der Zeugen und in der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses dieser Zeugen. Es ist vernünftig, einem glaubwürdigen Zeugnis Glauben zu schenken.

Nüchterne Männer haben Christus als den Auferstandenen gesehen, und

diese haben ebenso nüchtern darüber berichtet: Paulus und Petrus und die übrigen Osterzeugen. Bekräftigt wird das Zeugnis der Apostel durch ihr apostolisches Leben und durch ihren Märtyrertod, bekräftigt wird es aber auch durch die Kirche der Jahrhunderte, die aus diesem Zeugnis hervorgegangen ist und in der Kraft dieses Zeugnisses unendlich segensreich gewirkt hat bis in die Gegenwart hinein.

Der christliche Glaube ist eine Tugend, eine eingegossene zum einen und eine erworbene zum anderen. Zum einen ist der christliche Glaube, wie ihn die Kirche verkündet, ein Geschenk Gottes, zum anderen ist er eine Frucht unseres persönlichen Bemühens. Wenn viele heute zweifeln, so tun sie das, um nicht glauben zu müssen. Ein Sprichwort sagt: „Was das Herz nicht will, lässt der Kopf nicht ein“. Wir können nicht glauben, wenn wir nicht bereit sind, dem Glauben gemäß zu leben.

Was den Glauben an die zentralen Wahrheiten des Christentums und überhaupt an die Botschaft der Kirche heute verhindert, dass ist zunächst die Gottvergessenheit der Menschen unserer Tage. Das Wissen um die Existenz Gottes ist die Voraussetzung für den Glauben an die Offenbarung Gottes. Weitere Hindernisse für diesen Glauben sind die Tendenz des modernen Menschen, jede Autorität zurückzuweisen und einen ungezügelten Freiheitsdrang zu kultivieren. Oft ist es allerdings auch einfach das fehlende Wissen, dass den Glauben vereitelt oder zerstört. Der Pfarrer von Ars († 1859) erklärt einmal in einer Predigt, wer den Glauben gut kenne, der werde auch leicht die Zweifel überwinden. Ja, viele kommen nicht zum Glauben, weil sie ihn gar nicht kennen oder weil sie ganz falsche Vorstellungen von ihm haben.

Entscheidend ist der Glaube in der Tugend der Demut verwurzelt, und letzten Endes geht der Unglaube immer aus dem Stolz hervor. Daher ist nicht

selten großes Leid eine Schule des Glaubens. Der selige John Henry Newman († 1890) erklärt einmal: Das Wesen des Glaubens besteht darin, dass man über sich selbst hinausschaut (Deutsche Predigten II, Stuttgart 1950, 184). Das aber setzt Demut voraus.

Der ewige Gott, der den „ungläubigen“ Thomas zum Glauben geführt hat, im Grunde nicht anders als das auch bei dessen Mitaposteln geschehen ist, er möge auch uns zum Glauben führen, zum Glauben an die Wirklichkeit der Auferstehung Jesu und an seine Gottheit, und uns fest stehen lassen in diesem Glauben. Dieser Glaube, der uns das Heil bringt, das zeitliche und das ewige, er ist jedoch nicht nur Gottes Tat. Zugleich ist er unsere Tat, ist er die Frucht unseres persönlichen Bemühens, unseres Bemühens im Hinblick auf unser Erkennen und Wissen und im Hinblick auf unser sittliches Handeln. Amen.

3. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„LEBT IN DER ZEIT EURER IRDISCHEN PILGERSCHAFT IN DER FURCHT DES HERRN“

Ein unscheinbarer Satz der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags verweist uns auf einen bedeutenden Aspekt unseres Glaubens. Er lautet: „Lebt in der Zeit eurer irdischen Pilgerschaft in der Furcht des Herrn" (1 Petr 1, 17).

Die Furcht des Herrn, sie ist uns weithin verloren gegangen. Wir fürchten die Menschen oder das Schicksal, zuweilen fürchten wir uns auch vor uns selber, aber Gott fürchten, darüber sind schon allzu viele lange hinweg.

Die Furcht des Herrn ist hingegen bereits ein Grundthema des Alten Testamentes. Und im Licht des Neuen Testamentes, im Licht der Auferstehung Jesu, erhält sie eine vertiefte Bedeutung. Dabei müssen wir uns vor Augen halten, dass das Alte Testament uns vorbereitet auf das Neue Testament, dass es jedoch seine Geltung behält bis zum Jüngsten Tag, ja, dass das Alte Testament seine Erfüllung findet im Neuen Testament.

Für das Alte Testament ist die Gottesfurcht der Inbegriff der Weisheit, das notwendige Fundament für das rechte Leben, die Voraussetzung für den Gehorsam des Glaubens und die Erfüllung des Willens Gottes (vgl. Ps 111, 1 - 10; Spr 9, 10). Darum heißt es da mehr als einmal: „Der Herr hat Wohlgefallen an denen, die ihn fürchten" (Ps 146, 11) und: „Gesegnet wird der Mann, welcher den Herrn fürchtet“ (Ps 111, 1). „Fürchten sollt ihr Gott, und ihm allein sollt ihr dienen“, so heißt es im Buch Deuteronomium (Deut 6, 13; 10, 20). Genau das meint der Satz der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags: „Lebt in der Zeit eurer irdischen Pilgerschaft in der Frucht des Herrn" (1 Petr 1, 17)!

Was aber ist im Einzelnen gemeint mit der Furcht des Herrn? und: Wie wirkt sich das aus in unserem Leben, wenn wir Gott nicht mehr fürchten?

Die Furcht des Herrn meint die Anerkennung der Erhabenheit Gottes, seiner überragenden Größe, die Anerkennung seiner Heiligkeit. Wir fürchten Gott, wenn wir ihn anbeten und wenn wir ihn verehren, wenn wir ihm dienen in unserem Leben und seine Gebote erfüllen. Wir fürchten Gott, wenn wir Respekt haben vor ihm und wenn sein heiliger Wille der entscheidende Maßstab unseres Lebens ist. Dabei müssen wir wissen - die Heilige Schrift erinnert uns mehr als einmal daran -, dass der, der Gott dient, in Wirklichkeit herrscht, dass wir, wenn wir Gott dienen und uns selbst und die Welt bezwingen, Anteil erhalten an der Herrschermacht des ewigen Gottes und

gleichsam den Gipfel der Freiheit erklimmen.

Aber hat Jesus uns nicht gelehrt, Gott zu lieben? Ist das nicht etwas anderes als ihn zu fürchten? Heißt es doch ausdrücklich im 1. Johannesbrief: Die Liebe vertreibt die Furcht (1 Joh 4, 18). Die Liebe zu Gott, den wir unseren Vater nennen dürfen, der uns seine vertrauliche Nähe schenkt, sie steht nicht im Gegensatz zur Gottesfurcht, die Gottesfurcht ist vielmehr ihr bleibender Hintergrund. Die Gottesliebe wird zur Anmaßung, wenn sie nicht immer neu aus dem Respekt vor Gott hervorgeht. So lehrten es schon die Propheten des Alten Testamentes in immer neuen Variationen. „Ich erweise ... denen meine Gnade, die mich lieben und meine Gebote halten“, heißt es programmatisch im Buch Exodus (Ex 20, 6; vgl. Deut 6, 5). Davon wissen auch viele andere Religionen, Gott hat es uns gleichsam ins Herz geschrieben, dass die Gottesfurcht und die Gottesliebe zusammengehören.

Die Liebe vertreibt die Furcht, gut, aber das ist nicht ein einmaliges Geschehen, sondern ein steter Prozess. So sollte es jedenfalls sein.

Furcht und Liebe sind in diesem Verständnis keine Gegensätze. Recht verstanden lebt unsere Liebe zu Gott aus der Furcht, aus dem Respekt, aus der Ehrfurcht. Einmal steht mehr die vertrauliche Liebe im Vordergrund, dann ist es wiederum mehr die Furcht. Der heilige Augustinus († 430) nennt Gott das Geheimnis, vor dem wir erschrecken, zugleich aber in Liebe entbrennen. Irgendwie gehört die Furcht in diesem Verständnis auch zu der Liebe unter den Menschen, wenn sie echt und dauernd sein soll, egal, in welcher Form sie sich darstellt.

Die Furcht bewirkt, dass die Liebe ihre Kraft bewahrt, dass sie nicht zu einem leeren Bekenntnis wird und dass sie nicht abgleitet in plumpe Kameraderie, und die Liebe bewirkt, dass die Furcht uns nicht kleinmütig macht

und unsere hochgemuten Kräfte lähmt.

Die Gottesfurcht wird genährt von der Sorge, dass wir der Liebe Gottes auch gerecht werden, sie richtet den Blick einerseits auf die Größe Gottes und auf seine Majestät und andererseits auf die eigene Unvollkommenheit. Überwunden wird sie aber immer neu durch die Liebe, in der wir wissen, dass Gott unser Vater ist, dass er uns näher ist, als wir uns selber nahe sind. Die Furcht und die Liebe, sie ergänzen einander, das gilt für die Liebe der Menschen zu Gott wie auch für die Liebe der Menschen zueinander.

Und die zweite Frage: Wie wirkt sich das aus in unserem Leben, wenn wir Gott nicht mehr fürchten?

Die Gottesfurcht wird heute sehr klein geschrieben. Viele leugnen die Existenz Gottes, viele andere tun das zwar noch nicht, aber sie nehmen Gott nicht ernst. Sie behaupten vielleicht, dass sie ihn lieben und meinen es gar, aber diese ihre Liebe ist fragwürdig, sie können Gott eigentlich nicht lieben, weil sie ihn nicht fürchten, weil sie ein falsches Gottesbild haben.

Das ist nun das große Verhängnis: Je weniger wir geneigt sind, Gott zu fürchten, um so mehr breiten Furcht und Angst sich aus in unserem Leben und in unserer Welt, um so mehr werden Furcht und Angst zur Grundbefindlichkeit unseres Lebens und unserer Welt.

Wir überspielen das gern. Aber es lässt sich nicht leugnen: Angst und Furcht spielen heute eine große Rolle im Leben der Menschen. Der moderne Mensch fürchtet sich vor seiner Gegenwart und vor seiner Zukunft. Er fürchtet aber auch um seine Gegenwart und um seine Zukunft. Er fürchtet sich vor sich selbst und vor seinen Mitmenschen. Nur vor Gott, da fürchtet er sich nicht.

Wir fürchten uns heute vor der Einsamkeit, vor der Krankheit, vor dem Alter, vor dem Tod, vor Katastrophen, vor den Massenmedien und vor der öffentlichen Meinung. Wir fürchten uns heute vor allem Möglichen und vor allem Unmöglichen, nur nicht vor Gott. Das ist seltsam und doch wiederum konsequent.

So muss es kommen, Angst und Furcht werden zur Grundbefindlichkeit des Menschen, wo der Mensch Gott nicht mehr fürchtet und liebt. Wo der Mensch Gott nicht mehr fürchtet und liebt, da verliert alles seinen Sinn, die Sinnlosigkeit schafft dann ein Vakuum, ein geistiges Vakuum, dieses aber weckt den Horror, das Grauen.

Angst und Furcht kommen aber auch deshalb über uns in dieser Situation, und sie müssen über uns kommen, weil es da, wo Gott entthront wird, nur noch ein Gesetz gibt, nämlich das Gesetz der Gesetzlosigkeit. Wo Gott entthront wird, da stellt sich die Anarchie ein.

Wiederholt heißt es im Alten Testament: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit“ (Hiob 28, 28). Sie ist deshalb der Anfang der Weisheit, die Furcht des Herrn, weil sie das Ende aller Weltfurcht ist, das Ende der Weltfurcht und das Ende aller Menschenfurcht (Ps 110, 10; Spr 1, 7). Deshalb ist sie der Anfang der Weisheit, weil sie die Mutter der Ordnung ist und der wahren Freiheit.

Der Prophet Jesaja versteht die Gottesfurcht als eine der sieben Gaben des Heiligen Geistes (Jes 11, 2). Alle irdische Furcht wird gegenstandslos, wo immer Gott gefürchtet wird.

Gott fürchten, das heißt: Sich beugen vor Gott, seine Größe und seine Majestät anerkennen, ihn anbeten und verehren und seinen heiligen Willen er-

füllen - um jeden Preis. Wo die Gottesfurcht dahinsiecht, da siecht auch die Gottesliebe dahin, ja, da tritt Gott mehr und mehr ab von der Bühne des Welttheaters, da treten die Götzen an seine Stelle, da übernehmen sie die Herrschaft. Diese Götzen haben viele Gesichter, aber immer reden sie von der Freiheit, führen die Menschen jedoch stets in die Sklaverei, zu allen Zeiten beschwören sie das Glück des Menschen, bringen ihm jedoch stets den Überdruss und die Verzweiflung, immerfort versprechen sie ihm das Paradies, bescheren ihm aber in allen Fällen eine Welt der Schrecken. Wer wollte das verkennen angesichts der gegenwärtigen Weltstunde? Der Schrecken eskaliert heute, weil die Gottesfurcht rar geworden ist, in der Welt - aber auch in der Kirche - und weil damit alle Sicherheit dahinschwindet und die Anarchie sich ausbreitet.

Wir können uns selbst, unseren Mitmenschen und der Welt keinen größeren Dienst erweisen, als wenn wir die Mahnung der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags beherzigen: „Lebt in der Zeit eurer irdischen Pilgerschaft in der Furcht des Herrn!“ Amen.

4. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„SOLCHE GEISTER SIND NUR DURCH FASTEN UND BETEN ZU ÜBERWINDEN“

Als Petrus die Osterbotschaft verkündete, so berichtet die Apostelgeschichte, die (erste) Lesung des heutigen Sonntags, traf er jene, die ihm zuhörten, mitten ins Herz. Die Worte des Apostels durchschnitten ihnen das Herz. So heißt es im griechischen Urtext. Wir würden sagen: Die Rede des Petrus war für sie wie ein Stich ins Herz. Warum war das so? Zum einen deshalb, weil ihnen zum Bewusstsein kam, dass sie den Messias ermordet hatten,

vor allem aber deshalb, weil die Worte des Petrus von Herzen kamen. Das Herz des Petrus brannte gleichsam vor Begeisterung für die Wahrheit und für Christus, den Messias. Er predigte: „Lasst euch retten aus dieser gottlosen Generation“. Sein ganzer Einsatz galt dem Ziel, die Herzen der Menschen auf Christus, den gekreuzigten und auferstandenen König der kommenden Welt zu richten.

Wir beten heute um geistliche Berufe, das heißt, um solche Priester, die wie Petrus brennen in Begeisterung für Christus, die nicht Tagesmeinungen von sich geben und das Evangelium schamhaft verschweigen, die nicht nur noch Gehaltsempfänger sind, die die herausfordernde Botschaft der Kirche verkünden und uns das geben, was wir im Tiefsten brauchen, das ungeschmälerte Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen König der kommenden Welt, der morgen unser Richter, aber auch unser Vollender sein wird. Wir beten um Priester, die nicht einfach nur noch einer Überlebensstrategie huldigen und sich anbiedern bei den Menschen. In einem ähnlichen Sinne gilt unser Gebet dem Anliegen des Nachwuchses im Ordensstand, der Berufung zum gottgeweihten Leben.

Das Problem ist bei den Priester- und Ordensberufen, um die wir heute beten, beten sollen, nicht die Zahl, sondern die Qualität. Diese eigentlich simple Erkenntnis hat sich bis heute noch nicht allgemein durchgesetzt. Oftmals wird sie gar zurückgewiesen, aus Naivität oder auch wider besseres Wissen. Die Welt braucht Priester und Ordensleute, die jenen Funken haben, der zünden soll, nicht Funktionäre, nicht Studierte oder auch Nichtstudierte, die ihren Dienst bei der Service-Station Kirche ableisten.

Der Publizist Golo Mann († 1994), ein Außenstehender, sagt: „Leute, die im Dienst des Glaubens stehen, müssen selber glauben, und sie sollen ihren Glauben lehren, nicht bloß liberale Humanität oder mehr Demokratie oder

sozialen Fortschritt oder dergleichen. Das mögen sie nebenher tun. Aber man meine doch ja nicht, dass man damit die Kirchen wieder füllen würde. Das Gegenteil ist der Fall“. Nun, davon sind durchaus nicht alle Verantwortlichen in der Kirche überzeugt.

Weil es auf den Glauben ankommt, darum ist es nicht richtig, im Hinblick auf die Priester die Forderungen an das Studium und an das religiöse Leben herunterzuschrauben, was man ja ohnehin - törichterweise - schon seit Jahrzehnten tut, sondern - im Gegenteil - höher schrauben müsste man sie. Nur so hat man Erfolg auf lange Sicht. Der Mensch will gefordert sein, besonders der junge Mensch. Ein Pfarrer von Ars kann 100 Pfarrer ersetzen.

Priester zu sein oder auch in einer Ordensgemeinschaft zu leben, ist erst schön, wenn man weiß um die Größe einer solchen Berufung und einer solchen Lebensform. Das Große aber fällt einem nicht in den Schoß, es muss einem vermittelt werden, am besten ohne Worte, durch das Leben, und - man muss sich auch selber darum bemühen. Und: Priester können nur durch Priester ersetzt werden. Auch das hat man oftmals vergessen. Versucht man, Priester durch Laien zu ersetzen, wird man immer weniger junge Menschen für den Priester- und Ordensberuf begeistern können, ganz abgesehen davon, dass man damit die Gestalt der Kirche verändert, die katholische Kirche immer mehr den protestantischen Gemeinschaften annähert. Da lastet heute eine große Verantwortung auf den Schultern der Verantwortlichen in der Kirche. Ob sie sie erkennen? Viele auf jeden Fall nicht.

Wenn wir heute beten um Priester und Ordensleute, dann müssen wir beten um solche, die glaubwürdig sind, die geradlinig sind, die ihr Amt oder ihre Lebensform aus der übernatürlichen Perspektive heraus verstehen. Dann müssen wir aber auch beten um Gläubige, die die Priester stützen, die

dankbar sind für ihr Wirken und ihr Wort mit bereitem Herzen aufnehmen. Der Priester leidet heute oft darunter, dass er das Gefühl hat, unsere Welt brauche ihn nicht. Das gilt nicht weniger für die Ordensleute. Eine nicht geringe Zahl der Priester und Ordensleute flüchtet heute aber auch in die Anonymität. Sie verstecken sich, sie wollen nicht erkannt werden, weil sie meinen, unsere Welt wolle sie nicht.

Wir leben in einer Zeit des Überflusses - das gilt zumindest für unsere westliche Welt. Wir leben in einer Zeit, die sich wegen des Überflusses weithin losgesagt hat von Gott. Die erschreckenden Folgen davon können wir ahnen, wenn wir sie nicht schon erleben: Alles wird grau in grau in dieser Welt, sie wird unbehaglich und leer, in ihr schmilzt die Moral dahin, nicht nur die Sexualmoral. In ihr bestimmen Brauchbarkeit und Nützlichkeit das Handeln, nicht mehr das Wahre, das Gute und das Schöne. In ihr gibt es keinen Festtag mehr, keinen Sonntag. Sie ist nicht weit entfernt von der grausamen Welt der sibirischen Arbeitslager, wie wir sie in der Zeit der kommunistischen Zwangsherrschaft kennen gelernt haben. Und neue Zwangsherrschaften wird sie heraufbeschwören.

Die Welt braucht den Priester, auch wenn sie meint, sie könnte gut oder besser leben ohne ihn. Sie braucht allerdings den Priester, der wirklich einer ist, der selber an seine Berufung glaubt und der sich bemüht, ihr zu entsprechen. Und sie braucht die Ordensleute, die in letzter Konsequenz die Nachfolge Christi leben, die sich in ihrer Halbheit und Kompromissbereitschaft nicht selber überflüssig machen, denen es wichtiger ist, Gott zu gefallen als den Menschen.

Nur der Priester bewahrt der Welt letzten Endes die Freiheit - es gibt auf die Dauer keine Freiheit ohne Gott -, und nur er bewahrt ihr die Freude, denn die Freude hat die Freiheit letztlich zur Voraussetzung, die wahre

Freude.

Der Priester hat etwas Festtägliches an sich, im Idealfall. Er repräsentiert den siebten Tag, den Tag der Muße, den Tag der feiertäglichen Gottbegegnung, das, was nicht verplant ist. Er erinnert an die neue Welt, an den großen Tag der Ewigkeit, an die unzerstörbare Hoffnung, die der Glaube uns gewährt.

Unbewusst spüren die Menschen, was ihnen fehlt, wenn sie den Priester und seine Botschaft nicht haben, denn sonst hätten die Apostel ohne Auftrag, die Ideologen und Prediger pseudoreligiöser Diesseitsreligionen nicht ein so leichtes Spiel. Ich denke hier an die rote Ideologie und an die grüne, an die Anfälligkeit der jungen Christen für Drogen und Rauschgift und an die Predigt des Sexualismus in den Massenmedien. Aber das sind Surrogate, die in den Abgrund führen.

Die Welt braucht den Priester, der sich ganz und gar an dem Hohenpriester Christus orientiert, der zum Kampf und zum Leiden bereit ist, der nur Christus und sein Heil verkündet, die Sakramente in Freude spendet und sich im Dienst Christi und der Menschen verzehrt.

Der heutige Gebetstag für geistliche Berufe erinnert uns daran, dass wir Priester und Ordensleute brauchen, nicht angepasste, die der Welt gleichförmig geworden sind, sondern solche, die ein brennendes Herz haben wie Petrus, die bereit sind zum Martyrium, zur Hingabe des Lebens für Christus oder zur Übernahme des geistigen Martyriums für ihn. Das Maß ist hier die Gesinnung eines Pfarrers von Ars. Da verstummt jede Zölibatsdiskussion. Solche Priester und Ordensleute sind eine Lebensfrage für unsere Welt. Um sie sollten wir beten und unser Gebet durch unsere Leiden unterfangen, die Leiden, die Gott uns auferlegt. Christus erklärt seinen Jüngern, die ratlos

sind, weil sie der Übermacht des Bösen nicht mehr widerstehen können: Solche Geister sind nur durch Fasten und Beten, also durch Gebet und Opfer, zu überwinden (Mk 9, 29; Mt 17, 21). Amen.

5. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„HERR, ZEIGE UNS DEN VATER“

Im Evangelium des heutigen Sonntags, das den Abschiedsreden Jesu entnommen ist, die uns kostbare Worte des Erlösers aufbewahrt haben, tritt Philippus, einer der Zwölf, hervor mit der Bitte: „Herr, zeige uns den Vater“. Diese Bitte hat nicht nur geschichtliche Bedeutung, sie ist wie ein Aufschrei auch des Menschen unserer Tage. Die Psychologen und die Soziologen sagen uns, dass viele Menschen heute vergeblich auf der Suche nach dem Vater sind, dass unsere Gesellschaft eine vaterlose Gesellschaft ist, dass das Fehlen des Vaters und die Abwesenheit von Vatergestalten der tiefste Grund für die Heimatlosigkeit des modernen Menschen und für viele weitere Nöte unserer Zeit ist. Sie denken dabei an die biologische und an die geistige Vaterschaft. Aber in der Suche nach dem irdischen Vater und nach irdischen Vätern ist unausgesprochen auch der himmlische Vater mitgemeint.

Mit dem Begriff Vater verbinden wir natürliche Größe, nicht angemaßte, sondern wirkliche Größe. Damit verbinden wir Autorität, Führung, Sicherheit, Heimat, Orientierung, Ordnung, Recht, Geborgenheit und Wärme. Man hat die Väter abgeschafft in unserer Zeit, nur wenige haben das gemerkt, und man ist weiterhin dabei, die Väter abzuschaffen. Um der Gleichheit aller willen hat man verkündet und verkündet man weiterhin, dass es nur noch Brüder geben soll. Neuerdings fügt man noch die Schwes-

tern hinzu, obwohl mit den Brüdern schon immer auch die Schwestern mitgemeint waren und mitgemeint sind.

Seit geraumer Zeit erleben wir eine programmatische Zerstörung des Vaterbildes zugunsten einer fragwürdigen Brüderlichkeit, die nun schon seit mehr als 200 Jahren währt. Man verdächtigt die Väter, indem man sie patriarchalisch nennt, ob sie es sind oder nicht, und man macht sie lächerlich. Vielfach machen sie sich allerdings auch selber lächerlich. In jedem Fall sind sie oft Spottfiguren - in den Massenmedien und auch im durchschnittlichen Empfinden unserer Zeitgenossen. Damit ist jedoch die Gesetzlosigkeit über uns gekommen, das Chaos, die Unsicherheit, die Ungeborgenheit, die Verwirrung. Das alles haben wir heute. Manches wird noch notdürftig zusammengehalten, aber es ist äußerliche und oberflächliche Staffage, wie eine Fassade, hinter der abbruchreife Gebäude stehen. Das entlarven viele junge Menschen in ihrer Neigung zur Radikalität. Leider lernen sie jedoch wenig daraus, bedauerlicherweise machen sie es dann oft selber auch nicht besser. Ihre Umtriebe, ihre Unbotmäßigkeit, ihre Brutalität und Rücksichtslosigkeit, ihre Unruhe und ihre Zerstörungswut und ihre Rastlosigkeit und ihre Unberechenbarkeit müssen es dem Letzten klar machen, dass unsere Gesellschaft krank ist, auf den Tod hin. Davon wird die Kirche angesteckt, von dieser Todeskrankheit, weil es ihr an Selbstbewusstsein gebricht, weil sie nur wenig Widerstandskraft hat, weil sie sich so wenig als Alternative zeigt, weil der Glaube in ihr so schwach geworden ist. - Auch der Terrorismus unserer Zeit ist ein Kind der vaterlosen Gesellschaft.

Die Kampagnen gegen den Vater dauern an, unterschwellig oder offen, sie richten sich zugleich gegen die irdische Vaterschaft und gegen den Vater im Himmel. Heute beteiligen sich daran auch orientierungslos gewordene Feministinnen, die den Vater mit der Mutter identifizieren wollen.

Es besteht eine geheimnisvolle Beziehung zwischen diesen beiden Größen, zwischen dem irdischen Vater und dem Vater im Himmel. Wird das Abbild zerstört, so ist davon notwendig auch das Urbild betroffen und umgekehrt. So ist eine vaterlose Gesellschaft stets auch eine gottlose Gesellschaft, und eine gottlose Gesellschaft ist stets auch eine vaterlose.

Immer sehnt sich der Mensch indessen nach dem Vater, im Tiefsten, ohne den Vater kann er nicht recht leben. Er sehnt sich nach dem irdischen und nach dem himmlischen Vater - in der Tiefe seines Herzens. Wer aber vergeblich Ausschau hält nach dem Vater, der wird krank, an der Seele. Das ist eine große Not, im Grunde die große Not vieler Menschen in unserer Zeit.

Während viele heute den Vater vergeblich suchen, bieten sich immer mehr Ersatzväter an, fragwürdige Gestalten. Wer vergeblich auf der Suche nach dem Vater ist, erhält schließlich einen Ersatzvater, ob er es will oder nicht. Solche Ersatzväter sind die Tyrannen und Diktatoren unserer Tage, in der großen Welt wie auch in der kleinen Welt unseres Alltags. Gerade sie sind ein charakteristisches Phänomen unserer Zeit.

In der vaterlosen und gottlosen Gesellschaft breiten sich die Diktaturen aus, geht die Freiheit der Menschen verloren, wächst der Geist des Totalitarismus. Die vaterlose und gottlose Gesellschaft ist totalitär in ihrem Denken. Aus dem Denken aber geht das Handeln hervor. Es ist im Grunde makaber, dass sich in unserem Zeitalter der Demokratie die Diktaturen ausbreiten, im Großen wie im Kleinen, dass in einer Zeit, in der so viel von der Mitbestimmung geredet wird, so wenig echte Mitbestimmung verwirklicht wird, dass sich die Mitbestimmung im Zeitalter der Demokratie allzu oft als Illusion entlarvt.

Die Bitte des Philippus im heutigen Evangelium „Herr, zeige uns den Vater“ ist auch die unsere. Sie sollte es sein, täglich. Wir brauchen den Vater, wir alle, zunächst den Vater im Himmel, denn zur Not kann er den fehlenden irdischen Vater und die fehlende irdische Vatergestalt ersetzen, wenngleich es leichter ist für uns, den Vater im Himmel zu finden, wenn wir die Erfahrung eines guten irdischen Vaters oder die Erfahrung väterlicher Güte gemacht haben in unserem Leben.

Gott ist unser Vater, das ist die tiefste Aussage, die wir über Gott machen können. Er ist nicht unser Partner, sondern der Unnahbare, zu dem wir dennoch Zutritt haben, weil er uns an sich zieht. Er ist der Ferne, der uns dennoch nahe ist, weil er es will, er ist der unendlich Große und Erhabene, der uns in seine Nähe zieht wie ein liebender Vater. Er will unser Leben tragen. Bewusster sollten wir Gott als unseren Vater ansprechen, wenn wir das Vaterunser beten.

Wir brauchen den Vater im Himmel, wir brauchen aber auch den Vater auf Erden, in der Familie, nicht eine Witzfigur, wir brauchen die echte Darstellung der Väterlichkeit in der Gesellschaft und in der Kirche. Wir brauchen Väterlichkeit, in der Führung, Ordnung und Autorität, Stütze und Geborgenheit, Güte und menschliches Verstehen Gestalt annehmen. Wir brauchen den Vater, nicht nur in der Familie, wir brauchen auch die Väterlichkeit im öffentlichen Leben und in der Kirche, geistige Vaterschaft, Väter brauchen wir, nicht Funktionäre und Tyrannen.

Gott, der Vater, zeigt uns den Wert irdischer Väterlichkeit, und die Erfahrung irdischer Väterlichkeit führt uns zu dem, von dem her alle irdische Vaterschaft ihren Ursprung nimmt.

Der Ruf des Philippus im heutigen Evangelium „Herr, zeige uns den Vater“

ist in einem tieferen Verständnis ein Ruf, der nie verstummt in der Geschichte der Menschheit, vor allem ist er ein Ausdruck der Not der Menschen in der Gegenwart, ein Ausdruck unserer Not heute. Die vaterlose Gesellschaft ist eine Gesellschaft ohne Geborgenheit, ohne Sicherheit, ohne Sinn und Ziel, eine Gesellschaft ohne Heimat. Bezeichnenderweise ist ihr der Begriff „Vaterland“ heute weithin zu einem Fremdwort geworden, zumindest ist er äußerst negativ besetzt bei uns. Allein, immer, wenn uns die Not zum Bewusstsein kommt, so sind wir schon auf dem halben Weg der Rettung. Finden wir zum Vatergott, so ahnen wir auch den Wert menschlicher Väterlichkeit und verwirklichen wir menschliche Väterlichkeit im eigentlichen oder im übertragenen Sinn. Oder begegnet sie uns, die menschliche Väterlichkeit, oder erfahren wir sie, so finden wir auch leichter zum Vatergott. Auch hier gilt: Nicht große Programme sind unsere Rettung. Was die Not wendet, das ist die Wandlung der Herzen.

Es ist eine Pflicht, die aus dem Evangelium hervorgeht, dass wir die Väterlichkeit leben und dass wir anderen den Vater zeigen, den irdischen und den himmlischen. Nach dem einen wie nach dem anderen sehnt sich der Mensch, ob er jung ist oder alt. Amen.

6. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„WENN IHR MICH LIEBT, HALTET IHR MEINE GEBOTE“

Nicht zu Unrecht ist in der Verkündigung der Kirche sehr oft die Rede von der Liebe. So entspricht es den Urkunden unseres Glaubens. Sie betonen die Liebe so stark, dass man die christliche Religion mit Recht die Religion der Liebe genannt hat. Die nähere Ausdeutung dessen, was hier unter Liebe zu verstehen ist, geht jedoch nicht selten an der gemeinten Wirklichkeit

vorbei. Nicht alles, was man als Liebe bezeichnet, kann den Anspruch erheben, christliche Liebe und damit wahre Liebe, nicht versteckte Selbstliebe, zu sein. Wie die christliche Liebe zu verstehen ist, davon spricht das Evangelium des heutigen Sonntags. Es zeigt uns, worin sie im Einzelnen besteht und wie sie Wirklichkeit werden muss in unserem Leben.

Zunächst müssen wir sehen, dass die christliche Liebe ihren Ausgang nimmt bei Gott, nicht bei unserer Liebe zu Gott, sondern bei der Liebe Gottes zu uns. Gott hat uns zuerst geliebt. Das erkennen wir daran, dass er uns seinen Sohn gesandt hat, dass wir durch das Kreuz und die Auferstehung Christi erlöst sind. Aber schon vorher hat Gott uns viele Zeichen seiner Liebe geschenkt. Das ganze Alte Testament ist voll davon. Aber auch unser eigenes Leben ist voll davon, von den Zeichen der Liebe Gottes zu uns. Das erkennen wir, wenn wir aufmerksam Rückschau halten auf unser bisheriges Leben, was wir in unserer Gedankenlosigkeit leider allzu wenig tun.

Unsere Liebe zu Gott ist die Antwort auf seine Liebe zu uns. Diese Antwort aber ist wertlos, wenn sie nur in Gefühlen besteht oder in leeren Worten. Sie muss fruchtbar sein, sie muss Werke hervorbringen. Nur dann ist sie echt, wenn wir Gottes Gebote erfüllen. Das leuchtet ein: Liebe, die nicht zur Tat wird, ist unwahr, sie ist versteckte Selbstliebe. Darauf besteht mit besonderem Nachdruck im Neuen Testament der Jakobusbrief, aber nicht nur er. Die Liebe zu Gott ist nur echt, wenn sie fruchtbar ist, wenn sie sich auswirkt in der treuen und gewissenhaften Befolgung seiner Gebote.

Das wichtigste Gebot Gottes aber ist, wenn wir einmal von der Gottesliebe absehen, die Nächstenliebe. Auch hier gilt, was von der Gottesliebe gilt: Es geht hier nicht um schwärmerische Gefühle, erst recht nicht um große Worte, sondern um die Liebe der Tat, um eine Liebe, die vor den Geboten Got-

tes bestehen kann.

Die Nächstenliebe ist nur dann als christlich zu verstehen, wenn sie aus der Liebe zu Gott hervorgeht und wenn sie sich an seinen ehernen Gesetzen orientiert.

Sodann ist es bedeutsam, dass sich die Nächstenliebe, christlich verstanden, zuerst, wie es das Wort sagt, auf jene Menschen richtet, die uns räumlich nahe sind, auf jene, mit denen wir es tagtäglich zu tun haben. Das macht sie schwierig, die Nächstenliebe. Denn es ist leichter, den Fernsten zu lieben als den Nächsten. Noch leichter ist es, in großen Worten über die Liebe zu reden. Dabei ist zu bedenken, dass die, die uns am nächsten stehen, durchaus nicht immer liebenswert sind und dass gerade sie uns wegen ihrer Nähe oft auf die Nerven gehen. Sie sollen aber liebenswert werden für uns, weil der Mensch gewordene Sohn Gottes uns in ihnen begegnen will, weil wir, wenn wir sie mit den Augen des Glaubens anschauen, das Antlitz Christi in ihnen erkennen können.

Wenngleich die Nächstenliebe bei Gott ihren Ausgang nimmt, so kann man doch auch sagen, dass man Gott nicht lieben kann, wenn man den Nächsten nicht liebt. Durch die Gottesliebe lernt man die Nächstenliebe. Aber man lernt auch durch die Nächstenliebe die Gottesliebe. Tatsächlich ist es so, dass die liebende Hinwendung zu Gott uns zum Menschen führt, und die liebende Hinwendung zum Menschen uns zu Gott führt.

Dass dem so ist, das erkennen wir aus der Tatsache, dass da, wo man Gott leugnet, und das geschieht heute mehr denn je zuvor, der Egoismus und der Streit das Miteinander der Menschen vergiften. Auch innerhalb der Kirche wird heute die Existenz Gottes nicht selten geleugnet, einschlussweise, wenn nicht gar ausdrücklich. Das mag uns befremden, aber es ist so. Nicht

zuletzt erklärt sich von daher die maßlose Zerstrittenheit in der Kirche. Mit ihr verbindet sich vielfach der zweifelhafte Triumph der Gesetzlosigkeit. Eines ist sicher: Ohne die Gottesliebe gibt es keine Begründung für die Nächstenliebe. Wenn es keinen Gott gibt und keine Ewigkeit, dann kann der dem Menschen angeborene Egoismus nur schwerlich überwunden werden. Ohne Gott kann es im Grunde nur ein vernünftiges Arrangement geben oder auch so etwas wie schwärmerische Menschenverbrüderung, aber das eine wie das andere ist nur schwerlich von Dauer. Dann bleibt nur noch das allgemeine Chaos.

Es gibt nicht nur nicht die wahre Nächstenliebe ohne die Gottesliebe, es gibt im Grunde auch keine Gottesliebe ohne die Nächstenliebe. Ohne die Hinwendung zum Menschen können wir uns eigentlich auch nicht Gott zuwenden. Denn ohne die Nächstenliebe wird die Gottesverehrung veräußerlicht und ritualisiert, wenn man sich überhaupt noch um Gott kümmert. Dass dem heute vielfach so ist, können wir oftmals erkennen, wenn wir genau hinschauen.

Wenn wir uns aber bemühen, Gott und den Nächsten zu lieben, nicht nur mit Worten, sondern durch die Tat, können wir Gott vertrauensvoll unsere Bitten vortragen. Die Gottes- und Nächstenliebe, sie ist die Voraussetzung dafür, dass Gott unsere Gebete erhört.

Das Maß unserer Liebe bestimmt die Erhörung unserer Bitten durch Gott. Das gilt bereits für die natürliche Liebe im Alltag unseres Lebens. Tun wir das, was Gott will, so ist er auch bereit, unsere guten Wünsche zu erfüllen, uns seine Nähe und Hilfe zu schenken.

Am kommenden Donnerstag feiern wir das Fest der Himmelfahrt Christi. Die letzten drei Tage vor diesem Festtag werden von altersher als Bitt-Tage

begangen.

Das Bittgebet ist der Ernstfall des Glaubens. Das geht uns schwer ein in unserer technisierten Welt. Vielen von uns fällt es schwer, bittend vor Gott hinzutreten. Es ist jedoch das sicherste Anzeichen für den Tod unseres Glaubens, wenn das Bittgebet uns zur Frage wird, wenn wir nicht mehr unsere Bitten vor Gott hintragen.

Unser deutsches Wort „beten“ bringt es schon zum Ausdruck, dass wir mit dem Beten nicht zunächst „danken“ und „loben“ meinen.

Gottes Hilfe scheint unserem Leben und unserer Welt heute ausgesprochen fern zu sein, obwohl wir sie so sehr benötigen. Wir bitten ihn nicht mehr, vielleicht weil wir schlechte Erfahrungen mit dem Bittgebet gemacht haben. Dabei sollten wir aber einmal überlegen, ob wir nicht ohne Liebe versucht haben, Gottes Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wenn wir uns selber helfen, wenn wir ohne Liebe und ohne Gebet eine Zukunft erhoffen, geht diese Hoffnung ins Leere.

Mit Recht sagen wir manchmal, wenn wir von dem Übermaß des Elends überwältigt werden: Da kann man nur noch beten! Das ist sicher richtig, aber dabei müssen wir etwas anderes unausgesprochen mit bedenken: Die fruchtbare Gottesliebe, die Liebe zu Gott und die Befolgung seiner Gebote, vor allem die Befolgung des Gebotes der Nächstenliebe. Die fruchtbare Gottesliebe ist nämlich die Voraussetzung für das wirksame Gebet.

Liebe und Vertrauen sind ein sprechender Ausdruck unseres Glaubens dafür, dass Gott unser Vater ist. Deshalb ist die Liebe die Mitte des Evangeliums, weil das Evangelium die Botschaft vom Vatergott ist. Unsere Welt wird menschlicher, aber auch unser persönliches Leben wird es, wenn wir

Gott lieben und aus Liebe zu ihm unseren naturhaften Egoismus überwinden.

Wenn wir uns von Gott abwenden, so bleibt uns eine Welt ohne Liebe, ohne wahre Liebe. Aber nicht nur das. Dann bleibt uns auch nur noch eine Welt ohne Gottes Hilfe. Amen.

CHRISTI HIMMELFAHRT

„KEIN AUGE HAT ES GESEHEN UND KEIN OHR HAT ES GEHÖRT, WAS GOTT DENEN BEREITET HAT, DIE IHN LIEBEN“

In der Verkündigung der Kirche ist heute weniger die Rede vom Himmel. Kam das Thema „Himmel“ früher in fast jeder Predigt vor, meidet man es heute sorgfältig. Man will sich nicht vorwerfen lassen, dass man das Diesseits und das irdische Leben der Menschen abwertet. Wer modern sein will - und wer will das nicht? -, der horizontalisiert das Christentum, der redet nicht mehr vom Glauben und von der Gottesliebe, sondern bestenfalls von der Mitmenschlichkeit, wie immer man diese dann im Einzelnen versteht und erklärt. Die entscheidende Aufgabe der Verkündigung ist es dann, die Menschen in ihrem Denken und in ihrem Handeln zu bestätigen und sich den Zeitgeist gänzlich einzuverleiben, das Denken und Handeln der Menschen, ganz gleich wie es sich darstellt, als christlich zu legitimieren. Die Kirche hat dann in ihren Vertretern die Aufgabe, das nachzureden, was ihr vorgeredet wird. Das aber ist das, was die Massenmedien verbreiten, die Beliebigkeit und die Sanktionierung des geistigen Chaos, das inzwischen in unserer Gesellschaft eine Heimat gefunden hat, weithin auch in der Kirche. Das sieht dann so aus, dass man in der Glaubensverkündigung und im Religionsunterricht feststellt, das Evangelium lehre uns, in dieser Welt glück-

lich zu leben, die Welt zu bejahen, sie zu lieben und sich an ihr zu freuen. Ganz falsch ist das nicht einmal, daran ist Richtiges, aber fatal einseitig ist das, sofern da einiges fehlt, ja, Wesentliches. Da fehlt vor allem, dass der Himmel unser Ziel ist, die Vollendung bei Gott und dass wir dieses Ziel verlieren, wenn wir uns gänzlich dieser unserer vergänglichen Welt überlassen.

Die Vollendung Jesu, die wir heute feiern, dankbar sollten wir sie feiern, sie ist ein Bild unserer Vollendung. Das Thema „Himmel“ kann, wenn es recht verstanden und gedeutet wird, gar nicht oft genug behandelt werden. Wenn die Jünger Jesu in der (ersten) Lesung und im Evangelium des heutigen Festtags beauftragt werden, Zeugen dessen zu sein, der in den Himmel aufgefahren ist, dann gehört dazu vor allem das Zeugnis vom Himmel. Wir wollen an diesem Festtag darüber nachdenken, was wir über den Himmel sagen und wie wir in ihn hineinkommen können.

Wir müssen unterscheiden zwischen dem Himmel über den Wolken und dem Himmel, zu dem hin der Auferstandene aufgefahren ist. Der Himmel, zu dem hin der Auferstandene aufgefahren ist, ist nicht ein Teil dieser unserer Schöpfung, die wir sehen und die wir durchmessen können. Er ist von ganz anderer Art als alles, was wir uns vorstellen können. Deshalb sagt die Schrift: „Kein Auge hat es gesehen und kein Ohr hat es gehört, was Gott jenen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9).

Um zu diesem Himmel zu gelangen, brauchen wir nicht den Raum des Sternenhimmels zu durchmessen. Wir müssen nur in eine andere Daseinsweise verwandelt werden. Dieser Himmel liegt nicht hinter der sichtbaren Welt, er ist jenseits von ihr, allerdings nicht in dem Sinne, dass der Himmel dort anfängt, wo die Welt an ihre Grenze gekommen ist, also nicht hinter der Welt im räumlichen Sinne. Daher heißt es in der (ersten) Lesung: „Eine

Wolke entzog ihn ihren Blicken“.

Auf jeden Fall bringt der Himmel das Ende von Schmerz und Trauer, das Ende von Sünde und Tod, von Abschied und Enttäuschung. Er erfüllt alles, was wir ersehnen, ja, mehr noch, er übertrifft all unsere Erwartungen. Damit ist noch nicht viel gesagt, aber dennoch eine gewisse Vorstellung gegeben. Genug, dass wir erkennen können, dass es keine größere Katastrophe geben kann als jene, dass wir ihn verfehlen. Das aber ist möglich.

Im 1. Petrusbrief begegnet uns die rhetorische Frage: „Was wird das Ende derer sein, die nicht dem Evangelium Glauben schenken?“ (1 Petr 4, 17) und die nach diesem Glauben nicht leben, so müssen wir ergänzen. Damit ist auch der Weg angedeutet: Dem Evangelium Glauben schenken, nicht nur mit Worten, sondern auch mit den Händen und in der Gesinnung.

Es genügt nicht, ein irgendwie anständiger Mensch zu sein und sich gegenüber Gott neutral zu verhalten oder gelegentlich von der Vorsehung oder dem höheren Wesen zu sprechen.

Jesus sagt: „Nicht jeder, der Herr, Herr, sagt, wird in den Himmel eingehen, sondern der, der den Willen meines Vaters tut“ (Mt 7, 21 f). Am besten kommt man dort an, wenn man andere mitbringt.

Der heilige Aloysius von Gonzaga († 1591), einer der ersten Gefährten des heiligen Ignatius von Loyola († 1556) - er starb im jugendlichen Alter - hatte sich ganz und gar den Wahlspruch seines geistigen Vaters zu Eigen gemacht: „Was bringt das für die Ewigkeit?“ - „ Welche Bedeutung hat das für die Ewigkeit, der wir entgegengehen?“ So fragte er immer: „Quid hoc ad aeternitatem?“

In den Himmel kommen können wir nur dann, wenn wir die Taufgnade bewahren, ein Leben der Buße führen und uns in allem von der Liebe zu Gott bestimmen lassen, und das nicht nur mit Worten, sondern auch und vor allem „in der Tat und in der Wahrheit“ (1 Joh 3, 18).

Schon im Alten Testament lesen wir: „In all deinen Werken gedenke der letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen“ (Sir 7, 36).

Dort, wo Jesus wenige Wochen zuvor sein bitteres Leiden begonnen hatte, erscheint er seinen Jüngern zum letzten Mal. Dann entschwindet er ihnen bis zu dem Tag, an dem sie für immer mit ihm vereinigt werden, nachdem sie selber durch das Martyrium hindurchgegangen sein werden. Später ist der Auferstandene noch manchem Heiligen erschienen, aber nur zu dessen persönlichem Trost. Bis zu seiner Himmelfahrt war er vielen erschienen, vor allem jenen, die ihn definitiv als den Auferstandenen vor der Welt bezeugen sollten. Die Himmelfahrt Jesu erinnert uns an den Himmel und ist uns eine Mahnung, dass wir alles daransetzen, dass wir ihm dorthin folgen. Gott will, dass alle Menschen zur ewigen Gemeinschaft mit Christus und zur Vollendung gelangen, aber - es sei denn, Gott gewährt einem Einzelnen eine ganz besondere Gnade - normalerweise führt der Weg dorthin über die bewusste Distanzierung von dem Vater der Lüge und über das ernste Bemühen um den Willen Gottes, wie er uns durch Christus und seine Kirche verkündet wird.

Der selige Kardinal Newman († 1890) meint, die drei wichtigsten Wahrheiten, über die wir immer wieder nachdenken müssten, lauteten: Die Zeit ist kurz, der Tod ist gewiss, und die Ewigkeit ist lang (John Henry Newman, Deutsche Predigten, Bd. 8, Stuttgart 1956, 150). Amen.

7. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„WENN IHR ANTEIL HABT AN DEN LEIDEN CHRISTI, FREUT EUCH“

Im fünften Kapitel der Apostelgeschichte wird uns von einer merkwürdigen Begebenheit berichtet (Apg 5, 40 f). Nachdem Christus zum Vater heimgekehrt war und die Apostel den Heiligen Geist empfangen hatten, geschahen außergewöhnliche Dinge durch sie, Zeichen und Wunder. Und die Gemeinde Christi in Jerusalem wuchs täglich. Das war den jüdischen Behörden unangenehm und erfüllte sie mit Eifersucht. Sie verhafteten die Apostel und führten sie vor den Hohen Rat, vor das jüdische Gericht, und fragten sie, warum sie den gekreuzigten Jesus von Nazareth als den Auferstandenen und als den Messias verkündigt hätten, obwohl man ihnen das streng verboten habe. Die Antwort der Angeklagten war verblüffend einfach: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Da verhängten die Richter in ohnmächtigem Zorn die Geißelstrafe über sie und untersagten ihnen noch einmal die missionarische Predigt. Am liebsten hätten sie die Todesstrafe verhängt über sie, aber sie fürchteten das Volk. Die Bestraften lassen sich jedoch nicht beirren. Sie fahren fort, Jesus von Nazareth und seine Botschaft zu verkünden. Die Apostelgeschichte stellt in diesem Zusammenhang fest: „Sie freuten sich, weil sie für würdig befunden worden waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu erleiden“. So hatte es sie der gelehrt, den sie verkündigten: „Selig, die Verfolgung erleiden um der Gerechtigkeit willen … selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen … um meinetwillen. Freut euch und frohlockt, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel“ (Mt 5, 10 - 12). Diesen Gedanken greift die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags auf, wenn es da heißt: „Freut euch, dass ihr Anteil am Leiden Christi habt“ (1 Petr 4, 13).

Denkt man tiefer nach über diese Aufforderung, könnte man zu dem Schluss kommen: Also hat Gott Freude am Leiden der Menschen. Das ist jedoch falsch, denn Gott kann keine Freude an den Schmerzen der Menschen haben, so wenig wie ein Vater Freude haben kann an dem Leid seiner Kinder. Die Sache ist etwas komplizierter.

Gott ist die Liebe, und er will die Antwort der Liebe, einer Liebe, die nicht Selbsttäuschung ist oder versteckte Selbstsucht, einer Liebe, die ihre Echtheit in den Belastungsproben des Leidens unter Beweis stellt. Der liebende Mensch hält zum geliebten Menschen nicht nur in frohen Tagen, er steht zu ihm auch im Leid. In ihm erkennt er eine Gelegenheit, die Tragkraft seiner Liebe zu beweisen. Allzu oft erleben wir es jedoch anders: Die kleinste Belastung der Liebe ist schon zu schwer, und man kommt dann zu dem Schluss, dass man sich eben getäuscht hat in der Liebe. So ist das in unserer „Ego-Gesellschaft“. Sie ist weithin unfähig geworden zur Liebe.

Die wahre Liebe gebietet das Mitleiden, sie gebietet die Treue auch und gerade im Leiden. Über das Mitleiden glücklich zu sein, das verlangt dann jedoch schon einen höheren Grad an Liebe, ein Maß, wie es vor allem im Verhältnis zu Christus, der mehr ist als ein Mensch, angebracht ist. Leid wird zum Glück, wo immer es in die Schicksalsgemeinschaft mit Christus führt, wo immer wir um das Glück dieser Schicksalsgemeinschaft wissen, weil sich in ihm die Liebe als echt erweist, frei von aller Selbstsucht. Einen Vorgeschmack davon können wir schon im Alltag erfahren, wenn wir uns da um echte und wahre Liebe bemühen. Es bleibt Schmerz, das Leid, aber der Schmerz wird gleichsam kompensiert durch die Freude über das größere Glück oder durch die Freude im Blick auf das größere Glück, das die wirklich selbstlose Liebe schenkt.

In reichem Maße hat das der Apostel Paulus in seiner römischen Gefangen-

schaft erfahren, als er dem Tod ins Angesicht schaute. Davon zeugt der Philipperbrief. In keinem der Briefe des Apostels Paulus begegnet uns ein solches Bekenntnis zu geradezu überschwänglicher Freude wie in diesem Brief. Dennoch schreibt er auch in anderen Briefen von der Freude im Leiden. So erklärt er den Korinthern einmal: „Ich ströme über von Freude in all meiner Trübsal“ (2 Kor 7, 4).

Ein junger Mensch, der im Begriff war, in den strengsten Orden der Kirche, in den Karthäuserorden einzutreten, schrieb: Die Zelle des Karthäuser-Mönches ist gleichzeitig Kalvaria und Brautgemach.

Zuweilen erscheint unser Leben widersprüchlich. Aber wir müssen hier unterscheiden zwischen kontradiktorisch und konträr. Das Erstere ist nicht einmal denkmöglich, geschweige denn seinsmöglich, das Letztere aber ist durchaus denkmöglich und seinsmöglich. In unserem Seelenleben gibt es verschiedene Bereiche, die sich zuweilen geradezu überlagern.

Wir haben viele Möglichkeiten, am Leiden Christi teilzunehmen. Eine spezifische Gestalt der Teilnahme am Leiden Christi ist die Geduld um der Liebe Christi willen.

In unserer (zweiten) Lesung heißt es: „Wenn ihr wegen des Namens Christi geschmäht werdet, so seid ihr glücklich zu preisen“ (1 Petr 4, 14).

Sobald der Christ sich bemüht, das Evangelium einigermaßen in seinem Leben in die Tat umzusetzen, beginnt das, das Leiden mit Christus. Auch in einer christlichen Umgebung bringt die konsequente Nachfolge Christi nicht Lob und Bewunderung, sondern eher Zweifel am gesunden Menschenverstand oder wenigstens den Vorwurf der Heuchelei. Auf jeden Fall bringt das nicht den Applaus der Massen, wenn man sich konsequent für

Gott, für Christus und für seine heilige Kirche einsetzt. Die Massen leben von der Halbheit und von der Anpassung. Sich unabhängig machen von dem Beifall der Massen, das ist schwer, in den Augen Gottes ist es jedoch entscheidend. Das übt man, indem man sich in der Treue zu Christus nicht irre machen lässt durch Unverständnis und Spott. In einer solchen Situation in Gelassenheit neben Christus, dem Schmerzensmann zu stehen, das ist Gabe des Heiligen Geistes. In eben diesem Heiligen Geist konnten die Apostel voll Freude über ihre Demütigung und über ihre Schmerzen den Hohen Rat verlassen.

Wir beten in diesen Tagen um die Herabkunft des Heiligen Geistes, wie einst die Apostel und die ersten Jünger Jesu nach der Himmelfahrt es getan haben in der Gemeinschaft mit Maria, der Mutter Jesu. Denken wir dabei auch an diese Gabe, dass wir frohgemut leiden in der Gemeinschaft mit Christus. Dass wir dankbar sind, wenn wir gedemütigt werden. Dass wir im Glauben erkennen, dass das Leiden in der Gemeinschaft mit Christus uns zur Quelle der Freude wird. Wir müssen es nicht suchen, das Leid, aber wo immer es uns auferlegt wird, da müssen wir es annehmen in Dankbarkeit, weil sich im Mitleiden unsere Liebe als echt erweist und wir so Christus gleichförmig werden, da müssen wir es annehmen in der frohen Hoffnung auf die ewige Freude. Amen.

PFINGSTSONNTAG

„DIE HAND GOTTES IST NICHT KÜRZER GEWORDEN“

Für viele auch sich katholisch nennende Christen ist der Heilige Geist keine Wirklichkeit mehr, ist er ein leerer Begriff, ein Wort, das man ausspricht, nicht eine Person, die man anspricht, ist er nicht ein Jemand, mit dem man

spricht und lebt. Das gilt in nicht wenigen Fällen wohl auch für solche, die eine Funktion in der Kirche wahrnehmen, ehrenamtlich oder hauptamtlich. Der Heilige Geist ist jedoch konstitutiv für die Kirche und für einen jeden, der im Glauben der Kirche lebt. Es kommt darauf an, dass er ein Jemand ist für uns, ein Jemand, mit dem wir sprechen und leben. Denn so war es bei Jesus und in der Urgemeinde von Jerusalem.

Der Mensch gewordene Gottessohn lebte ganz aus dem Heiligen Geist, und er war stets im Gespräch mit ihm. Von ihm sagt Petrus nach der Taufe des heidnischen Kornelius in der Apostelgeschichte: „Gott hatte ihn mit dem Heiligen Geist gesalbt und mit Kraft. Deshalb zog er Wohltaten spendend durch das Land und heilte alle, die von bösen Geistern geplagt wurden“ (Apg 10, 38). In der Unterweisung seiner Jünger hatte er oft vom Heiligen Geist gesprochen und ihnen angekündigt, dass er auf sie alle herabkommen werde. Mit vielen Worten hatte er ihnen das geheimnisvolle Wirken des Heiligen Geistes erläutert und nahe gebracht, wenn er ihn als Helfer, Beistand, Tröster und Wegführer bezeichnet hatte, als Licht, Kraft und Feuer.

Für die frommen Juden war das nicht neu. Wenn sie aus ihrer Überlieferung lebten, wussten sie, dass die messianische Zeit in besonderer Weise die Zeit des Heiligen Geistes sein werde. Bei dem Propheten Joel konnten sie es nachlesen, dass Gott seinen Geist ausgießen werde über alle, wenn die Zeit des Messias gekommen sein werde (Joel 3, 1 f). Der Auferstandene hat diese Verheißung wahr gemacht.

Im Heiligen Geist erkannten die Jünger und die ersten Christen die Zusammenhänge all der vielen Dinge, die Jesus getan, und der vielen Worte, die er gesprochen hatte, und in ihm fanden sie die Kraft, dafür einzustehen. Und der Geist Gottes war ihre Kraft in ihren Misserfolgen und in ihren Prüfungen. Vor allem wurde er ihnen im Hinblick auf die Mission geschenkt,

im Hinblick auf ihre Aussendung.

Wenn am Anfang des Weges der Kirche zu den Völkern die Herabkunft des Heiligen Geistes steht, erkennen wir daran, dass die Kirche in Wahrheit ein Geschöpf des Heiligen Geistes ist. Das heißt: Die Kirche ist nicht das Werk einer Handvoll ungebildeter Männer aus Galiläa - wie hätte sie sonst Bestand haben können? -, sie ist nicht das Werk von Menschen, sondern Gottes Werk, eine Schöpfung seines Geistes. Es ist der Geist Gottes, der eine geordnete Kirche geschaffen hat, einen lebendigen Organismus. Die Ordnung ist stets ein Zeichen für das Wirken des Gottesgeistes. Das Chaos aber schafft sein Widersacher. Immerfort zerstört er die Ordnung Gottes. Das erleben wir heute wie nie zuvor.

Im Geist Gottes erkannten und verkündeten die Jünger Jesu den Glauben an die Erlösung, den Glauben an die Auferstehung und die Wiederkunft Christi, in Sicherheit, Kühnheit und Standhaftigkeit. Die Apostelgeschichte ist ein einziges Zeugnis vom Wirken des Gottesgeistes in der jungen Kirche. Es gibt in ihr kaum eine Seite, auf der er nicht erwähnt wird. Er leitet und beseelt die Kirche des Anfangs. Und er begeistert die ersten Christen für die Sache Gottes.

In dem griechischen Wort für Begeisterung „enthousiasmos“ lebt noch eine Ahnung von dem, was mit dem Begriff der Begeisterung im Tiefsten gemeint ist. Wörtlich übersetzt ist der Enthusiasmus das Erfülltsein von Gott. Und das Wort „Begeisterung“ meint das Gleiche, erfüllt sein vom Geist Gottes.

Die Herabkunft des Heiligen Geistes ist nicht nur eine Erinnerung an ein goldenes Zeitalter der Kirche, das in der Geschichte versunken ist. „Die Hand Gottes wirkt weiter“ – „non est abbreviata manus Domini“, heißt es

bei dem Propheten Jesaja (Jes 59, 1), und im Buch der Weisheit heißt es: „Der Geist des Herrn erfüllt das All“ (Weish 1, 7). Das gilt auch heute. Gott hat heute nicht weniger Macht als früher. Das gilt, auch wenn eher das Gegenteil der Fall zu sein scheint. Er ist bei der Kirche, auch heute, damit sie Zeichen Gottes sein kann, damit sie ihn als den Gott der Offenbarung bezeugen kann, damit sie allen Menschen Gottes Liebe und Güte verkünden kann.

Auch heute gibt es neben viel Gemeinheit hohe Ideale in der Kirche, neben viel Feigheit bewundernswerten Heroismus, neben großer Enttäuschung kraftvolle Sehnsucht, neben viel Glaubenslosigkeit unerwartete Glaubensfreudigkeit, neben viel Lüge und Heuchelei die Bereitschaft zum Martyrium für die Wahrheit. Wer für die Wahrheit eintritt, der muss zum Martyrium bereit sein, sagte kürzlich der Heilige Vater in einer Ansprache.

In der Gegenwart erscheint uns die Kirche oftmals entgeistert oder geistlos, langweilig und grau, manchmal gar eher von der Macht vieler unheiliger Geister beherrscht als von dem Geist Gottes, dem Heiligen Geist. Aber das geht uns alle an, das ist ein Appell für einen jeden von uns. Denn Gottes Wirken hängt nicht in der Luft. Immer wirkt Gott in dieser Welt durch die Menschen. Er will, dass wir Werkzeuge seines Geistes sind und dass wir ihm die Ehre geben. Was den Weg Gottes und seines Geistes zu uns versperrt, das ist unsere ungeordnete Begierde, unsere Bequemlichkeit, unser Hochmut. Vor allem ist es der Hochmut: Wir wollen sein, wie wir sind, und nicht anders, oder wir wollen gar mehr sein als wir sind.

Nach Höherem zu streben, das wird heute vielfach als Krankheit bezeichnet, was überhaupt die Verwirrung unserer Zeit unterstreicht, die allgemeine Tendenz nicht nur in der Welt, auch in der Kirche, die Tendenz, das Kranke als gesund und das Falsche als wahr zu bezeichnen.

Wir müssen empfänglich werden für das Wirken des Heiligen Geistes. Wir müssen uns leiten lassen von ihm. Und wir müssen Umgang pflegen mit ihm in einem lebendigen Gebetsleben. Es darf kein Tag vergehen, an dem wir nicht zum Heiligen Geist beten, an dem wir nicht die dritte göttliche Person anrufen. Jeder lebendige Katholik sollte wenigstens das „Veni creator“, den Hymnus „Komm Schöpfer Geist, kehr bei uns ein“ auswendig kennen. Am besten ist es, wenn wir den Tag mit diesem Gebet beginnen.

Das heutige Pfingstfest will uns eine Mahnung sein, dass wir uns als Christen führen lassen durch den Heiligen Geist und dass wir ganz selbstverständlich zu ihm beten, dass wir zu ihm und um ihn beten. Aber nicht nur das, es will uns auch eine Mahnung sein, dass wir das Kreuz lieben. Denn Pfingsten ist die Frucht des Kreuzes, das Kreuz und der Tod des Erlösers gehen dem Pfingstgeheimnis voraus.

Liebe zum Kreuz bedeutet Selbstverleugnung, Lösung vom Egoismus und von menschlicher Sicherheit, Gottvertrauen und Ganzhingabe an Gott. Der Selbstverleugnung aber geht ein kühner Glaube voraus.

Fügsamkeit, Gebet und Kreuzesliebe sind die Bedingungen für ein neues Pfingsten in der Kirche und in unserem persönlichen Leben. Immer ist die Verwandlung der Herzen das Entscheidende in der Kirche wie auch in der Welt. Die Kirche und die Welt müssen neu werden im Heiligen Geist - das ist letzten Endes eine Lebensfrage für uns alle -, aber das muss durch uns geschehen. Alles Große erwächst aus kleinen Anfängen. Es ist fünf vor Zwölf. Wir stehen vor einem Abgrund.

Die Kirche wurde einst grundgelegt durch den Heiligen Geist, den Geist Gottes. Was einmal war, das muss bleiben, die Kirche muss aus dem Geist ihres Fundamentes heraus leben bis zum Jüngsten Tag. Der ewige Gott hat

heute nicht weniger Macht als früher. Dass sie sichtbar wird in der Welt, die Macht Gottes, das liegt an uns. Gott will durch uns wirksam werden. Fügsamkeit gegenüber dem Heiligen Geist, Gebet zum Heiligen Geist und um ihn sowie Liebe zum Kreuz, das sind die Bedingungen für ein neues Pfingsten in der Kirche und in unserem persönlichen Leben, zuerst in unserem persönlichen Leben und von daher dann in der Kirche und in der Welt. Amen.

PFINGSMONTAG

„DER HEILIGE GEIST WIRD EUCH AN ALLES ERINNERN, WAS ICH EUCH GESAGT HABE“

Wenn wir von der dritten göttlichen Person, dem Heiligen Geist sprechen, versagen alle unsere Vorstellungen. Sagen wir etwa: Gott ist Vater oder Gott ist Sohn, so können wir uns dabei noch irgendetwas vorstellen, wenngleich diese Vorstellungen äußerst unvollkommen sind. Aber der Geist, das ist etwas völlig Ungegenständliches. Dabei können wir uns nichts mehr vorstellen. Daher hat er viele Namen in den heiligen Schriften, Namen, die sein Wirken beschreiben, die uns hinweisen auf das, was er tut.

Das Wirken des Heiligen Geistes ist so vielfältig, wie seine Namen vielfältig sind in den heiligen Schriften. Im Alten Testament ist nur in dunklen Andeutungen von ihm, dem Heiligen Geist, die Rede. Erst im Neuen Testament werden uns seine Existenz und sein Wirken klarer bezeugt. Da erfahren wir, dass er uns die Zunge löst zum Gebet und zum Zeugnis: Er kommt auf die Jünger herab im Zeichen von feurigen Zungen. Darin wird das eigentliche Fundament seines Wirkens angedeutet.

Drei Namen erhält der Heilige Geist in der Heiligen Schrift, in denen sich sein Wirken vor allem widerspiegelt. Er wird (1) der Beistand genannt, (2) der Geist der Wahrheit und (3) der Heilige Geist.

Im Johannes-Evangelium wird der Heilige Geist wiederholt der Beistand genannt. Das griechische Wort, das hier verwendet wird, lautet „paráklétos“. Der Paraklet ist zunächst „der Herbeigerufene“. Darin kommt zum Ausdruck, dass er der ist, der den Schwachen zur Seite steht und eintritt für sie, der denen hilft, die in Not sind. Damit aber wird er zum Tröster. Unter diesem Aspekt will Jesus, wenn er den Heiligen Geist verheißt, seinen Jüngern seine schützende und sorgende Liebe auf Erden versprechen. Der Heilige Geist tritt so irgendwie an die Stelle Jesu, der uns nach seiner Auferstehung verlassen hat, aber dennoch - in einer neuen Seinsweise - bei uns geblieben ist.

Wie uns der Glaube lehrt, wirkt der Heilige Geist als die Kraft Gottes in dieser Welt und an uns, aber als Person, als die dritte Person des dreifaltigen Gottes. Das bedeutet im Einzelnen: Er stärkt uns, dass wir dem Bösen nicht erliegen, er wirkt das Gute in uns, wenn wir uns darum bemühen, er tritt vermittelnd für uns ein bei Gott, wenn wir gesündigt haben. Er steht uns bei in der Verfolgung, in der Abweisung, wenn wir sie als seine Jünger in der Welt erfahren, was eigentlich der Normalfall sein sollte. Er hilft uns, dass wir in den Verlockungen und Drohungen der Welt standhalten, dass wir uns selbst und Gott die Treue halten.

Mit anderen Worten: Der Heilige Geist ist der Starke und der Zuverlässige. Auf ihn können wir uns verlassen. Zu ihm hin können wir uns verlassen, weil wir bei ihm gut aufgehoben sind. An ihn können wir uns in jedweder Not wenden. Er ist der Beistand, der Tröster!

Der Beistand, der Tröster, wird häufiger, wiederum im Johannes-Evangelium, der „Geist der Wahrheit“ genannt. Deshalb, weil er in die tiefsten Tiefen der Dinge hineinleuchtet. Er macht nicht an der Oberfläche Halt. Er bleibt nicht bei dem Vordergründigen stehen. Die Oberfläche täuscht. Wenn wir das nicht wissen oder nicht wissen wollen, werden wir das immer wieder schmerzlich erfahren. Der Geist der Wahrheit bewahrt uns vor dem Schein - der Schein trügt.

Der Geist der Wahrheit erschließt uns vor allem die Wirklichkeit Gottes, indem er uns die letzten und tiefsten Geheimnisse des Menschen und der Welt verstehen und lieben lehrt.

Er führt uns zum Hören und zum Sehen, zum Erkennen und zum Glauben und letztlich zur Entscheidung für die ewige Wahrheit.

Daraus folgt dann für uns das Tun der Wahrheit im Zeugnis für Gott und für Christus und seine Kirche, notfalls bis zum Martyrium.

Es ist höchst ehrenvoll, für die Wahrheit zugrunde zu gehen. Auch Christus ist für die Wahrheit zugrunde gegangen. Das aber bewirkt der Geist.

Der Beistand, der Tröster, der Geist der Wahrheit, er wird endlich der Heilige Geist genannt. So geschieht es am häufigsten in den heiligen Schriften.

Der Name „Heiliger Geist“ weist hin auf den unendlichen Abstand zwischen unserem Geist und dem heiligen Gott. Wir haben einen Geist, Gott aber ist Geist. Sofern wir einen Geist haben, sind wir Ebenbilder Gottes. Die dritte Person im Geheimnis Gottes ist der Heilige Geist. Heilig aber sind alle drei Personen im Geheimnis des dreifaltigen Gottes.

Das Heilige ist das ganz Andere. Es meint das Geschiedensein Gottes von der Welt, es meint den unermesslichen Glanz, die unsagbare Herrlichkeit und die unbeschreibliche Größe des Göttlichen. Dieser Glanz, diese Herrlichkeit und diese Größe aber strömen über auf den Menschen durch das Wirken des Heiligen Geistes.

Der Heilige Geist, er holt uns hinein in Gottes Heiligkeit und überwindet die unendliche Ferne zwischen Gott und uns, vorausgesetzt, dass wir uns ihm nicht widersetzen, vorausgesetzt, dass wir uns öffnen für sein Wirken. Er gibt uns durch die Gnade Anteil am Wesen Gottes. Er vergöttlicht uns durch die heiligmachende Gnade, die uns in der Taufe geschenkt wurde und die uns, wenn wir sie einmal verloren haben, durch das Bußsakrament aufs Neue geschenkt wird. Kurz: Der Heilige Geist vollendet das Erlösungswerk Christi - zunächst in uns und dann durch uns in der Welt.

Als Beistand (1) tritt der Heilige Geist uns helfend und vermittelnd zur Seite - wie ein Anwalt seinem Klienten zur Seite tritt, ihn tröstet, ihn stärkt und ihn verteidigt gegenüber denen, die sein Recht in Frage stellen. Als Geist der Wahrheit (2) erschließt er uns die letzte Wirklichkeit, das Sein und das Wesen aller Dinge und letztlich das Sein und das Wesen des ewigen Gottes. Als Heiliger Geist (3) holt er uns hinein in die Heiligkeit Gottes, in das unendliche Anderssein Gottes, gibt er uns Anteil an der Wesenheit Gottes, bindet er uns an Gott, führt er uns hinein in die unauslotbare Seligkeit Gottes. Dabei lehrt er uns zu reden. Das ist das Fundament seines Wirkens, weshalb er auf die ersten Jünger Jesu ausgegossen wird in der Gestalt von feurigen Zungen. Er lehrt uns, mit Gott, dem Vater, mit Christus und mit dem Heiligen Geist zu reden, mit den drei göttlichen Personen zu reden und über sie zu reden. Er löst uns die Zunge zum Gebet und zum Zeugnis. Amen.

DREIFALTIGKEITSSONNTAG

“IM NAMEN DES VATERS UND DES SOHNES UND DES HEILIGEN GEISTES”

Kein Fest lässt uns so hilflos in die Abgründe Gottes, in die unauslotbare Tiefe Gottes schauen, in sein unergründliches Anderssein, wie der heutige Festtag des dreifaltigen Gottes. Das Geheimnis des dreifaltigen Gottes ist das dunkelste aller Glaubensgeheimnisse. Zugleich ist es das Fundament aller Geheimnisse, die uns Gott geoffenbart hat, denn sie alle gehen aus ihm gleichsam hervor, haben in ihm ihre tiefste Wurzel, ihren tragenden Grund und ihre eigentliche Mitte. Im Geheimnis des dreifaltigen Gottes lässt Gott uns einen Blick tun in die tiefsten Tiefen seines inneren Lebens. Eine solche Wirklichkeit hätte keine Phantasie des Menschen erdenken können.

Im Alten Testament begegnet uns immer wieder das geheimnisvolle „wir“ Gottes. Aber darin erkannte man das Geheimnis des dreieinigen Gottes noch nicht in Israel. Zuerst musste der Glaube an den einen Gott gefestigt werden, der sich den Menschen offenbart und die Gemeinschaft sucht mit ihnen. Erst im Neuen Testament hat uns Gott das Geheimnis seines inneren Lebens enthüllt. Dennoch dauerte es Jahrhunderte, bis die Theologen es begrifflich formulieren konnten.

Das bedeutet jedoch nicht, dass wir das Geheimnis verstehen können, immer bleibt es undurchdringlich für uns. Wie sollen wir das auch verstehen: Ein Gott in drei Personen, die innigste Verbindung von Einheit und Dreiheit, ein Gott, nicht aber drei Götter?

Der Vater erkennt sich im Sohn, der ein Bild seiner selbst ist, und beide

lieben sich im Heiligen Geist. In Gott begegnen uns somit die Erkenntnis und die Liebe als Personen. Wir erkennen darin, dass Gott nicht ein einsam thronendes Wesen ist, dass er vielmehr irgendwie Gemeinschaft ist, dass sein innerstes Wesen Person gewordene Liebe ist.

Das will sagen: Nach außen hin ist Gott einer, nach innen hin ist er in drei Personen, die in innigster Beziehung zueinander stehen.

An solcher Vorstellung scheiterte immer wieder das menschliche Denken. So erklärte im dritten Jahrhundert der Priester Arius, Jesus sei ein Geschöpf Gottes gewesen, mehr als ein Mensch, aber weniger als Gott. Die Lehre verbreitete sich schnell, sie war plausibel. Da konnte man sich etwas vorstellen. Das Konzil von Nizäa hat demgegenüber im Jahre 325 den Glauben der Kirche klar formuliert, indem es die zweite Person in Gott als „Gott von Gott“ proklamierte und als „Licht vom Licht“. Es dauerte jedoch Jahrzehnte noch, bis diese Lehre sich durchsetzte. Viele, ja, die meisten Bischöfe hingen damals der Irrlehre des Arius an, zumindest zeitweilig. Sie war leichter zu vermitteln, würde man heute sagen. De facto sind die Irrlehren immer leichter zu vermitteln als die Wahrheit.

Damals, im 4. Jahrhundert, im Anschluss an das Konzil von Nizäa, leugnete man auch, dass der Heilige Geist eine Person sei. Daher wurde beinahe fünfzig Jahre später auf dem ersten allgemeinen Konzil von Konstantinopel erklärt, er, der Heilige Geist werde „mit dem Vater und dem Sohn zugleich angebetet und verherrlicht“. Anbeten und verherrlichen aber kann man ja nur eine Person.

In den folgenden Jahrhunderten wurde die Gottheit Jesu immer wieder in Frage gestellt, und mit ihr das Glaubensgeheimnis des einen Gottes in drei Personen. Das ist ein fortwährendes Ringen gewesen. Auch heute und ge-

rade heute wieder wird aus Jesus von Nazareth ein Prophet und aus dem Heiligen Geist eine göttliche Kraft. So löst man heute das Grunddogma des Christentums „in Wohlgefallen“ auf.

Die Intention ist dabei die, dass man die Glaubenswahrheit von dem dreifaltigen Gott in neuen Formulierungen präsentieren möchte. Dabei verliert man jedoch die überkommene Wirklichkeit des Glaubens, für manche unmerklich, für viele jedoch bewusst. So sagt man etwa, in Christus sei Gott uns nahe oder die Besonderheit Christi bestehe darin, dass er in der totalen Offenheit für Gott gelebt habe, oder sein Leben sei die vollkommene Durchlässigkeit für Gott gewesen. Oder man bezeichnet ihn einfach als den Maßgebenden oder als den Stellvertreter.

Das alles verwischt jedoch die erhabene Wirklichkeit göttlichen Wesens, den einen Gott in drei Personen. Ihn aber müssen wir ergründen, soweit das möglich ist, und zu ihm müssen wir uns bekennen. Dieses Bekenntnis aber ist eine Frage des Heiles für uns, zunächst das Bekenntnis zu den drei göttlichen Personen mit den rechten Worten, dann aber das Bekenntnis zu ihnen durch unser Leben. Der Apostel Petrus erklärt seinen Richtern nach der Heilung des Lahmgeborenen: „In keinem anderen Namen ist das Heil zu finden als im Namen dieses Jesus“ (Apg 4, 12), des Sohnes des ewigen Gottes, der uns den Heiligen Geist gesandt hat, so können wir hinzufügen.

Das Bekenntnis zum dreifaltigen Gott bleibt hohl, wenn es nicht in Beziehung gesetzt wird zu unserem Leben. Als Christen leben wir aus dem Geheimnis des dreifaltigen Gottes und beten es ehrfürchtig an. In der Taufe und in den übrigen Sakramenten wurden und werden wir dem dreifaltigen Gott übereignet. Tempel des dreieinigen Gottes sind wir in der Taufe geworden, und in den übrigen Sakramenten werden wir dazu instand gesetzt, aus dieser Wirklichkeit zu leben.

In alter Zeit nannte man die Taufe das „sigillum Trinitatis“, das Siegel der Allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Der dreifaltige Gott wohnt in uns, und wir sind in ihm, wenn wir ihn nicht aus unserem Leben verbannen durch die Sünde. Wir sind Tempel des dreieinigen Gottes, und wir müssen es werden. Die Heiligkeit Gottes und seine Vollkommenheit sind uns Verpflichtung. Er muss unseren Alltag bestimmen, der dreifaltige Gott. Das geschieht, wenn wir nach seinem Wort leben, wie es uns in der Kirche verkündet wird, in der Kirche der Jahrhunderte, nicht unbedingt in der Kirche der Gegenwart, die nicht selten der Faszination des Zeitgeistes erliegt und so oftmals erschreckende innere Hohlheit offenbart.

Von daher müssen wir, um das Streben nach der Heiligkeit und Vollkommenheit Gottes zu exemplifizieren, uns bemühen um Geduld im Leiden, darum müssen wir andere zu Gott führen oder zu ihm zurückführen, vor allem jene, die uns nahe stehen, weniger durch Worte als durch unser Beispiel, und darum müssen wir den dreifaltigen Gott in Dankbarkeit anbeten, ihm unsere Bitten vortragen und Zwiesprache mit ihm führen.

Im Zeichen des Kreuzes, mit dem wir unsere Gebete beginnen und beschließen, erinnern wir uns immer wieder an den dreifaltigen Gott, der in uns wohnt, und bekennen wir uns immer wieder zu ihm. Das Kreuz, durch das wir erlöst wurden, verbindet uns mit dem dreifaltigen Gott, es öffnet uns für seine Liebe und für seine Gnade. Im Zeichen des Kreuzes geben wir dem dreifaltigen Gott die Ehre. Und in diesem Zeichen wird der Segen des dreifaltigen Gottes auf unser Leben und auf alles Geschaffene herabgerufen. Amen.

FRONLEICHNAM

„AVE VERUM CORPUS NATUM EX MARIA VIRGINE“

Wir feiern heute den Fronleichnam, den Leib Christi, des Herrn, als Opfer, als Kommunion und als Gegenstand der Anbetung (vgl. Papst Benedikt XVI., Fronleichnam 2008). Wir verdanken diesen Festtag dem unermüdlichen Einsatz der Augustiner-Nonne Juliana von Lüttich. Sie wollte den Glauben an die Realpräsenz Christi in der Eucharistie erneuern, der auch heute nicht selten im Argen liegt. Sie wollte ein Fest zu Ehren des eucharistischen Geheimnisses, um den Glauben zu mehren, die Übung der Tugenden zu fördern und die Schmähungen des allerheiligsten Sakramentes zu sühnen. Sie starb mit 66 Jahren im Jahre 1258 in Fossela-Ville in Belgien mit dem Blick auf den eucharistischen Christus in der Monstranz. Ihn traf ihr letzter liebender Blick vor ihrem Hinscheiden, so schreibt ihr Biograph, „den sie stets geliebt, verehrt und angebetet hatte“.

Es ist der eucharistische Christus, den wir heute feiern. Wenn er die Mitte unseres Lebens ist, dann brauchen wir den Tod nicht zu fürchten.

In der Einsetzungsbulle des Festes erklärt Papst Urban IV. im Jahre 1264: „Wenngleich die Eucharistie jeden Tag gefeiert wird, so halten wir dafür, sie wenigstens einmal im Jahr ehrwürdiger und feierlicher zu begehen. Die anderen Dinge nämlich, derer wir gedenken, begreifen wir mit dem Geist und mit dem Verstand, erhalten aber deshalb nicht ihre Realpräsenz. In dieser sakramentalen Gedächtnisfeier Christi dagegen ist Jesus Christus, wenngleich unter anderer Gestalt, in seiner eigenen Substanz bei uns gegenwärtig. Denn bevor er in den Himmel aufgenommen wurde, sagte er: ‚Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt’ (Mt 28,20)“ (Papst Urban IV. „Transiturus de hoc mundo“, 11. August 1264).

Wir feiern heute die Einsetzung des hochheiligen Sakramentes des Altares, das große Geheimnis des Gründonnerstags. Wir denken dabei an die erste heilige Messe, die Jesus im Kreise seiner Jünger gefeiert hat, das war am Abend vor seinem Leiden. Wir tun das in großer Dankbarkeit.

Das II. Vatikanische Konzil bezeichnet diese Feier wiederholt als die Quelle und den Höhepunkt von allem, was unser Leben als Christen betrifft (Lumen gentium, Nr. 11; Presbyterorum ordinis, Nr. 5 f; Ad gentes, Nr. 9). „Die Kirche lebt aus der Eucharistie", heißt es in der letzten Enzyklika, die Papst Johannes Paul II. vor seinem Tode geschrieben hat (Ecclesia de Eucharistia, Nr. 1).

Wir müssen uns fragen, ob das auch für uns gilt, für uns persönlich. So müsste es eigentlich sein. Es müsste so sein, dass wir aus der Eucharistie heraus leben, dass der eucharistische Christus die Mitte unseres Lebens ist.

Die Heilige Messe ist ein wahres Opfer, es ist das Opfer Christi, das wir in der Heiligen Messe feiern. In sakramentaler Weise begehen wir hier das Geheimnis unserer Erlösung, das Opfer von Golgotha, als Gedächtnis, aber als ein solches, das in dieser Feier immer wieder neu Wirklichkeit wird. Die Vergangenheit wird hier Gegenwart, und sie holt die Zukunft in die Gegenwart hinein. Das geschieht dank der Realpräsenz des Erlösers.

Im Kompendium des Katechismus der Katholischen Kirche heißt es: „Jesus Christus ist in der Eucharistie auf einzigartige und unvergleichliche Weise gegenwärtig: wirklich, tatsächlich und substantiell, mit seinem Leib und seinem Blut, mit seiner Seele und seiner Gottheit. In der Eucharistie ist also der ganze Christus, Gott und Mensch, auf sakramentale Weise gegenwärtig, das heißt unter den eucharistischen Gestalten von Brot und Wein" (Nr. 282). Genauer gesagt, ist es der auferstandene Christus, dem wir hier be-

gegnen dürfen, der uns hier die Erlösung oder die Freundschaft Gottes, das Leben der Gnade, schenkt und vertieft.

So ist die Heilige Messe ein wahres Opfer, das seine Vollendung findet, wenn wir den empfangen, der für uns geopfert wurde und der dieses sein Opfer gegenwärtig gesetzt hat. Es ist freilich nicht so, dass das Opfer ohne das Mahl nicht vollständig ist. Das Eigentliche ist, wenn wir die Heilige Messe feiern, bereits in der heiligen Wandlung geschehen. Die Teilnahme am Opfermahl ist das Ideal, aber sie setzt eine bestimmte Disposition voraus, worüber wir uns Gedanken machen müssen, denn „wer unwürdig isst und trinkt, der isst und trinkt sich das Gericht“. So sagt es unmissverständlich der Völkerapostel Paulus (1 Kor 11, 29).

Wir feiern heute den Leib Christi als Opfer und als Kommunion und als Gegenstand der Anbetung. Die Anbetung ist ein bedeutendes Moment der eucharistischen Frömmigkeit der Kirche. Sie liegt ganz in der Konsequenz des eucharistischen Glaubens. Anbeten und betrachten sollen wir den eucharistischen Christus, wobei betrachten hier beinahe dasselbe meint wie anbeten. Bemühen wir uns darum, werden wir tiefer in das Geheimnis des Kreuzes hineingezogen, wird der Glaube gemehrt, wird die Übung der Tugenden gefördert und werden die Schmähungen des allerheiligsten Sakramentes gesühnt, die gerade heute sehr zahlreich sind in einer kämpferisch säkularen Welt.

Aus der Anbetung des eucharistischen Herrn erwächst uns viel Kraft, Trost und Freude. Das bestätigen uns alle Heiligen der Kirche. Papst Johannes Paul II. bezeichnet die Anbetung des Allerheiligsten als eine unerschöpfliche Quelle der Heiligkeit (Enzyklika Ecclesia de Eucharistia, Nr. 10). Nicht zuletzt finden wir durch die Anbetung des eucharistischen Herrn einen neuen Zugang zur Mitfeier der Heiligen Messe und zum Empfang der hei-

ligen Kommunion.

Die Kirche lebt aus der Eucharistie. Der eucharistische Christus muss die Mitte unseres Lebens sein. Ihn feiern wir heute als Opfer, als Kommunion und als Gegenstand der Anbetung. Konvertiten bekennen immer wieder, dass sie um des eucharistischen Christus willen den Weg zur katholischen Kirche gefunden haben, dass dieses Sakrament einst für sie der Schlüssel zur katholischen Wahrheit gewesen ist.

Es ist nun schon mehr als zwei Jahre her, dass Kardinal Francis Arinze, der frühere Präfekt für die Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, in einem Rundfunkvortrag erklärte, wenn heute die Ehrfurcht gegenüber der Eucharistie zurückgehe, sei das die Folge des mangelnden Glaubens an das Mysterium, denn viele wüssten nicht mehr, was das Sakrament bedeutet, mit dem Kopf vielleicht, aber nicht mehr mit dem Herzen (Kath.net vom 10. Juni 2009). Der Glaube ist eine Gnade, ein Geschenk Gottes, aber wir müssen uns dafür öffnen, und Gottes Gaben sind für uns immer auch Aufgaben, Gaben, die uns fordern. Amen.

13. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WER NICHT SEIN KREUZ AUF SICH NIMMT UND MIR NACHFOLGT, IST MEINER NICHT WERT“

Christus beansprucht den ersten Platz in unserem Leben, nicht nur für sich, sondern auch für seine Boten. Das ist der entscheidende Gedanke des heutigen Sonntags-Evangeliums. Wenn wir da genau hinhören und hinsehen, kommt es uns zum Bewusstsein, welch eine Selbsteinschätzung der hat, der solches verlangt und welch eine Zumutung darin für uns liegt: Alle

menschlichen Beziehungen und alle natürlichen Neigungen, aber auch alle innerweltlichen Pflichten müssen zurückstehen, wenn es um Christus und seine Boten, wenn es um Gott und seine Kirche geht. Das sagt das Evangelium des heutigen Sonntags mit klaren Worten, so hat es der Mensch gewordene Gottessohn in seinen Erdentagen gefordert, nicht als eine Möglichkeit unter anderen, nicht als ein Angebot, sondern als verpflichtend für alle, als Voraussetzung für den Eintritt in das Gottesreich, in die ewige Gemeinschaft mit Gott. Denn wer sich der Gemeinschaft mit Christus nicht würdig erweist, wer Christus nicht nachfolgt, der kommt nicht zu Gott. Zwischen dem Gewinnen und dem Verlieren des ewigen Lebens gibt es kein Mittleres.

Jesus beansprucht den ersten Platz in unserem Leben. Vor ihm müssen alle natürlichen Neigungen und alle innerweltlichen Pflichten zurückstehen. Er weiß sehr wohl, dass uns normalerweise die Eltern, die Kinder oder der Ehepartner am nächsten stehen oder auch der Beruf oder auch das, was wir in der Freizeit tun. Das erkennt er durchaus an. Dagegen sagt er nichts, wohl aber sagt er, dass diesen Beziehungen nur der zweite Platz zukommen darf. Sie müssen sich der Liebe zu Christus und den religiösen Pflichten unterordnen. Sie dürfen die Forderungen Gottes nicht behindern.

Die Beziehungen, in denen wir leben, sie sind wertvoll, aber nur im Rahmen der umfassenderen Beziehungen. Das hat seinen letzten Grund darin, dass Gott größer ist als die Menschen, dass alles Irdische vorläufig und vergänglich ist und dass es seine letzte Würde erst von Gott und von der Ewigkeit her empfängt. Wir werden hier an das Jesus-Wort erinnert: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele" (Mt 16,26; vgl. Mk 8,36; Lk 9,25), an ein Wort, das heute von besonderer Aktualität ist, da die Verweltlichung unserer Welt heute scheinbar unaufhaltsam fortschreitet und immer tiefer auch in die

Kirche eindringt.

Wir müssen bereit sein, uns von jenen Menschen zu trennen, die uns nahe stehen, wenn Gott es so verfügt. Im christlichen Alltag wird das akut, wenn Gott einen geliebten Menschen heimruft oder wenn er seine Hand auf einen Sohn oder eine Tochter legt, die er ganz für seinen Dienst bestimmt hat. Dann dürfen wir nicht rechten mit Gott oder ihm gar einen Menschen zu entziehen versuchen.

Christus beansprucht den ersten Platz für sich und seine Boten. Das können wir auf viele andere Situationen übertragen. Immer gilt hier das Wort, mit dem Petrus und die anderen Apostel sich einst vor dem Hohen Rat in Jerusalem rechtfertigten: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5, 29).

Die Bindung an Eltern und Kinder oder an den ehelichen Partner ist in sich gut und gar gefordert, wenn sie nur in der rechten Ordnung erfolgt. Das sind erlaubte Bindungen, die aber immer im Leben der Christen eine gewisse Relativierung erfahren müssen, die im Hinblick auf die Ewigkeit sekundärer Natur sind. Es gibt aber auch unerlaubte Bindungen. Denn oftmals binden wir uns in einer Weise, die in sich schon schlecht und unerlaubt ist, etwa wenn wir unerlaubte Verhältnisse suchen oder wenn wir nur noch uns selber kennen - die Selbstverliebtheit ist immer eine große Versuchung - oder wenn wir uns von der Faszination der Dinge hinreißen lassen oder von der Gier nach Besitz, nach Genuss und nach Macht und Ehre. Solche Bindungen sind unserer Liebe zu Gott absolut entgegengesetzt. Da kann nicht einmal mehr von ihrer rechten Einordnung die Rede sein.

Niemals dürfen wir die Freundschaft der Welt der Freundschaft Gottes vorziehen, niemals darf uns die Anerkennung der Menschen mehr bedeuten als

die Anerkennung Gottes. Immer müssen wir die Ewigkeit im Blick haben, im beruflichen Leben, im Geschäftsleben und im politischen Leben und auch in der Freizeit und in der Erholung.

Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens, einer der ganz Großen der Geschichte, er starb im Jahre 1556, er pflegte sich immer wieder zu fragen, vor allem vor Entscheidungen von größerer Tragweite: Welchen Nutzen habe ich davon für die Ewigkeit?

Christus nimmt dann den ersten Platz ein in unserem Leben, wenn die Nachfolge des sein Kreuz tragenden Christus und die Hingabe an ihn und sein Wort das Grundgesetz unseres Lebens bilden.

Niemals darf die Hingabe an die Menschen oder an irdische Aufgaben die Hingabe an Gott behindern oder in Frage stellen.

Dass Gott und Christus den ersten Platz in unserem Leben haben müssen, das kann man schließlich, wenn man aus dem Glauben lebt, noch einsehen und annehmen, aber dass das auch von seinen Propheten oder von seinen Boten gilt, dass der Anspruch Christi an uns sich in unserem Verhältnis zur Kirche konkretisiert, das erscheint gerade heute vielen als absolut unzumutbar. Und doch verlangt es der Herr im Evangelium, und zwar ohne Abstriche: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Mt 10,40; Joh 13,20).

Die Kirche ist das Zeichen, das Gott selbst aufgerichtet hat in dieser Welt bei aller Fragwürdigkeit ihrer Vertreter. Gott will uns durch Menschen begegnen. Das ist schon immer sein Weg zu uns gewesen in der Geschichte des Heiles. Die Feststellung des Evangeliums „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf“ nimmt uns in die Pflicht. Denn immer gilt: Christus begegnet uns in der Sichtbarkeit seiner Kirche, und durch sie wirkt er sein

Heil in der Welt, in der Regel.

Das belegt freilich die Boten mit der schweren Verantwortung, dass sie so ihren Dienst verrichten, dass man ihren Auftraggeber hinter ihnen erkennt. Das Versagen der Boten Christi, der offiziellen, entlastet die Gläubigen bis zu einem gewissen Grad, es mindert ihre Schuld, grundsätzlich rechtfertigt es sie jedoch nicht in ihrer Ablehnung.

Christus beansprucht den ersten Platz, ihm müssen alle Verpflichtungen in unserem Leben nachgeordnet sein. Er aber begegnet uns in der sichtbaren Kirche, im Wort seiner Boten und in der Gnade, die sie in seinem Namen vermitteln. Wenn wir die Freundschaft der Welt mit der Freundschaft Gottes erkaufen, stehen wir einst mit leeren Händen vor Gott. Amen.

14. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SIE WERDEN AUF DEN HINSCHAUEN, DEN SIE DURCHBOHRT HABEN“

Am vergangenen Freitag haben wir das Herz-Jesu-Fest und zugleich den Herz-Jesu-Freitag festlich begangen. Seit dem Jahre 1856 wird das Herz-Jesu-Fest in der ganzen Kirche am Freitag in der Woche nach dem Fronleichnamsfest gefeiert. Die Herz-Jesu-Verehrung, ein wichtiges Element katholischer Frömmigkeit, hat heute im Zuge einer Nivellierung des Glaubens der Kirche viel an Bedeutung verloren. Über sie wollen wir heute Morgen ein wenig nachdenken.

Die Herz-Jesu-Verehrung ist so alt wie das Christentum. Sie begann in dem Augenblick, als einer der Soldaten die Seite des gekreuzigten Christus mit

einer Lanze öffnete, wie uns das Johannes-Evangelium berichtet (19, 33), und Blut und Wasser daraus hervorfloss. Schon in der Urkirche galt die Vorstellung von der Entstehung der Kirche aus dem durchbohrten Herzen des Erlösers oder auch die Vorstellung von den aus dem Herzen des Erlösers hervorgehenden Sakramenten. Die Kirchenväter nannten die geöffnete Seite des Gekreuzigten die Pforte des Heiles. Demgemäß erklärt das Zweite Vatikanische Konzil: „Aus der Seite des am Kreuz entschlafenen Christus ist das wunderbare Geheimnis der ganzen Kirche hervorgegangen (SC, Art. 5).

Im ganzen Mittelalter gab es eine ausgeprägte Verehrung des heiligsten Herzens Jesu, speziell in der mystischen Frömmigkeit. Der Geburtstag der neueren Herz-Jesu-Verehrung ist der 27. Dezember des Jahres 1673. An diesem Tag erschien Christus der einfachen Klosterfrau Margarete Maria Alacoque aus dem Orden der Heimsuchung Mariens, auch Salesianerinnen genannt, im Kloster Paray-le-Monial, als sie vor dem allerheiligsten Sakrament im Gebet versunken war, indem er ihr sein durchbohrtes Herz als Quelle seiner Liebe zeigte. Damals gab er seiner treuen Dienerin den Auftrag, an jedem ersten Freitag des Monats die heilige Kommunion zu empfangen und in der vorausgehenden Nacht in besonderer Weise seiner Todesangst am Ölberg zu gedenken. Später erschien ihr der Gekreuzigte wiederholt. Am 19. Juni des Jahres 1675 zeigte er ihr sein Herz mit den Worten: „Sieh hier das Herz, das die Menschen so sehr liebt, dass es nichts gespart hat, um sich zu opfern und sich in Liebesbeweisen zu erschöpfen; und als Dank empfange ich von den meisten Menschen nur Kälte, Unehrerbietigkeit, Verachtung und Sakrilegien in diesem Sakrament der Liebe. Was mich aber am meisten schmerzt, ist, dass Herzen, die mir besonders geweiht sind, mir auf diese Weise begegnen“. Charakteristischerweise begeht die Kirche seit dem Jahre 1995 das Herz-Jesu-Fest als Weltgebetstag für die Heiligung der Priester.

Weite Verbreitung erlangte die Herz-Jesu-Verehrung in Deutschland in der Zeit des Kulturkampfes. Im Jahre 1899 weihte Papst Leo XIII. zur Jahrhundertwende die ganze Welt dem heiligsten Herzen Jesu. Von dieser Weihe erwartete der Papst die Heilung einer innerlich zerrissenen Welt, wie es damals hieß.

Im Mittelpunkt der Herz-Jesu-Verehrung steht das durchbohrte Herz des Erlösers. Papst Benedikt XVI. hat in seiner ersten Enzyklika „Gott ist die Liebe“ ausdrücklich auf das durchbohrte Herz Jesu Bezug genommen und zu einer Erneuerung und Belebung der Herz-Jesu-Frömmigkeit aufgerufen.

Das Herz steht für die Liebe, das Herz Jesu steht für die Liebe Gottes gegenüber dem Sünder. Im Lanzenstich erkennen wir die verletzende Kraft der menschlichen Sünde. In der Verehrung des durchbohrten Herzens identifiziert sich der Mensch mit dem leidenden Christus und bittet für jene, welche die Liebe des Erlösers nicht erkennen oder nicht erkennen wollen.

Das Herz steht für das Innerste des Menschen. Zugleich ist es das Ursymbol der Liebe. Nicht der Verstand ist die Mitte unseres Wesens, das ist bedeutsam, sondern das Herz und das, was mit dem Herzen gemeint ist. Wir grüßen herzlich, das heißt: aus der Mitte unseres Wesens und in Liebe, wohlwollend. Ein Erlebnis greift uns ans Herz, wir sind im Herzen erschüttert, wir freuen uns von Herzen, Zorn und Hass verwunden unser Herz, die Trauer macht uns das Herz schwer, die Liebe beschwingt unser Herz. Unsere Enttäuschung kann so groß sein, dass uns das Herz zerspringt. Wir sprechen von einem tapferen, guten und treuen Herzen. Wir tun etwas von Herzen gern, haben etwas auf dem Herzen, schütten unser Herz aus, nehmen uns etwas zu Herzen, hängen unser Herz an etwas, gewinnen die Herzen der Menschen, haben jemand ins Herz geschlossen, verlieren oder verschenken unser Herz. Wir bringen etwas nicht übers Herz, es tut uns etwas

von Herzen leid, es zerreißt uns etwas das Herz oder es blutet uns das Herz, wir gehen mit schwerem oder leichtem Herzen durch das Leben bis uns das Herz im Tode bricht.

Das Herz steht für das Innerste des Menschen, näherhin für die Liebe, das Herz Jesu steht für die innerste Mitte und für die Liebe des Erlösers. Die Liebe ist das Erste und das Größte, sie ist das Letzte und das Bleibende. Der Physiker Albert Einstein († 1955) erklärt, nicht die Atombombe sei das Problem unserer Zeit, sondern das menschliche Herz, die Liebe. Sie allein zählt. Das gilt in spezifischer Weise von der Liebe Christi zu uns und von unserer Liebe zu ihm.

Durch die Herz-Jesu-Verehrung soll die Liebe des Erlösers unseren Herzen eingeprägt werden, und diese Liebe soll die Zerstörung aller ungeordneten Neigungen in uns bewirken. Bei der Herz-Jesu-Verehrung kommt es darauf an, dass das Geschöpf seinem Schöpfer Liebe mit Liebe vergilt, nicht nur mit Worten, und dass die Erlösten die Herrschaft Christi überall und immer anerkennen. „Meine Schafe hören auf meine Stimme“, sagt Christus, „ich kenne sie und sie folgen mir nach“ (Joh 10, 27).

Die Antwort der Liebe ist das Erste in der Herz-Jesu-Verehrung. Von ihr aber müssen wir aufsteigen zur Anbetung des menschgewordenen Gottessohnes.

Die Herz-Jesu-Verehrung ist aufs innigste mit der Verehrung des eucharistischen Sakramentes verbunden. In ihm hat das durchbohrte Herz sichtbare Gestalt angenommen, ein weiterer bedeutender Gedanke.

Dabei richtet die Herz-Jesu-Verehrung unseren Blick auf das Leiden des Erlösers. „Er wurde zerschlagen wegen unserer Missetaten, und durch seine

Wunden sind wir geheilt“, heißt es bei dem Propheten Jesaja (53, 5). Auch für unsere Sünden hat er gelitten, freilich in seiner Menschheit. „Gott hat ihn für uns zur Sünde gemacht“, heißt es im 2. Korintherbrief (5, 21).

Wir können die Liebe des Erlösers nicht ganz ernst nehmen, wenn wir nicht unsere Sünden ganz ernst nehmen. Die Herz-Jesu-Verehrung ist mit Sühne und Buße verbunden. Sie lehrt uns, mit Christus zu leiden. Er „ … hat für uns gelitten und euch ein Beispiel hinterlassen“, schreibt der Apostel Petrus, „dass auch ihr in seinen Spuren geht“ (1 Petr 2, 21).

In der Herz-Jesu-Verehrung geht es um die Nachfolge Christi im engen Anschluss an seine Person, vor allem unter dem Aspekt seines Erlöserleidens, in ihr geht es um die Einübung der Gemeinschaft mit Christus. Sie veredelt uns, und sie gibt uns Mut im Leben, in einer Welt der Lüge, und sie vermittelt uns eine Ahnung von der kommenden Welt, der wir entgegengehen.

In der Verbundenheit mit ihm wird das schwerste Kreuz leicht, und er erfüllt unsere tiefste Sehnsucht. Er ist getreu und beständig, anders als die Menschen, die oft wankelmütig und unzuverlässig sind, die uns allzu oft enttäuschen, vor allem dann, wenn sie nicht gefestigt sind durch die Gemeinschaft mit Christus und durch die Nachfolge des Erlösers. Zwar ist er nicht sichtbar für uns, der Erlöser, aber es gibt vieles, was wir nicht sehen können, was aber doch wirklich ist.

Wenn Menschen uns enttäuschen, Christus enttäuscht uns nicht, er hat ein Herz für einen jeden von uns.

In der Erfahrung der Dunkelheit und Kälte dieser Welt, in der Erfahrung der Not und der Einsamkeit unseres Lebens verlässt er uns nicht, es sei

denn, wir verlassen ihn.

Die Herz-Jesu-Frömmigkeit lehrt uns, dass das Christentum in seinem Wesen nicht die Annahme eines abstrakten Lehrgebäudes meint und auch nicht die Erfüllung allgemeiner Normen, sondern die persönliche Beziehung zu Christus, die Lebensgemeinschaft mit der Person des Erlösers, die liebende Verbundenheit mit dem menschgewordenen Gottessohn, die allerdings zugleich auch Leidensgemeinschaft ist mit ihm. Es geht hier um das Schauen auf Christus, den Gekreuzigten, und um das „In-Christus-Sein“ oder das „Mit-Christus-Sein“, das der heilige Paulus immer wieder als das Wesen des Christseins beschwört. Der Liebe des göttlichen Herzens findet ihre sichtbare Gestalt für uns im Opfer der heiligen Messe und in der fortdauernden Gegenwart des eucharistischen Herrn in den Tabernakeln unserer Kirchen. Das Stoßgebet „Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich“ sollte uns von heute an im Alltag begleiten, damit die Strahlkraft der Liebe des Erlösers in uns wirksam bleibt. Amen.

15. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SUNT LACRIMAE RERUM ET MENTEM MORTALIUM TANGENT“

Der römische Dichter Vergil († 19 v. Chr.) schreibt in der Aeneis: „Tränen sind in allen Dingen, und sie rühren an das Innere der Sterblichen“ - „Sunt lacrimae rerum et mentem mortalium tangent“. Eine heimliche Traurigkeit zittert durch unsere Welt. Um es genauer zu sagen, alles hat ein doppeltes Antlitz für uns. Freude und Trauer stehen immerfort nahe beieinander in unserem Leben und in unserer Welt. Das Zweite Vatikanische Konzil spricht von Freude und Hoffnung, Trauer und Angst und sieht darin die

prägenden Kräfte unseres Daseins.

Die heimliche Traurigkeit, die unsere Welt durchzieht und unser Leben, sie hat ihren tieferen Grund in der Vergänglichkeit aller Dinge. Alles ist der Vergänglichkeit unterworfen. Die Endlichkeit beherrscht unsere Welt und unser Leben. Diese Wirklichkeit holt uns ein, auch wenn wir die Augen verschließen vor ihr, je später das geschieht, umso schmerzlicher wird es sein für uns.

Wir verstehen es, mit unserer Welt umzugehen im Vertrauen auf die Errungenschaften der Technik, die uns das Leben erleichtern und uns immer mehr Möglichkeiten bereiten, die beinahe bis in den Himmel hinein wachsen. Viele hoffen darauf, dass alles immer besser wird. Dennoch bleiben die Dinge der Welt hart und kantig, widerstehen sie uns, und immer wieder erdrückt uns ihre Übermacht. Die Technik erleichtert dem Menschen nicht nur das Leben, sie macht ihn auch in grandioser Weise abhängig von ihr, wenn sie sich nicht gar gegen ihn wendet. Sie macht ihn freier, aber gleichzeitig macht sie ihn zum Sklaven. Und nicht zuletzt ermöglicht sie ihm, dass er seine Welt und sein Leben zerstört, vernichtet.

Vor allem aber erfahren wir heute auf mannigfache Weise, dass die moderne Machbarkeit der Dinge, die man immer wieder zum Teil geradezu schwärmerisch hervorhebt, das bewirkt, dass das Menschliche verkümmert. Tatsächlich zerbricht vieles um uns, Träume und Hoffnungen zerbrechen, die Einsamkeit greift um sich und die Beziehungen, sie werden zwar gesucht, aber immer wieder enden sie über kurz oder lang. Das hängt damit zusammen, dass wir allzu wenig die Vergänglichkeit unserer Welt und unseres Lebens bedenken, dass wir allzu wenig Gebrauch machen von der Vernunft, jener wunderbaren Gabe, die uns der Schöpfer geschenkt hat.

Von der Vergänglichkeit unseres Lebens und unserer Welt spricht die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags, die dem Römerbrief entnommen ist. Gott hat unsere der Vergänglichkeit unterworfene Welt erlöst, und er will sie erlösen. Zur Unvergänglichkeit will er sie erlösen und damit alle Tränen von unseren Augen abwischen. Unsere Welt ist auf Hoffnung hin. Gott will sie von der Vergänglichkeit befreien und vollenden. Nicht durch menschlichen Fortschritt soll das geschehen, nicht durch menschliche Weisheit, die immer wieder das Paradies auf Erden ersonnen, aber die Hölle gebracht hat. Nur Gott kann die Welt von der Vergänglichkeit befreien und von dem Leid, das durch diese Vergänglichkeit immer neu in unser Leben kommt.

Er will unsere Welt zur Herrlichkeit der Kinder Gottes befreien. Das will sagen: Die Unvergänglichkeit, die Herrlichkeit, die den Kindern Gottes zuteil wird, soll einmal übergreifen auf die ganze Schöpfung. So verheißt es uns der Glaube. Im Grunde ist das gerade sein Zentrum, das die gegenwärtige Verkündigung der Kirche leider allzu oft nicht erreicht.

Wie die Befreiung zur Herrlichkeit der Kinder Gottes geschieht, das hat Gott uns nicht gesagt. Aber wir wissen, es handelt sich hier um ein Leben aus Gott und um ein Leben mit Gott, um ein Leben in der Herrlichkeit Gottes.

Am Anfang war das Nichts, außer Gott. Das weiß heute auch die Wissenschaft, die ganz auf der Vernunft aufbaut, wenn sie vom Anfang dieser unserer Welt spricht. Vor Gott verschließt sie dabei allerdings oft die Augen, als ob aus dem Nichts etwas entstehen könnte. Sie weiß auch, die Wissenschaft, dass diese Welt vergeht, dass es nicht ewig so weiter geht. Das weiß sie so sicher wie das, dass jeder einmal sterben muss. Aber dieses Sterben, dieses Zu-Ende-Gehen ist nicht das Letzte. Der Mensch, der das Ewige

denkt, weiß auch im Tiefsten, dass er in irgendeiner Weise daran Anteil hat, wenn er nicht die Augen davor verschließt. Über das Wie dieser Ewigkeit sagt uns dann der Glaube noch einiges. Er sagt uns vor allem, dass das neue Leben der Gnade sich in der Anschauung Gottes vollenden wird.

Für den Völkerapostel Paulus ist der Jammer der Kreatur dem Schmerz einer Gebärenden vergleichbar. Für den, der um die Erlösung weiß, ist alles Leid, sind alle Schmerzen nichts anderes als Geburtswehen, sind sie nicht Vorzeichen des Todes, sondern Vorzeichen eines neuen und besseren Lebens.

Das Modell jener neuen Existenz, der wir entgegengehen, ist der auferstandene Christus. In seiner verklärten Menschheit begegnet uns unsere zukünftige Existenz. Sie wurde gleichsam geboren aus dem grausamen Tod, den der Erlöser am Kreuz gestorben ist.

Der lebendige Glaube an die zukünftige Existenz vermittelt uns unvergleichliche Kraft im Leben. Denn im Vergleich mit der zukünftigen Herrlichkeit verlieren die Leiden dieser Zeit ihr Gewicht. Es ist heilsam für uns, wenn wir diesen Vergleich immer wieder einmal anstellen.

Und wir sollten immer wieder in Dankbarkeit bedenken, was wir schon haben und was uns in der Zukunft zuteil werden soll. Im Dienste solcher Gewissenserforschung muss unser tägliches Beten stehen, dass wir in eine Ordnung einfügen sollten, damit es uns nicht gänzlich verloren geht. Die Leiden dieser Zeit sind zuweilen drückend, unverständlich und dunkel, aber sie weisen über sich hinaus in das Licht. Das wird uns immer neu zur Gewissheit, wenn wir aus dem Glauben leben.

Was uns noch hindert an der Vollendung, das ist unser leibhaftiges Dasein.

Verlieren wir das, so ist der Weg frei für das Eigentliche. Das bedeutet für uns, dass wir, wenn wir bewusst in der Gemeinschaft mit Christus und ebenso bewusst in seiner Kirche leben, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben. Darum konnte der heilige Ambrosius († 397) einst sagen: „Für uns ist Christus alles“. Er ist lebendig im Wort der Offenbarung und in den Sakramenten der Kirche, in ganz besonderer Weise im Sakrament der Eucharistie. Wenn wir dort unsere irdische Heimat haben, bereiten wir uns recht vor auf die Unvergänglichkeit und die Vollendung bei Gott.

Das „Ewig-leben-Dürfen“ kann zum „Ewig-leben-Müssen“ werden. Der Ausgang der Geschichte ist ein doppelter, das gilt individuell, das gilt aber auch allgemein. Hier und heute leben wir in der Entscheidung, in der Entscheidung für Gott und die Ewigkeit. Das haben heute viele vergessen. Selbst in der Verkündigung der Kirche kommt das nur noch selten vor.

Nichts ist heilsamer für uns als die Vergänglichkeit unseres Lebens und unserer Welt zu bedenken, zugleich mit ihr aber auch die Unvergänglichkeit.

Glauben wir an die Unvergänglichkeit und thematisieren wir diesen Glauben immer wieder im Gebet! So überwinden wir die heimliche Traurigkeit unseres Lebens und unserer Welt und bereiten wir uns in angemessener Weise vor auf das Kommende, auf eine bessere Zukunft. Amen.

16. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„LASST BEIDES WACHSEN BIS ZUR ZEIT DER ERNTE“

Wir leben in einer seltsam widersprüchlichen Zeit: Die einen fragen, wie

kommt es, dass es so viel Böses gibt, die anderen - und das dürfte die Mehrzahl sein -, die anderen registrieren das Böse gar nicht mehr. Sie leben gewissermaßen jenseits von Gut und Böse. Die einen leiden darunter, dass auf dem Acker der Welt so viel Unkraut wächst, die anderen unterscheiden das Unkraut gar nicht mehr von dem guten Weizen. Die Antwort auf diese wirre Situation gibt uns das Evangelium des heutigen Sonntags. Es erinnert uns daran, dass es das Böse gibt, ja, dass es das Böse in reichem Maße gibt - das ist das eine -, dass Gott langmütig ist, dass er Geduld hat mit uns, weshalb auch wir Geduld haben müssen - das ist das andere -, und dass er am Ende die große Scheidung herbeiführen oder die Gerechtigkeit zum Sieg führen wird - das ist der dritte Gedanke.

Es gibt das Böse. Das haben viele vergessen. Viele wollen es aber auch nicht wahr haben. Wenn in einer ganz dem Diesseits zugewandten Welt das Böse bagatellisiert oder gar gut genannt wird oder einfach wegrationalisiert wird, so ist das nicht verwunderlich. Heute ist es jedoch so, dass auch gläubige Christen durch diese sie umgebende Wirklichkeit sich beeindrucken und ihr Gewissen einschläfern lassen oder dass solche, die nominell noch zur Kirche gehören, nicht mehr den Unterschied zwischen Gut und Böse erkennen, dass auch sie sich gehen lassen, in den Tag hineinleben und sich nicht mehr ernsthaft bemühen, den Weg der Gebote Gottes zu gehen. Das aber verdient unsere ganze Aufmerksamkeit.

Denn von solchem Denken und Handeln sind wir alle irgendwie mit betroffen. Das zeigt sich darin, dass wir immer weniger begreifen, was die Sünde bedeutet, dass wir uns anstecken lassen von der Gottlosigkeit derer, die bei uns den Ton angeben, die sich zu Ersatzgöttern aufgeschwungen haben.

Wenn es Gott nicht gibt, dann gibt es auch das Böse nicht mehr. Karl Marx († 1883) und viele andere einflussreiche Denker des 19. und auch des 20.

Jahrhunderts haben unverhohlen gesagt, man müsse Gott abschaffen, damit der Mensch tun könne, was er will. Heute ist das weithin eingetreten. Schuld und Sünde sind heute für allzu viele zu Fremdworten geworden.

Zum Menschsein des Menschen gehört jedoch das Gewissen. Dieses sagt uns, dass wir das Böse meiden, das Gute aber tun müssen. Es sagt uns nicht, wenn man einmal von den grundlegenden Geboten absieht, was im Einzelnen gut und böse ist. Um das zu erfahren, müssen wir schon unseren Verstand und den Glauben der Kirche befragen. Hier geht es um die Erkenntnis der Ordnung, die Gott seiner Schöpfung aufgeprägt und die er in seiner Offenbarung und in der Geschichte des Heiles begründet hat. Verfehlen wir uns gegen die Ordnung Gottes, so verfehlen wir uns gegen Gott selber. Damit wird jede sittliche Verfehlung als Affront gegen Gott zur Sünde.

Würden wir besser begreifen, was das Böse bedeutet, würden wir auch mehr vom Sakrament der Buße halten. Die Selbstgerechtigkeit und die Gleichgültigkeit im Hinblick auf ein ernsthaftes sittliches Streben haben bei uns in dem Maße zugenommen, in dem wir das Bußsakrament vergessen haben. Es stünde auch besser um die Kirche als Ganze, wenn wir uns wieder regelmäßig dem Bußgericht unterwerfen würden.

Es gibt das Böse, und es ist sehr mächtig in unserer Welt. Das ist der erste Gedanke, an den uns das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert. Der zweite ist der, dass Gott langmütig ist. „Lasst beides wachsen“, heißt es da. Gott weiß, dass Unkraut für uns Menschen oft nicht eindeutig zu identifizieren ist und vor allem, dass Unkraut sich in Weizen verwandeln kann, jedenfalls im Leben der Menschen. Darum hat Gott Geduld. Er gibt uns Zeit zur Bekehrung, aber sie muss erfolgen, die Bekehrung, ohne sie können wir nicht vor Gott bestehen. Die Schrift sagt: „Es kommt die Nacht, in

der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4). Wenn aber Gott Geduld hat mit den Menschen, so müssen auch wir Geduld haben mit ihnen, mit ihnen, aber auch mit uns selbst. Das Gleichnis des heutigen Evangeliums spricht ein Urteil über jede Art von Ungeduld und Fanatismus.

Gottes Langmut verpflichtet uns. Daher steht es uns nicht zu, vor der Zeit zu urteilen oder im Hinblick auf irgendeinen Menschen zu resignieren, zumal wir nie in sein Inneres hineinsehen können.

Gott ist langmütig, aber die Scheidung wird kommen. Das ist der dritte Gedanke, an den uns das heutige Sonntagsevangelium erinnert.

Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne im Reich des Vaters (Mt 13, 43), die Bösen, die Ungerechten, aber werden dem Feuerofen überantwortet, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird (Mt 13, 42). So lesen wir im Matthäus-Evangelium. Das sind eherne Worte.

Die Scheidung erfolgt am Ende, aber sie wird kommen, an unserem persönlichen Ende und noch einmal am Ende aller Tage. Freilich nicht unbedingt so, wie wir uns das vorstellen: Der heilige Augustinus († 430) sagt bereits vor 1500 Jahren im Hinblick auf dieses Geschehen: Es gibt solche, die drinnen zu sein scheinen, aber in Wirklichkeit draußen sind und umgekehrt. - Wir neigen dazu, uns selber, aber auch die anderen zu täuschen. Die Lüge hat große Macht in unserer Welt.

Jeder erhält die Rechnung über sein Leben, jeder muss einmal Rechenschaft ablegen. Auch das vergessen wir heute gern, zum einen, weil es uns nicht mehr so deutlich gesagt wird, wie das früher der Fall war, und zum anderen, weil sich heute ein falscher Heilsoptimismus in die Kirche eingeschlichen hat.

Gern sagt man heute - und das ist ein unehrlicher Trost -: Gott ist kein Buchhalter, Gott ist die Liebe. Dabei übersieht man, dass Gottes Liebe nicht seine Gerechtigkeit beeinträchtigt. Gott ist kein altersschwacher Großvater im Lehnstuhl, der nur nachsichtig lächelt über das Tun der Menschen. So hat ihn Friedrich Nietzsche im 19. Jahrhundert prophetisch charakterisiert, so wird er tatsächlich heute manchmal in der Verkündigung dargestellt, und so wird er heute nicht selten geglaubt. Faktisch ist dieses Gottesbild die letzte Station vor dem Atheismus.

Die Scheidung wird kommen, nicht weil Gott sich rächen will, sondern weil er uns Menschen ernst nimmt. Weil sie kommt, die Scheidung, deshalb muss heilsame Furcht unser Leben bestimmen. Aber weil Gott es ist, der die Scheidung vornimmt, deshalb können wir immer auch Hoffnung haben, für uns und für die uns nahe Stehenden. Hoffnung, aber zugleich auch Furcht. Hoffnung, weil es Gottes Gerechtigkeit ist, Furcht, weil es die Gerechtigkeit ist, die Gott herstellen wird.

Es gibt das Böse, und Gott hat Geduld, aber er wird die endgültige Scheidung herbeiführen. Diese drei Wahrheiten sind für uns nicht neu, aber sie sind geeignet, unsere Auffassungen ein wenig zu korrigieren, unser praktisches Christsein zurechtzurücken. Sie erinnern uns daran, dass wir stets Hoffnung haben dürfen für uns und für andere, dass wir zugleich aber nicht die heilsame Furcht vergessen dürfen.

Die Heilige Schrift sagt: „Was der Mensch sät, das wird er ernten“ (Gal 6, 7). Daran kommen wir nicht vorbei. Dieses Wort ist unser Schicksal, zugleich aber unsere Hoffnung. Amen.

17. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„GIB DEINEM KNECHT EIN VERSTÄNDIGES HERZ“

Der König Salomon ist noch jung und unerfahren. Darüber täuscht er sich nicht hinweg. Er weiß, wie schwer es ist, stets die richtige Antwort bereitzuhalten, immer zu wissen, wie man handeln soll und sich in der Unwegsamkeit dieser Welt zu orientieren, vor allem dann, wenn man Verantwortung trägt für viele. Daher bittet er Gott um Einsicht, um Klugheit, um Weisheit. Nicht um Gesundheit und um ein langes Leben bittet er, nicht um Reichtum und um Vergnügen, nicht um Erfolg, um Macht und Ehre, um ein langes Leben und um den Sieg über die Feinde, sondern um Weisheit, Einsicht und Klugheit bittet er Gott, um ein verständiges Herz, um die Gabe der Unterscheidung der Geister. Dieses Verhalten hebt ihn schon über seine Jugend hinaus. Es zeigt uns, dass er eigentlich schon weise war, als Gott ihm im Traum erschien, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad, wusste er doch, worauf es ankommt im Leben, nämlich darauf, dass man weiß, wie man handeln soll.

Die Gabe der Weisheit ist weniger dem Verstand als dem Herzen zuzuordnen. Aber auch der Verstand gehört dazu. Herz und Verstand kommen zusammen in dieser Gabe.

Der Weise erfasst die ganze Wirklichkeit, er erfasst sie nicht nur an der Oberfläche und nicht nur im Detail, sondern auch in der Tiefe. Die ganze Wirklichkeit, wie in einem Spiegel offenbart sie sich ihm. Deshalb weiß er, wie er sich verhalten muss in der jeweiligen Situation, welches Verhalten jeweils das richtige ist.

Wir können lernen, weise zu sein, in unserem Denken und in unserem Handeln, aber letzten Endes ist die Weisheit eine Gabe Gottes, letzten En-

des müssen wir sie empfangen.

Wir können sie aber nur empfangen, wenn wir ein hörendes Herz haben und wenn wir staunend und ehrfürchtig die Werke Gottes vernehmen und betrachten, wenn wir nachdenklich sind und demütig. Der Hochmut verblendet das Herz und den Verstand. Mit Recht sagen wir von ihm, dass er mit der Torheit und der Dummheit verschwistert ist. Richtiger noch müsste es heißen, dass er die Torheit und die Dummheit zur Mutter hat. Aber nicht nur das, es ist auch viel Bosheit dabei. Auch sie spielt mit. In der Regel kann man bei dem Hochmut und bei der Überheblichkeit der Menschen nicht von der moralischen Verantwortung absehen.

Salomon hat ein hörendes Herz, staunend und ehrfürchtig vernimmt er die Worte Gottes und betrachtet sie, er ist nachdenklich und demütig, er weiß, dass die Ausrichtung auf Gott und auf die Ewigkeit und die Erkenntnis des Willens Gottes die Voraussetzung sind für die Weisheit, ja, dass sie schon das Wesen der Weisheit zum Inhalt haben. So bezeugt es uns die (erste) Lesung des heutigen Sonntags.

Wer hören will, der muss still werden. Und wer Gottes Stimme vernehmen will, der muss ehrfürchtig sein. Er darf nicht in frecher Selbstbehauptung die Welt konstruieren und sich selbst in die Mitte stellen. Letzten Endes betrügen wir uns selber in solcher Selbstbehauptung, denn die Wirklichkeit ist so, wie sie ist, und nicht so, wie wir sie uns zurechtbiegen. Wie viel freche Selbstbehauptung tötet heute die Weisheit schon bevor sie geboren wird!

Die Weisheit können wir nur empfangen, wenn wir ein ehrfürchtig hörendes Herz haben, mit dem wir nach innen aber auch nach außen hin hören, nach innen, weil Gott sich unseres Gewissens bedient, um uns zu belehren,

nach außen, weil er sich dabei auch der Menschen bedient, solcher Menschen, die weise geworden sind durch den Umgang mit ihm, die durch das demütige Gebet gelernt haben, nach innen zu hören.

Viele sind der Meinung, die Weisheit komme vor allem älteren Menschen zu. Das ist nicht ganz falsch. Oft ist es so, in der Tat. Sie, die älteren Menschen, benutzt Gott besonders gern als seine Boten, weshalb wir gut daran tun, auf sie zu hören. Aber nicht nur sie macht Gott zu seinen Boten. Es kommt auch vor, besonders in der Gegenwart, dass gerade sie, die älteren Menschen, weit weg sind von der Weisheit.

Wir alle brauchen die Gabe der Weisheit, ob wir jung sind oder alt. Denn viele Fragen stürzen auf uns ein. Zur Frage werden uns oft die Menschen, die uns im Alltag begegnen, mit denen wir zusammenarbeiten oder mit denen wir durch die Ehe oder durch die Bande des Blutes verbunden sind. Eltern wissen oft nicht mehr weiter angesichts der Fragen, die ihnen die Kinder aufgeben. Und wie viele Fragen gibt es in unserem beruflichen Alltag! Hinzukommen die Fragen im religiösen Bereich. Auch sie sind zahlreich. Wie viele Fragen geben uns heute die Verantwortlichen in der Kirche auf, in der Regel mehr Fragen noch als Antworten! Und oftmals erklären sie, es sei weiser zu fragen als zu antworten, und verdächtigen sogar die klaren Antworten.

Wir fragen: Was muss ich oder besser: Was darf ich glauben? Was soll ich tun? Wie soll ich handeln? Wie soll ich mich in dieser oder jener Situation verhalten? Was soll ich da sagen? Welche Antwort muss ich hier geben? Wie soll es jetzt weitergehen? Wo finde ich Orientierung in dieser Situation?

Da brauchen wir verständige, weise und kluge Herzen, und da brauchen wir

selber ein verständiges, weises und kluges Herz. Bitten wir Gott darum, wie Salomon ihn darum gebeten hat. Er erhört uns, wenn wir uns seinen heiligen Willen zu Eigen machen und wenn wir in Ehrfurcht und Demut hinhören.

Das Hören in Ehrfurcht und Demut aber setzt voraus, dass wir Stille in unser Leben bringen, Ruhe und Besonnenheit.

Die Weisheit ist ein kostbarer Schatz, den wir verlieren können. Salomon verlor ihn. In seinem späteren Leben wurde er nämlich stolz, stürzte er sich in das laute Vergnügen und vergaß er Gott, und fremde Frauen verdrehten ihm den Sinn. Da war es um seine Weisheit geschehen, Gott verließ ihn, und sein Reich zerfiel. - Nicht immer ist man im Alter tugendsam und gottesfürchtig oder weise, besonnen und verständig.

Auf die Demut kommt es an, auf die treue Pflichterfüllung und nicht zuletzt auf das Hörenkönnen, das die Stille voraussetzt. Vor allem in der Stille ordnen wir immer neu unser Leben. Still werden, das ist eine heilsame Medizin für Leib und Seele. Jeder Tag ist dazu geeignet, dass wir an ihm damit anfangen, das Hören einzuüben, das ehrfürchtige Hören in der Stille - im Rahmen des Gebetes.

Oasen der Stille finden wir noch draußen in der Natur, manchmal, nicht immer, vor allem aber in den Gotteshäusern - leider jedoch auch nicht mehr in allen Gotteshäusern. Eine halbe Stunde täglich schweigend in der Kirche verbringen oder sonst wo, wo man ungestört ist, würden wir das tun, unser Leben würde bald ganz anders ausschauen. Das ist erholsamer als alle genormten Erlebnisse und als alle Zerstreuungen, die uns allzu oft knechten.

Wir leben in einer außergewöhnlichen Zeit. Die Welt gerät immer mehr aus

den Fugen. Das Christentum und die Kirche verlieren mehr und mehr an Glaubwürdigkeit. Die neue Generation geht auf die Straße und macht sich Luft in Aggressionen gegen Menschen und Dinge. Und die Ratlosigkeit eskaliert, in der Politik und - leider - auch in der Kirche. Umso mehr bedürfen wir der Gabe der Weisheit. Schon im Alten Testament wird sie als eine besondere Gabe des Heiligen Geistes verstanden. Nach Aussage des Neuen Testamentes ist sie besonders dringlich für die letzte Zeit.

Geben wir der Ehrfurcht Raum in unserem Leben und sorgen wir für Stille in unserem Alltag und bitten wir Gott weniger um die täglichen Dinge als um Weisheit und Einsicht, damit wir erkennen, worauf es ankommt, damit wir zwischen Gut und Böse zu unterscheiden lernen und gelehrige Schüler Gottes werden, dass wir jene Lehrer in ihrer Unredlichkeit durchschauen, die sich uns andienen oder die sich uns aufdrängen.

Gott spricht behutsam zu uns, zum einen durch unser Gewissen und zum anderen durch verständige Menschen. Wir sind nicht allein. Gott ist mit uns.

Ein weises und verständiges Herz, einen größeren Reichtum gibt es nicht für uns. Amen.

18. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„NICHTS KANN UNS TRENNEN VON DER LIEBE GOTTES, DIE IST IN CHRISTUS, UNSEREM HERRN“

Der heilige Paulus betont in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags seine feste Bindung an Christus und durch Christus an Gott. Dabei lässt er

im Geiste alles Mögliche an sich vorüberziehen, was ihn hätte von Christus und von Gott trennen können. Wir werden daran erinnert, dass er um Christi willen vieles hat erleiden müssen, dass er das alles jedoch ungebrochen gemeistert hat. Niemand und nichts konnte sich zwischen ihn und Christus, den Sohn des ewigen Vaters, stellen und ihn so von Gott trennen. Mit einem solchen Bekenntnis bekundet er ein bemerkenswertes Selbstbewusstsein. Dieses gründet jedoch nicht in seinem Vertrauen auf die eigenen Möglichkeiten, sondern in seinem Vertrauen auf die Treue Gottes und auf die Macht der Gnade.

„Wenn Gott für uns ist“, erklärt er in diesem Zusammenhang, „wer ist dann gegen uns? Der seinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern für uns dahingab, wie sollte der uns mit ihm nicht alles schenken“ (Röm 8, 31 f)?

Die Treue Gottes ist der Grund für die Treue seines Apostels in all den Bedrängnissen, die sein Leben geprägt haben. In der Treue des Apostels verbinden sich der Glaube und die Liebe mit dem Vertrauen.

In zahlreichen Prüfungen ist der Glaube des Apostels unüberwindlich geworden, der Glaube an die Liebe Gottes, für die Christus steht, in zahlreichen Prüfungen ist seine Hoffnung auf die verheißene Gemeinschaft mit Christus immer stärker geworden.

An die Stelle der Treue des Apostels setzen heute nicht wenige den Verrat. Viele, die einstmals dem Apostel gefolgt sind im Glauben an die Treue Gottes, wenden sich heute ab, verraten heute Christus, seine Botschaft und seine Kirche. Überhaupt hat die Treue in der Gegenwart einen geringen Stellenwert. Das hängt mit dem Gottesverlust und mit der Ichverliebtheit der Menschen unserer Tage zusammen. In dieser Situation hat man nicht nur keinen Sinn mehr für die Treue, sondern auch nicht mehr für eine ir-

gendwie geartete moralische Verantwortung. Da rückt immer mehr die Maxime in den Mittelpunkt: „Tu, was du willst“, die Maxime der allgemeinen Gesetzlosigkeit.

In seiner liebenden Verbundenheit mit Christus verkündet Paulus der Welt das Evangelium von der Erlösung der Menschheit und von der liebenden Hinwendung Gottes zu den Menschen. Die missionarische Tätigkeit des Paulus erstreckt sich über gut dreißig Jahre.

Man hat versucht, sich von den Wegen, die er im Dienste Jesu gemacht hat, eine Vorstellung zu machen und hat dabei an die 17 000 Kilometer errechnet. Dabei hat er nicht wenig ausgestanden. Verfolgungen und Misshandlungen, Flucht und Krankheit. Es waren ihm viele Erfolge beschieden, aber auch nicht wenige Niederlagen. Immer wieder hat er dabei allerdings erfahren, was auch für uns von Bedeutung ist, wie aus Misserfolgen allmählich Erfolge wurden. In seiner Verkündigung des Evangeliums war die Liebe zu Christus der entscheidende Motor seines Handelns, die innerste Triebkraft seines Wirkens.

Am Ende seiner Wege sagt Paulus über sich selber: „Ich wurde eingesetzt ... als Lehrer der Völker im Glauben und in der Wahrheit“ (1 Tim 2, 7; vgl. 2 Tim 1, 11). Im 2. Timotheus-Brief bringt er ein Resümee über sein Leben und Wirken, wenn er da erklärt: „Ich werde nunmehr geopfert und die Zeit meines Aufbruchs ist nahe. Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue bewahrt“ (2 Tim 4, 6 f). „Alles hat er hingegeben. Übermenschliches hat er geleistet ... Aber er hat alles aus Liebe vollbracht“ (Romano Guardini). „Die Liebe Christi hat uns in Besitz genommen“, schreibt er im 2. Brief an die Korinther“ (2 Kor 5, 14). Nach seiner Bekehrung war der Kampf für Wahrheit des Glaubens der ganze Inhalt seines Lebens, der Kampf für Gott und seine Wahrheit und für die Berufung aller

Menschen.

Er war nicht bereit, die Wahrheit für den äußeren Erfolg zu opfern. Für die Wahrheit nahm er vielfältige Auseinandersetzungen in Kauf, aber nicht nur Auseinandersetzungen, sondern auch Verfolgungen und Leiden. Was ihn dabei zuinnerst trieb, das waren das Geliebtsein von Christus und das Bedürfnis, diese Liebe weiterzugeben.

Dabei gilt, dass die Verkündigung der Botschaft von Jesus, dem Christus, stets mit der Berufung zum Leiden für Christus verbunden ist, nicht nur bei Paulus. In einer Welt, in der die Lüge übermächtig ist, kann die Wahrheit nur durch Leiden erkauft werden. Nicht nur gibt es die Wahrheit nicht ohne das Leid in dieser Welt, ohne Leid gibt es auch nicht die Liebe in dieser Welt, ohne das Leid des Verzichtes auf sich selbst, ohne das Leid der Umwandlung und der Reinigung des Ich um der wahren Freiheit willen.

Paulus ist das Vorbild für einen jeden von uns, in seiner liebenden Verbundenheit mit Christus und in seinem Einsatz für die Wahrheit, in seinem „guten Kampf“. Er kämpft den guten Kampf für die Wahrheit. Das ist der entscheidende Inhalt seines Lebens. Dazu ermahnt er auch uns, uns alle, wiederholt durch seine Hingabe an sein Werk wie auch durch seine Worte.

„Ein Kriegsdienst ist unser Leben“, heißt es im Alten Testament im Buch des Dulders Hiob (Hiob 7, 1). Diesen Gedanken hat Paulus wiederholt aufgegriffen in seinen Briefen (1 Tim 1, 18 f; 2 Tim 2, 3 f; 2 Kor 10, 4 f). Im Judasbrief und im 2. Petrusbrief ergeht die Mahnung an uns, „für den Glauben zu kämpfen, der den Heiligen ein für allemal gegeben wurde“ (Jud 3; 2 Petr 2, 21).

Weiß man vorher um die Gefahren, die einen umlauern, so kann man sich

vorsehen und sich vor ihnen schützen, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad. Und wenn man weiß, dass das Christenleben uns in Gegensatz bringt zu den Widersachern Gottes und Christi, dann erkennt man in der Auseinandersetzung, dass man auf dem rechten Weg ist.

Vor Gott gilt nicht der Erfolg unserer Mühen, sondern das Mühen als solches. Das müssen wir uns vor Augen halten. Wenn die Misserfolge uns enttäuschen und lähmen, Gott sieht auf unser Wollen.

Der gute Kampf, auch im stillen Leiden kann er bestehen. Ja, immer gehört auch das Leiden zu ihm. Gerade dieser Aspekt der Nachahmung des heiligen Paulus erhält seine besondere Aktualität in der Gegenwart.

Die liebende Verbundenheit des heiligen Paulus mit Christus ist die entscheidende Triebfeder des Apostels in seinem missionarischen Wirken. In seinem Sein wie in seinem Handeln ist er uns allen ein Vorbild. Von dem einen wie von dem anderen sollten wir uns immer wieder inspirieren lassen, von seinem Sein und von seinem Handeln. Dabei ist die entscheidende Voraussetzung für den guten Kampf das innere Leben, die liebende Verbundenheit mit Christus.

Die Kirche steht heute vor einer Neu-Evangelisierung. Sie stellt sich als schwieriger dar als die Erst-Evangelisierung, vor der einst der Völkerapostel stand. Bei dieser Neu-Evangelisierung ist ein jeder von uns gefragt. Sie ist eine Lebensfrage nicht nur für unsere Welt, sondern auch für jeden, dem die Einsicht gegeben ist. Wir sollten es nicht unterlassen, den Apostel Paulus immer wieder im Gebet zu bitten, dass er uns durch seine Fürsprache zu Hilfe kommt in unserem Einsatz für den Glauben und für die Wahrheit, denn Paulus lebt, und er geht mit uns durch die Zeit. Amen.

19. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ER ZOG SICH ZURÜCK AUF EINEN BERG, UM ZU BETEN, ER, GANZ ALLEIN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags konfrontiert uns mit einem eindrucksvollen Bild: Jesus betet in der Einsamkeit am Ende eines erfolgreichen, aber auch anstrengenden Tages - nach der wunderbaren Brotvermehrung. Er spricht an diesem Abend mit dem Vater, fern von seinen Jüngern, wie es auch sonst immer wieder geschehen ist in den Tagen seines öffentlichen Wirkens.

Es ist auffällig, dass, wie uns die Evangelien berichten, Jesus oft in der Einsamkeit gebetet, dass er sich immer wieder zum Gebet zurückgezogen hat, dass er aber niemals zusammen mit seinen Jüngern gebetet hat. Er hat sie gelehrt zu beten, aber er hat nicht mit ihnen gebetet. Überhaupt hat er sich nie mit ihnen zusammengeschlossen. Das Personalpronomen „wir“ kennt er nicht, immer spricht er stattdessen von „ihr“ und von „euch“. Immer spricht er von „meinem“ und „eurem“ Vater, von „meinem“ und „eurem“ Gott. Darin erkennen wir eine eigenartige Fremdheit Jesu gegenüber seinen Jüngern, eine ausgesprochene Distanziertheit, was wir im Allgemeinen gar nicht genügend zur Kenntnis nehmen.

Die Fremdheit Jesu verbietet es, die Jünger als seine Freunde zu bezeichnen, wie das heute gern geschieht in der Predigt und in der Katechese. Gewiss, Jesus selbst hat sie einmal als seine Freunde bezeichnet, im Johannes-Evangelium, im 15. Kapitel (Joh 15,14 f). Damit wollte er sich jedoch nicht mit ihnen zusammenschließen, heute würde man sagen „auf Augenhöhe begegnen“, vielmehr wollte er damit sagen, dass er ihnen die Geheimnisse Gottes wie nahe stehenden Freunden offenbaren wollte und dass sie ihrer-

seits wie Freunde sein Leben nachahmen sollten. Aber Freunde konnten sie eigentlich nicht sein für ihn, die Jünger, denn sie standen nicht auf einer Stufe mit ihm. Er war der Sohn Gottes, sie aber waren Menschen. Er war der Meister, sie aber waren die Jünger. Das gilt für uns alle, wenn wir ihm glaubend nachfolgen. Der Abstand zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer ist unendlich.

Jesus hat im Grunde keine Freunde gehabt, er hat nur seinen Vater im Himmel gehabt. Mit ihm ist er immerfort verbunden in einer geheimnisvollen Symbiose. Darum betet er immer allein, in der Einsamkeit, darum schließt er sich im Gebet niemals mit seinen Jüngern zusammen, darum steht er in einer geheimnisvollen Distanz zur Welt und zu den Menschen. Er ist der Welt und den Menschen nahe, und doch ist er ihnen fern. Wie sollte das auch anders sein angesichts seines himmlischen Ursprungs, angesichts seines göttlichen Wesens?

Jesus betet oft in der Einsamkeit: Das Gespräch mit dem Vater hat für ihn einen höheren Stellenwert als sein messianisches Wirken. Seine Beziehung zu Gott, die Gemeinschaft mit seinem Vater, sie ist das A und O seiner ganzen Existenz. „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“, fragt er schon als Zwölfjähriger seine irdische Mutter und seinen Pflegevater (Lk 2, 49).

Das Gebet Jesu muss uns ein Anlass sein, dass wir unser Gewissen erforschen, dass wir uns fragen: Wie steht es um unseren Eifer für das Gebet? Wenn wir ehrlich sind, dann müssen wir uns anklagen in diesem Punkt, ein jeder von uns. Der Sinn für das Gebet ist im Schwinden begriffen, überall in der Kirche. Das Gebet ist für viele gar suspekt geworden, vor allem für viele von denen, die das Katholischsein als Beruf verstehen, und vielfach auch für die so genannten engagierten Katholiken, die sich in den zahlrei-

chen Gremien und Verbänden betätigen und mit immer neuen Papieren und Aktionen hervortun. Auf jeden Fall sind sie liberal, häufiger gar extrem, und vor allem sehr selbstbewusst, das aber nicht weniger extrem. Da tritt an die Stelle des Gebetes immer mehr die Diskussion - man nennt das gern auch Dialog. Da wird das Gebet abgelöst einerseits durch endloses Debattieren, weithin hohles oberflächliches Gerede, und andererseits durch einen ruhelosen pragmatischen Aktionismus. Es muss sich etwas bewegen, so sagt man dann gern, aber was sich bewegt, das ist dann letzten Endes gleichgültig.

Gewiss gibt es Gruppen in der Kirche und viele Einzelne, die sich wieder auf das Gebet besinnen oder die dem Gebet stets den ersten Platz eingeräumt haben, aber sie bestimmen nicht das allgemeine Bild, in dem allgemeinen Klima der Verweltlichung gehen sie unter. Dem modernen Menschen entspricht es eher, ohne das Gebet zu leben - im stolzen Vertrauen auf seine eigene Kraft. Damit endet er jedoch in einer Sackgasse, was freilich im Augenblick nur wenige erkennen. Die Sackgasse, in der die modernen Menschen sich festfahren ohne das Gebet und im Grunde auch ohne den Glauben, ist das Chaos unserer Welt, wie es sich im persönlichen Leben der Menschen auswirkt, in ihren Beziehungen zu ihren Mitmenschen und im gesellschaftlichen Bereich, wie es sich nicht zuletzt in ihrer wachsenden Unzufriedenheit auswirkt. Es gibt heute immer mehr Menschen, die am Leben zerbrechen. Sie wollen es nicht wahr haben, aber sie können es letzten Endes nicht verbergen.

Das Gebet ordnet unser Leben, es gibt ihm Richtung und Ziel, weil es unseren Blick nach innen wendet, wenn es in Treue und Gewissenhaftigkeit gepflegt wird, weil es unseren Sinn schärft für das Übernatürliche, für die Ewigkeit, und weil es uns hilft, dass wir uns von der Welt loslösen, von dem, was vergänglich, was doch nur von kurzer Dauer ist.

Erst wenn wir beten, erkennen wir, worauf es ankommt. Und je besser und je mehr wir beten, umso nachhaltiger kann diese Erkenntnis unser Leben bestimmen.

Das Gebet lehrt uns, unser irdisches Leben nicht als das Letzte anzusehen. Es macht uns gleichmütiger gegenüber dem Ereignishaften, damit aber glücklicher in den zahllosen Bedrängnissen des Lebens.

Das Gebet ist vor allem der sicherste und der beste Weg zum Glauben, so sehr es irgendwie auch den Glauben schon voraussetzt. Es ist so etwas wie eine Schule des Glaubens.

Die Übung des Gebetes führt uns durch die Oberflächlichkeit der Diesseitsvergötzung hindurch und schenkt uns einen Blick für das Wesentliche, für das Bleibende in der Vergänglichkeit aller Dinge. Wir lernen das Gebet in der Schule Jesu, der häufig betete, aber immer allein und in der Einsamkeit. Das Bild des betenden Jesus sollten wir unserer Seele tief einprägen. Das Gebet macht uns stark im Glauben und erhebt unsere Kräfte über das gewöhnliche Maß hinaus. Immer ist der starke Glaube die Frucht des treuen und gewissenhaften Gebetes nach dem Beispiel Jesu. Wissen wir aber recht zu beten, dann wissen wir auch recht zu leben. Amen.

20. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ICH BIN NUR ZU DEN VERLORENEN SCHAFEN ISRAELS GESANDT“

Nach längerem Zögern heilt Jesus die Tochter einer heidnischen Frau, so das Evangelium des heutigen Sonntags. Durch den heldenhaften Glauben

und die tiefe Demut der Frau lässt er sich das helfende Eingreifen abringen. Die Perikope erinnert uns an die Heilung des Knechtes des heidnischen Hauptmanns (Mt 8, 5-13), dessen demütiges Bekenntnis wir uns in jeder heiligen Messe vergegenwärtigen, bevor wir das heilige Sakrament empfangen. Auch der heidnische Hauptmann hatte einen heldenhaften Glauben, und in seiner tiefen Demut stand er der heidnischen Kanaaniterin keineswegs nach. Der Unterschied ist hier allerdings der, dass Jesus bei dem heidnischen Hauptmann nicht einen einzigen Augenblick zögert, seine Bitte zu erfüllen.

Das anfängliche Verhalten Jesu gegenüber der Kanaaniterin zeigt uns, dass er zwar gekommen ist, um alle Menschen zu erlösen, dass er dabei aber dem Volk, dem er selber entstammte, den Vorrang geben wollte. Nicht anders haben es auch die Apostel nach der Auferstehung Jesu in der Erfüllung ihres Missionsauftrags gemacht. Zuerst haben sie das Evangelium den Juden verkündet und dann den Heiden.

Lebendiger Glaube und tiefe Demut sind auch heute noch die entscheidende Voraussetzung für das Wirken Christi in unserer Welt, für das Eingreifen Gottes in unser Leben und für die Erhörung unserer Gebete durch Gott. Dabei besteht ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen dem Glauben und der Demut, wie auch der Unglaube und der Stolz engstens zusammenhängen. Der Stolz führt zum Unglauben, so wie die Demut die Voraussetzung ist für den Glauben. Der Stolz verblendet unseren Geist, die Demut läutert ihn.

Der Glaube kommt vom Hören. Intensives Hören nennen wir gehorchen. Im christlichen Glauben geht es um den Gehorsam, um den Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes, wie es in der Kirche verkündet wird. Der Gehorsam aber hat seiner Natur nach die Demut zur Voraussetzung. Wer ge-

horcht, der ordnet sich unter, er stellt sich unter die Einsicht und unter das Wollen dessen, dem er Gehorsam schenkt.

In der Apostelgeschichte ist davon die Rede, dass nach der anfänglichen Predigt des Petrus in Jerusalem auch nicht wenige Juden aus dem Priesterstand sich im Glauben unterwarfen, unterwarfen heißt es da (Apg 6, 7). Und im Römerbrief bezeichnet der Völkerapostel Paulus den Glauben einfach als Gehorsam, als „vernunftgemäßen Gehorsam“ (Röm 12, 1). Aber auch sonst wird im Neuen Testament der Begriff Gehorsam wiederholt beinahe als ein Synonym für Glauben verstanden (Röm 15, 18; 2 Kor 9, 13; 10, 5).

Wer aber will schon gehorchen in unserer Welt? Souverän, ja frei will der moderne Mensch sein. Er will sich selbst verwirklichen. Er will tun und lassen, was er will. Allzu viele sind heute davon überzeugt, dass sie, wenn sie schon nicht alles, so doch das Allermeiste besser wissen.

Das Freiheitspathos, das in dem so genannten Dialogprozess in diesen Tagen bei uns beherrschend ist, kommt aus dem Unglauben und führt tiefer in ihn hinein. Es gefällt sich in jenem Stolz, in jenem Hochmut, der im Grunde die Ursache für viele, wenn nicht gar für alle Missstände in unserer Gesellschaft und in der Kirche ist.

Der Stolz und der Hochmut verblenden den Geist. Demgegenüber hat die Kirche in eherner Kontinuität die Demut als das Fundament aller christlichen Tugenden und aller wirklichen Einsicht in den Willen Gottes verkündet.

Im Blick auf die Menschen beinhaltet die Demut die richtige Selbsteinschätzung, im Blick auf Gott erkennt sie ihre eigene Kleinheit und Gering-

fügigkeit. Der wirklich Demütige macht sich jedoch nicht kleiner als er ist. Das wäre Heuchelei. Die Heuchelei aber ist in diesem Kontext eine sublime Form des Stolzes.

„Die Demut ist die Tugend, durch die der Mensch in der richtigen Erkenntnis seines Wesens sich selbst gering erscheint“, schreibt Bernhard von Clairvaux († 1153), der Gründer des Zisterzienser-Ordens (Über die Stufen der Demut und des Stolzes, Sämtliche Werke, Bd. II).

Die Demut folgt aus dem tiefen Wissen um Gott und um den Menschen. Der Demütige erkennt, welche Ordnung zwischen Gott und den Menschen und zwischen den Menschen untereinander bestehen muss, wenn der Wahrheit die Ehre gegeben wird.

Nach Thomas von Kempen († 1471), dem Verfasser der „Nachfolge Christi“, wandelt der, der in der Demut wandelt, in der Wahrheit und wandelt der, der in der Wahrheit wandelt, in der Demut (Buch I, Kap. 4, 1). Darum „schirmt und rettet“ Gott den Demütigen, so schreibt unser Autor, „liebt und tröstet“ er ihn, neigt er sich herab zu ihm, gibt er ihm reiche Gnade und erhebt er ihn „wenn er niedergedrückt“ ist (Buch II, Kap. 2, 2). Er fährt dann fort: „Dem Demütigen offenbart Gott seine Geheimnisse“ und der „Demütige lebt, selbst wenn ihn Schmach getroffen, in Ruhe und Frieden, weil Gott seine Stütze ist und nicht die Welt“ (ebd.).

In der Demut will Christus selber unser Vorbild sein. Darum erklärt er im Matthäus-Evangelium: „Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanft und demütig von Herzen“ (Mt 11, 29). Und er fügt noch hinzu: „ … und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen“. Die Demut schenkt uns jene Ruhe, in der wir uns auf Gott und die Ewigkeit hin ausrichten können, jene Ruhe, die wir vor allem dann brauchen, wenn wir uns dem

Gebet zuwenden möchten. Wenn wir wirklich demütig sind, dann können uns die Sorgen dieser Welt nur noch wenig anhaben.

Demut bedeutet endlich auch Dienmut. Der Stolze will herrschen, der Demütige möchte dienen. Allzu gern setzen wir uns aufs hohe Pferd, wissen wir alles besser und zetteln damit immer neuen Streit und immer neue Auseinandersetzungen an. Das gilt heute für nicht wenige Ehen, das gilt heute aber auch überall da, wo sonst die Menschen aufeinander angewiesen sind und zusammen arbeiten sollten. Eines ist sicher: In unserer Alltagswelt erspart uns die Demut viel Ärger. Schon von daher empfiehlt sie sich für ein gelungenes Leben.

Der Hochmut verblendet nicht nur unseren Geist, und er schwächt nicht nur unseren Willen, in jeder Hinsicht ist er zerstörerisch. Mit dem Hochmut zerstören wir unser Leben, das irdische und das uns für die kommende Welt verheißene.

Im Alten Testament gibt es ein bedeutsames Wort im Buch des Propheten Micha. Es lautet: „Es ist dir gesagt worden, o Mensch, was gut ist und was Gott von dir fordert: Nichts als Recht tun und Liebe üben und in Demut wandeln mit deinem Gott“ (Mich 6, 8). In Demut mit Gott zu wandeln, das ist die Voraussetzung dafür, dass wir das Rechte tun und die Liebe üben, weil die Demut die Voraussetzung ist für den Glauben, der seinem Wesen nach letztlich Gehorsam ist.

In der Demut zeigt sich wahre menschliche Größe. Sie, die Demut, ist das Fundament aller christlichen Tugenden. Vor allem aber ist sie die Voraussetzung für den Glauben. Gott erhört unsere Gebete, wenn wir in heldenhaftem Glauben und in tiefer Demut vor ihn hintreten, nicht in geheuchelter, sondern in echter Demut. Der Stolz verdunkelt den Verstand und die

Einsicht, und er schwächt unseren Willen, der natürlicherweise auf das Gute ausgerichtet ist. Glaube und Demut sind der Schlüssel zu einem glücklichen Leben schon in dieser Welt, vor allem aber verheißen sie uns ein seliges Leben bei Gott. Amen.

21. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DU BIST PETRUS, DER FELS“

Das Evangelium des heutigen Sonntags lenkt unseren Blick auf das Petrusamt der Kirche, auf das Papsttum. Es erinnert uns daran, dass es nur eine Kirche Christi auf Erden gibt, die Kirche, die auf Petrus errichtet ist, in der Petrus bis heute einen Nachfolger gefunden hat. Wenn wir dieser Kirche angehören dürfen, müssen wir dankbar sein, denn das ist nicht unser Verdienst, müssen wir dankbar sein dafür, nicht nur in Worten, sondern auch durch Taten, das heißt: durch das Bemühen um letzte Treue und Verantwortungsbereitschaft, genau um das, was heute rar geworden ist.

Sogleich bei seiner Berufung zum Jünger Jesu erhielt Simon, der einfache Fischer aus Bethsaida am See Genezareth, einen neuen Namen. Bis dahin wurde er Simon genannt. Jesus gab ihm den Namen Petrus. So sollte er in Zukunft heißen. Petrus, das ist die männliche Version des griechischen Wortes für Fels. Simon erhielt damals den Namen Petrus, weil er einst die Kirche des Felsens begründen sollte.

Von Natur aus hatte er keine besonderen Vorzüge, dieser Petrus, oder nur wenige. Er war nicht gerade dumm, aber auch nicht sonderlich intelligent. Er war begeisterungsfähig, aber er war auch labil und unzuverlässig, vor allem war er stark emotional und vom Augenblick bestimmt. Dabei hatte er

jedoch einen lebendigen Sinn für das Religiöse, für den Gott der Väter und für die Hoffnung seines Volkes. Mit seinen Schwächen und trotz seiner Mängel wird er jedoch zum Felsen der Kirche berufen.

Oft ist es so in der Geschichte des Heiles, dass Gott nicht die Starken dieser Welt in seinen Dienst nimmt, sondern seine Macht durch die Ohnmacht der Menschen bezeugt. Das geschieht deshalb, weil Gott auf sich aufmerksam machen will und weil er will, dass wir erkennen, dass es stets entscheidend auf das Wirken Gottes ankommt, und dass wir in allem unsere Hoffnung nicht auf uns und auf unser Tun setzen, sondern auf Gott.

Wenn Christus Petrus zum Felsenfundament der Kirche beruft, vergleicht er die Kirche mit einem Haus, das nur dann Bestand hat, wenn es ein festes Fundament hat. Je länger ein Haus Bestand haben soll, umso tiefer muss sein Fundament sein.

Als Apostel ist Petrus einmalig, nicht aber als der Felsenmann. Seit den Tagen des Erdenlebens Jesu hat er fast 300 Nachfolger gefunden, genau sind es 268.

Es gibt heute viele religiöse Gemeinschaften, die sich auf Christus berufen. Aber - ihnen fehlt das Fundament, ihr Haus ist auf Sand gebaut. Daher fallen sie auseinander, über kurz oder lang, daher haben sie keinen Bestand, wenn nicht soziologisch, so doch im Hinblick auf die Einheit in der Lehre und im Glauben.

Wirkliche Festigkeit und Einheit gibt es nur, wo es das Papsttum gibt. Wo immer man jedoch glaubt, sich direkt auf Christus oder auf den Heiligen Geist berufen zu können, da entstehen immer neue christliche Gruppierungen und Gemeinschaften. Das beweisen vor allem die beiden großen Spal-

tungen in der Christenheit, die morgenländische Kirchenspaltung (im 11. Jahrhundert) und die abendländische (im 16. Jahrhundert).

Das Papsttum ist die Stärke der Kirche. In erster Linie ist es auf das Papsttum zurückzuführen, dass die Kirche Christi in den Jahrhunderten dieselbe geblieben und dass sie so fruchtbar gewesen ist in allem Guten, vordergründig jedenfalls. Darum richten sich die Angriffe von außen vor allem gegen das Papsttum der Kirche, heute freilich auch von innen, wie wir es gerade in unseren Tagen schmerzlich erleben.

Einsichtige Protestanten beneiden uns um das Papsttum, und nicht wenige prominente Konvertiten waren von ihm oder von bestimmten Trägern des Petrusamtes geradezu fasziniert. Für viele von ihnen war das Papsttum der eigentliche Grund für ihre Konversion.

Das Papsttum garantiert die Universalität der Kirche, ihre Internationalität. Es bewahrt der Kirche die innere Unabhängigkeit und schützt sie davor, sich dem Zeitgeist zu ergeben. Es macht sie stark gegenüber Diktaturen und bewahrt sie vor unwürdiger Anpassung. Eine Landeskirche, eine nationale Kirche, wird immer eher den Diktatoren und dem Zeitgeist auf den Leim gehen, sie wird sich eher von Zuckerbrot und Peitsche überwinden lassen als eine Kirche, die international ist. Dafür bieten die jüngste Geschichte und die Gegenwart einen eindrucksvollen Anschauungsunterricht.

Auch ist das Papsttum ein helles Licht in Zeiten innerer Anfechtung der Kirche, wie wir sie heute erleben. Es schenkt Orientierung und klare Weisung, wenn falsche Propheten sich etablieren und den Weinberg Christi verwüsten. Mit den Augen des Glaubens betrachtet, ist es daher gar nicht verwunderlich, wenn das Papsttum heute ein besonderer Stein des Anstoßes ist und in der Öffentlichkeit, die ja nicht gerade die Sache Gottes be-

treibt - damit im Grunde aber auch nicht die Sache des Menschen - , immer wieder geschmäht wird. Man muss einmal darauf achten, mit welcher Verschlagenheit und welcher Gemeinheit das zuweilen geschieht. Nicht selten spielen da auch Katholiken mit, manchmal auch Priester, aus Dummheit, aber auch aus Bosheit. Aus Dummheit: Sie lassen sich vor einen Wagen spannen, den sie eigentlich nicht ziehen wollen, merken das aber nicht. Aus Bosheit: Sie wollen ein bequemes Evangelium, eine anspruchslose Kirche.

Man hat sehr zutreffend von einem antirömischen Affekt gesprochen, der sich heute auswirkt und ausbreitet, den es aber schon seit einigen Jahrhunderten gegeben hat. Auch innerhalb der Kirche hat es ihn schon früher gegeben, heute gibt es ihn jedoch sehr viel häufiger in der Kirche, also bei solchen, die sich formell zu Kirche rechnen, so häufig, dass man hier im Hinblick auf gewisse Kreise schon von einer Epidemie sprechen kann.

Der katholische Christ orientiert sich im Vielerlei der Meinungen an Petrus und an seinen Nachfolgern, vor allem in Krisenzeiten. Und er weiß, dass man das Papsttum angreift, um die Kirche zu treffen.

Die Liebe zur Kirche, ein Grundgebot des katholischen Christen, bedeutet immer auch, ja, in erster Linie, Liebe zum Papsttum, zum Papsttum im Allgemeinen und zum jeweiligen Nachfolger des heiligen Petrus im Besonderen. Er ist der Stellvertreter Christi, in ihm leitet Christus selber seine Kirche.

Lieben kann man den Papst aber nicht, wenn man seine Autorität zu schwächen sucht und wenn man nicht auf seine Weisungen hört. Die Liebe darf sich nicht in leeren Behauptungen oder auch in schwärmerischen Gefühlen erschöpfen. Dann ist sie eine Illusion oder Selbsttäuschung. Immer lebt sie von den Taten, oder sie stirbt.

Wir müssen Gott danken für das Papsttum. Wo sonst wird die Wahrheit Gottes heute noch in letzter Konsequenz verkündet? Wo sonst tritt dem Lehramt der Massenmedien noch jemand mit solcher Kompromisslosigkeit entgegen? Daher begegnen sie, die Massenmedien, dem Papst auch mit solcher Wut.

Der Papst hat den Mut zur Konfrontation. Das liegt im Wesen seines Amtes, das liegt im Wesen des kirchlichen Amtes überhaupt, was leider oft vergessen wird von seinen Trägern.

Mut, das wird heute klein geschrieben. Mut und Entschiedenheit sind eigentlich die entscheidenden Grundhaltungen eines jeden Katholiken. Sie sollten es sein. Darauf ordnet uns das heilige Sakrament der Firmung hin, und dazu befähigt es uns - ein für allemal und immer neu. So ist der Papst uns allen ein Vorbild in seiner tapferen Entschiedenheit.

Wo das Papsttum ist, da bleibt Petrus, der Fels der Kirche, lebendig, da ist die Kirche Christi.

Das darf auch das ökumenische Mühen nicht vergessen machen. Zur Kirche Christi gehört das Papsttum. Und die Kirche Christi ist nur eine. Sie hat die Jahrhunderte überdauert, und sie wird sie überdauern, die eine Kirche Christi, vielleicht wieder einmal in den Katakomben.

Es gibt daher nicht unsere Kirche und eure, deine und meine Kirche. Das ist eine Sprachregelung, die leider mehr und mehr um sich greift, die aber im Grunde den Glauben der Kirche, ihr Selbstverständnis, verfälscht. Wir tun gut daran, wenn wir sie uns abgewöhnen. Es gibt nur die Kirche, das ist die eine Kirche Christi, die Kirche des heiligen Petrus. Von ihr aber sagen wir, dass sie unsere Mutter ist. Also: nicht unsere Kirche, sondern die heili-

ge Kirche, unsere Mutter.

Der Katholik schaut nach Rom, wenn er sich seines Glaubens vergewissern will, gerade auch in den Wirrnissen der Zeit. In der Krise der Gegenwart sollten wir uns dankbar am Papsttum orientieren und die Weisungen des Heiligen Vaters hören und so die Einheit der Kirche stärken. Amen.

22. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ICH ERMAHNE EUCH, BRINGT EUCH GOTT DAR ALS EIN LEBENDIGES OPFER“

Das Evangelium des heutigen Sonntags setzt das Gespräch Jesu mit Petrus im Evangelium des vergangenen Sonntags fort. Soeben hat Petrus ein besonderes Lob und seine große Berufung erhalten, nun wird er in scharfer Form zurechtgewiesen. Satan wird er genannt. Weil er sich dem Weg Jesu widersetzt hat, dem Weg des Leidens und des Kreuzes. Was geradezu den Zorn Jesu, den heiligen Zorn Jesu erregt, das ist der Widerspruch des Petrus gegen den Willen Gottes. Petrus stellt den Willen Gottes in Frage. Dagegen setzt er seinen eigenen Willen, seine eigenen Überlegungen.

Das ist eine Versuchung nicht nur für ihn. Wir alle erliegen ihr immer wieder, der Versuchung, dem Willen Gottes zu widersprechen und den leichteren Weg zu wählen, wenn wir nicht wachsam sind. Die Hingabe an den Willen des Vaters und unsere Versuchung, uns dagegen zu stellen, unser Ja zu Gottes Anordnungen und unsere Versuchung zum Nein, zur Klage, zum Aufbegehren, das greift mitten in den Alltag unseres Lebens hinein.

Es gibt zwei wichtige Worte in der Verkündigung Jesu, wie sie uns in den

Evangelien überliefert wird, zwei wichtige Worte, die in der Verkündigung der Kirche arg zurückgetreten sind. Das ist verständlich, da man sie nicht so gern hört, da sie dem modernen Lebensgefühl entgegengesetzt sind. Aber der Maßstab der Verkündigung der Kirche ist ja nicht der Zeitgeschmack, sondern das eherne Wort Gottes. So sollte es sein. Wir müssen es beklagen, dass die Tendenz heute dahin geht, dass man so predigt, dass man nicht anstößt, und dass man sich nicht scheut, wichtige Wahrheiten des Glaubens wegzulassen oder zu verdrehen, woran man erkennt, wie wenig ernst man im Grunde noch die Kirche nimmt, in deren Dienst man steht.

Verkünde das Wort, sei es gelegen oder ungelegen, so mahnt der Apostel (2 Tim 4, 2).

Die beiden Worte, die man seltener hört, die aber für den Weg zu Gott einfach notwendig sind, lauten Gehorsam und Hingabe. Das ist der Weg Jesu, das ist der Weg aller seiner Jünger, angefangen bei der Mutter Jesu bis hin zu Edith Stein und Rupert Mayer und Maximilian Kolbe, die in unseren Tagen selig gesprochen worden sind.

Gehorsam gegenüber Gott und Hingabe an seinen heiligen Willen. Das ist die Quintessenz, der Kern des ganzen Christentums. Der Wille des Vaters war für Jesus so etwas wie eine Speise, wie das tägliche Brot: Er war gehorsam bis in den Tod (Phil 2, 8), und sein irdisches Leben gehörte ganz Gott, uneingeschränkt. Er hatte es ihm geschenkt, ihm hingegeben.

Darin muss der Jünger Jesus nachfolgen. Das ist nicht ein Rat, sondern eine Pflicht, das ist die Bedingung für das Heil, für das ewige Leben. Wollen, was Gott will und sich mit seiner ganzen Existenz Gott schenken, das ist die wahre Anbetung Gottes. So sagt es die (zweite) Lesung des heutigen

Sonntags.

Alles Beten ist sinnlos, auch das Bittgebet, alles Beten ist sinnlos, wenn wir diese Voraussetzung nicht erfüllen, wenn wir nicht wollen, was Gott will und uns nicht und immer wieder Gott darbringen als lebendiges Opfer. Das müssen wir denen sagen, die sich beklagen: Beten hilft auch nichts! Ich habe so viel gebetet, und es ist doch alles so gekommen, wie ich es befürchtet habe.

Wollen, was Gott will, das heißt nun aber nicht, dass man die Hände in den Schoß legt, dass man alles geschehen lässt, wie es geschieht. Wäre das in Ordnung, die Hände in den Schoß legen, dann hätten wir ein billiges Alibi für unsere Trägheit gefunden.

Wir müssen schon tun, was wir können, wenn widrige Umstände uns treffen, wir müssen schon unser Leben in die Hand nehmen, auch das gehört zum Willen Gottes, aber wenn wir alles getan haben, wenn wir uns wirklich gemüht haben, dann dürfen, ja, dann müssen wir beten: Dein Wille geschehe.

Allein, der Widerstand gegen den Willen Gottes ist eine große Versuchung für einen jeden von uns, besonders dann, wenn Leid und Schmerzen über uns kommen. Aber auch sonst: Wir wollen uns keine Vorschriften machen lassen, wir wollen uns selbst gehören, wir wollen uns nicht einfügen in eine vorgegebene Ordnung, wie wollen sie selber schaffen. Gehorsam und Hingabe zum Fundament des Lebens zu machen, das widerspricht unserer Neigung und unseren naturhaften Strebungen. Wir wollen nicht hören und geben, sondern reden und nehmen, uns selbst bestimmen und uns selbst gehören. Wir sind damit immer in der Versuchung, „nein“ zu sagen zu Gott und „ja“ zu allem Widergöttlichen, und meinen, dann gehe es uns gut. Daraus

hat im 19. Jahrhundert ein Philosoph eine ganze Philosophie gemacht, aus dem Nein. Die Philosophie hat Schule gemacht. Das rechte Ja und das rechte Nein, darauf kommt es an in unserem Leben.

Der Widerstreit zwischen dem Willen Gottes und unserem eigenen Willen, er ist das eigentliche Thema unseres Lebens, ja, im Grunde ist er das Thema auch der ganzen Geschichte dieser unserer Welt.

Zum Willen Gottes „ja“ zu sagen, das ist zwar oft schwer, oft verlangt es von uns Selbstüberwindung und große Demut, aber im Aufbegehren gegen Gott glücklich werden, das ist nicht möglich. Das Ja zu Gottes Willen ist unser Heil, das Nein bedeutet das Unheil, das Unglück. Das gilt nicht nur für unser persönliches Leben, sondern auch für ganze Epochen. Die Versuchung wird zur Sünde, wenn man ihr nicht widersteht.

Die Sünde ist aber nicht nur Bosheit, die tragische Konsequenzen hat, sie ist immer auch Torheit, denn der Wille Gottes geschieht letzten Endes doch, mit uns oder ohne uns. Aber wenn ohne uns, so ist das unser Verhängnis. Viel Leid unseres Lebens und unserer Welt nimmt von daher seinen Ursprung. Schon im natürlichen Leben machen wir die Erfahrung: Wenn wir uns sträuben gegen das Unabwendbare, ist der Schmerz umso größer.

Der Weg zum Leben wird durch zwei wichtige Worte bestimmt: Gehorsam und Hingabe. Dass wir auf Gott hören und uns ihm schenken, darin besteht die Nachfolge Christi. Das ist nicht immer leicht, da unser natürliches Sinnen und Trachten oft in eine andere Richtung geht. Aber Gott fordert nicht nur, er hilft uns auch, dass wir seine Forderungen erfüllen können, wenn wir ihn ehrlich suchen. Die Bejahung Gottes und seines heiligen Willens, damit müssen wir immer wieder beginnen in unserem Beten und Handeln.

Das ist nicht ein Rat oder eine Möglichkeit oder ein Vorschlag, das ist vielmehr der definitive Weg des Heiles für uns alle, für einen jeden von uns. Amen.

23. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WENN DEIN BRUDER GESÜNDIGT HAT, GEH UND SPRICH MIT IHM“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht eine sehr unangenehme Forderung an, die Forderung, dass wir nicht nur für uns die Sünde meiden, sondern dass wir uns darüber hinaus nach Kräften bemühen, dass auch andere nicht sündigen und dass sie umkehren, wenn sie gesündigt haben, dass wir also die Sünde verhindern, wo wir sie geschehen sehen, soweit es an uns liegt, und dass wir die Sünder zurechtweisen, wie es wiederholt in der Heiligen Schrift heißt (2 Thess 3, 15; 1 Tim 5, 20; 2 Tim 2, 25; Tit 2, 15). In unserem Evangelium heißt es: Sprich mit dem Sünder, und sag ihm, was er falsch macht. Der Grund für diese Forderung ist das Liebesgebot, jenes Gebot, das allen anderen Geboten zugrunde liegt, wie es die (zweite) Lesung sagt. Es ist nämlich nicht so, dass die Liebe uns zunächst und in erster Linie auf die leibliche Not der Mitmenschen verpflichtet, zunächst und in erster Linie verpflichtet sie uns auf ihre geistige Not und auf ihr ewiges Heil.

Dass wir uns recht auf die Ewigkeit vorbereiten, das ist wichtiger als dass es uns gut geht in unserem irdischen Leben. Das ewige Heil hat einen unendlich höheren Stellenwert als das irdische Wohlergehen. Das bedeutet jedoch nicht, dass wir den leiblichen Nöten der Menschen gegenüber gleichgültig bleiben dürfen. Beides gehört zusammen. Das eine müssen wir

tun, das andere aber dürfen wir nicht lassen, wenngleich das Jenseitige und das Ewige den Vorrang haben vor dem Diesseitigen und dem Zeitlichen.

Es gibt die leiblichen Werke der Barmherzigkeit und die geistigen. So haben wir es früher einmal im Katechismus gelernt, vielleicht auch nicht. Die geistigen Werke der Barmherzigkeit sind schwieriger und anspruchsvoller, sie fordern uns mehr, und sie fordern mehr von uns, vor allem bereiten sie uns oft Unannehmlichkeiten, Ablehnung und gar Feindseligkeit.

Sieben geistige Werke der Barmherzigkeit zählen wir. Sie beginnen mit der Forderung, um die es heute geht, in diesem Evangelium. Die weiteren Werke, die sich daran anschließen, sind dann folgende: Die Unwissenden belehren, den Zweifelnden recht raten, die Betrübten trösten, die Lästigen geduldig ertragen, den Beleidigern verzeihen und für die Lebenden und Verstorbenen beten.

Die geistigen Werke der Barmherzigkeit zu üben, das ist schwerer als die leiblichen Werke der Barmherzigkeit zu üben. Die leiblichen Werke der Barmherzigkeit zu üben, das bedeutet die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden, die Fremden beherbergen, die Gefangenen erlösen, die Kranken besuchen und die Toten begraben.

Mehr als die übrigen sechs geistigen Werke der Barmherzigkeit von uns verlangen, verlangt das Erste dieser Werke von uns, die Zurechtweisung der Sünder. So ist es verständlich, wenn auch solche, die gewissenhaft leben und sich sonst ehrlich bemühen um die Erfüllung des Willens Gottes, sich im Hinblick auf die Zurechtweisung der Sünder sehr zurückhalten, wenn auch sie sich allzu leicht und allzu gern davon für dispensiert halten.

Wenn es um die Beleidigung Gottes geht, verschanzen wir uns gern hinter

der Ausrede des Kain: Bin ich denn der Hüter meines Bruders? Wir werden jedoch mitschuldig an der Sünde der anderen, wenn wir tatenlos zuschauen oder einfach wegsehen.

Die Pflicht der Zurechtweisung besteht vornehmlich gegenüber denen, die uns nahe stehen, das gilt für die Eltern gegenüber ihren Kindern, das gilt aber auch gegenüber den Geschwistern und gegenüber Freunden oder Bekannten und gegenüber Arbeitskollegen, unter Umständen aber auch gegenüber noch ferner Stehenden. Gott erwartet von uns, dass wir den Mut haben, unsere Mitmenschen anzusprechen, wenn sie sündigen und wenn sie es versäumen, das Gute zu tun. Das erwartet Gott von uns allerdings nur dann, wenn in etwa die Aussicht besteht, dass wir Gehör finden bei unserer Ansprache. Immer erwartet er von uns indessen, dass wir dort, wo die Sünde geschieht, unsere Missbilligung zum Ausdruck bringen und unsere Ablehnung nicht verhehlen, auch da, wo wir nicht direkt einschreiten oder einschreiten können. Das Mindeste, das wir hier tun können, ist, dass wir uns klar und eindeutig von der Sünde, wo immer sie uns begegnet, distanzieren.

Die Pflicht der Zurechtweisung gehört bei vielen von uns nicht in die Gewissenserforschung und in den Beichtspiegel. Viele versäumen es, darüber nachzudenken. Vielfach dispensieren sich bereits die Eltern davon, ihre Kinder auf die Beleidigungen hinzuweisen, die diese Gott zufügen, wenn sie sich dem Ungeist dieser Welt verschreiben und wenn sie ein Leben ohne Gott führen. Viel Überwindung kostet es auch, die Priester an ihre Verfehlungen zu erinnern.

Es geht in dem Ersten der geistigen Werke der Barmherzigkeit um eine grundlegende Einstellung, um den Eifer für Gott und um die Sorge für die Ewigkeit der Menschen, um die Sorge für die eigene Ewigkeit und für die der Mitmenschen. Wenn dieser Eifer und diese Sorge uns bestimmen, dann

werden wir auch bereit sein, gegebenenfalls Unannehmlichkeiten in Kauf zu nehmen, Verachtung oder Beschimpfung, Ablehnung und Feindseligkeit, und uns darüber nicht einmal wundern, gehört doch das Leiden um des Glaubens willen zum Christsein des Christen dazu, ist doch gemäß der Voraussage Jesu der Jünger nicht über dem Meister (Mt 10, 24; Lk 6, 40). Dann werden wir Gott gar danken für die Unannehmlichkeiten, für die Verachtung und für die Beschimpfung, für die Ablehnung und die Feindseligkeit, die wir uns einhandeln, wenn wir uns einsetzen für die Wahrheit und für das Gute.

Manche sagen, es sei allzu schwer, die Sünder zurechtzuweisen, ein solches Unternehmen werde immer als Einmischung in fremde Angelegenheiten verstanden und mit Entrüstung zurückgewiesen. Das ist nicht zu bestreiten. Oft ist es so. Nicht selten sind wir daran jedoch nicht ganz unschuldig. Und zwar deshalb, weil wir etwa den Sünder stolz und überheblich zurechtweisen, weil wir es ohne Liebe tun, weil wir hart sind dabei und verständnislos, vor allem aber, weil wir es versäumen, zuvor mit Gott darüber zu sprechen.

Rechtmäßig dispensiert sind wir von der Zurechtweisung des Sünders, wenn wir voraussehen, dass wir kein Gehör finden werden. Dann gilt aber das Wort des Evangeliums: Er sei dir wie ein Heide oder wie ein Zöllner (Mt 18, 17). Das heißt: Dann müssen wir uns trennen von ihm, es sei denn, es sind die Bande des Blutes, die eine solche Trennung verbieten, oder es gibt andere Gründe, die eine solche Trennung unmöglich machen.

Die Zurechtweisung des Sünders im Sinne des Evangeliums müssen wir uns gut überlegen. Vor allem ist es angemessen, dass wir dabei die Waffe des Gebetes einsetzen, dass wir in schwierigen Fällen gewissermaßen mit Gott ringen. Auch die unangenehmen Forderungen des Christentums ver-

pflichten uns. Wir dürfen sie nicht ausklammern. Wir sind nicht nur für uns selber verantwortlich, auch für die anderen sind wir es.

Das Liebesgebot umschließt auch die geistigen Werke der Barmherzigkeit, an erster Stelle das Gebot, die Sünder zurechtzuweisen, in der Tat ein anspruchsvolles Gebot, ein schwieriges Unterfangen. Entschuldigt sind wir davon nur dann, wenn es wirklich aussichtslos ist, dass wir dabei ankommen. Dann müssen wir aber in jedem Fall unsere Missbilligung zum Ausdruck bringen und uns distanzieren, zumindest von der Sünde. In der Regel wird es indessen auch geraten sein, sich von den Personen zu distanzieren. Dann bleibt uns jedoch immer noch die Möglichkeit, das Siebente der geistigen Werke der Barmherzigkeit zu üben, das Gebet. Um dieses Werk sollten wir uns allerdings immer, in allen Fällen, bemühen, weil das Gebet immer der rettende Anker ist für uns. Amen.

24. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„BEZAHLE DEINE SCHULD“

Das Evangelium des heutigen Sonntags handelt von Gottes Güte und von seiner Vergebungsbereitschaft und von unserer Verpflichtung, ihn darin nachzuahmen. Es erklärt uns, dass Gottes Vergebungsbereitschaft uns zum Gericht wird, wenn wir nicht bemüht sind, ihn darin nachzuahmen und Boten seiner Güte zu sein. Das Evangelium ist gleichsam ein eindrucksvoller Kommentar zur fünften Vaterunserbitte: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und es erläutert die Dritte der acht Seligpreisungen: Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Das heißt: Unselig sind die Unbarmherzigen, denn sie werden bei Gott keine Barmherzigkeit finden. In der Verwirrung der Begriffe heute

muss man hier freilich daran erinnern, dass Barmherzigkeit stets die Umkehr zur Voraussetzung hat. Ohne Umkehr und wirksame Reue gibt es keine Barmherzigkeit bei Gott.

Wenn man unsere Welt und unsere Zeit mit wacher Aufmerksamkeit betrachtet, kann man eine merkwürdige Feststellung machen. Der technische Fortschritt führt die Menschen, die einzelnen Menschen, die gesellschaftlichen Gruppen und die Völker, immer mehr zusammen, räumlich. Große Entfernungen spielen keine Rolle mehr. Die Erde, unser Planet, wird sozusagen immer kleiner. Um tausend Kilometer zu überwinden, brauchen wir gegebenenfalls nicht einmal eine einzige Stunde. Bei der Übermittlung der Nachrichten geht es noch schneller als bei der Überwindung der Entfernungen: Durch Wort und Bild können wir in einem Augenblick, im Bruchteil einer Sekunde, mit jedem Punkt der Erde verbunden werden. Diese Predigt, die heute morgen hier in der Martinskirche in Freiburg gehalten wird, ist zur gleichen Stunde überall präsent auf unserer klein gewordenen Erde, überall, auf der ganzen Erde, kann sie mitgelesen werden, wenn man nur einen Zugang zum Internet hat.

Wovon die Menschen früher geträumt haben, heute ist es eine Alltäglichkeit. Die Technik hat die eine Welt geschaffen. Durch sie ist die Menschheit zu einer einzigen großen Schicksalsgemeinschaft geworden. Das hat zur Folge, dass das Gute, aber auch das Böse auf schnellstem Wege weltweite Ausmaße annehmen kann. Gerade Letzteres geschieht heute jedoch in verhängnisvoller Weise, weil wir dem Bösen allzu wenig widerstehen, es oftmals nicht einmal mehr als solches erkennen oder erkennen wollen.

Nicht weniger verhängnisvoll ist es, dass die äußere Einheit der Menschen und der Völker, die uns der technische Fortschritt gebracht hat, die Menschen und die Völker nicht zusammengeführt hat. Die Soziologen drücken

das so aus: Der wachsenden äußeren Integration unserer Welt ist nicht die innere gefolgt. Im Gegenteil: Die wachsende äußere Integration geht zusammen mit einer wachsenden inneren Desintegration. Auch hier sind wir dabei, den Segen der Technik in einen Fluch zu verkehren, wie es schon so oft der Fall gewesen ist.

Hass und Feindschaft wachsen heute unter den Völkern, unter den gesellschaftlichen Gruppen und in ihnen sowie unter den einzelnen Menschen teilweise ins Unermessliche. Erinnert sei hier nur an die Desintegration in den Familien, die Familien fallen auseinander, und an den Kampf der gesellschaftlichen Gruppen gegeneinander, am Arbeitsplatz oder in den Parteien. Der Egoismus weitet seine Herrschaft immer mehr aus, in der Gestalt einer skrupellosen Ichbezogenheit oder in der Gestalt des Gruppenegoismus. Im Gefolge davon breitet sich in wachsendem Maß eine totalitäre Gesinnung aus, die uns nur mit Angst erfüllen kann.

Die Friedlosigkeit im Kleinen ist ein Abbild der Friedlosigkeit im Großen. Das gilt nicht weniger für die Kirche und für das Leben in unseren Pfarrgemeinden, wo es doch gerade ganz anders zugehen sollte. Unehrlich, wie man ist, wenn man sich von Gott entfernt, nennt man das Dialog, während sich hinter ihm Schlachtfelder verbergen, der Kampf um Macht und Einfluss und die Freude an der Zerstörung.

Das muss man sehen: Die Menschen streben heute auseinander. Sie reden zwar viel von Gemeinschaft und Solidarität und Liebe, aber die Wirklichkeit ist ganz anders. Das, was am Anfang des Christentums besonders eindrucksvoll gewesen ist für die Außenstehenden, die innere Gemeinschaft der Christus-Jünger, das ist heute ins Gegenteil verkehrt.

Schadenfroh wird die äußere und innere Zerrissenheit der Kirche immer

wieder von ihren Gegnern an das Licht der Öffentlichkeit gezerrt und weitergeschürt. Die Kirche hat sich dank ihrer erschreckenden Inkonsequenz und Halbheit und dank ihrer ärgerniserregenden fehlenden Folgerichtigkeit noch nie so diskreditiert vor einer ungläubigen Welt, wie das heute der Fall ist. Die Uneinigkeit bezieht sich bei uns heute nicht weniger auf die Lehre als auf das Leben, ja, sie bezieht sich auf die Anschauungen wie auf das Miteinander. Eine Gemeinschaft des Denkens und der Herzen wird dabei immer mehr zu einem unerreichbaren Traum.

Während die Menschen in der Welt und damit auch in der Kirche äußerlich immer mehr zusammenrücken, rücken sie innerlich immer weiter auseinander. Das aber widerspricht nicht nur dem christlichen Auftrag, das ist auch äußerst folgenreich. Denn immer wieder nehmen die Auseinandersetzungen auch blutige Formen an. In jedem Fall aber haben sie für viele von uns unendlich viel seelisches Leid zur Folge.

Papst Johannes Paul II. hat über Jahrzehnte hin vor allem auf seinen Reisen immer wieder den Finger auf diesen wunden Punkt gelegt und eine Zivilisation der Liebe als Heilmittel für die leiblichen und seelischen Nöte der Menschen und für die Nöte der Welt und der Völker in der heutigen Zeit gefordert. Papst Benedikt tut das Gleiche mit anderen Worten, aber nicht weniger intensiv.

Zivilisation der Liebe, das ist ein anderes Wort für Vergeben, Verzeihen. Die Frage, die Petrus in unserem Evangelium an Christus richtet, ist eine Frage, die uns allen auf der Zunge liegt, wenn wir mit Menschen zusammen leben müssen, die quer zu unseren Erwartungen liegen, die uns auf die Nerven gehen, die selbstsüchtig ihren Vorteil suchen und von denen wir uns immer wieder gedemütigt oder auch übergangen fühlen.

Die Antwort auf diese Frage gibt das Gleichnis unseres Evangeliums. Da wird einem Mann eine Schuld von etwa 50 Millionen Euro erlassen, und zwar in einem Augenblick. Sein Dank dafür ist der, dass er seinen Schuldner wegen 100 Denaren, also wegen einer lächerlichen Summe, würgt. Wer sollte sich darüber nicht empören? Es ist aber zu wenig, wenn wir uns darüber empören, ohne zu bedenken, dass wir selber der sind, dem 50 Millionen erlassen worden sind, wir alle, ein jeder von uns.

Das aber verpflichtet uns unsäglich. Gottes unsagbare Güte lässt sich mit Worten nicht beschreiben, aber sie verpflichtet uns, dass wir uns bemühen, es ihm ein wenig gleichzutun. Wenn wir das nicht sehen, dann wird die Güte Gottes uns zum Gericht.

Der undankbare Schuldner muss im Gleichnis am Ende 50 Millionen zurückerstatten. Eine Unmöglichkeit. Das kann er nie. Die verlangte Rückerstattung ist ein Bild für das ewige Verderben.

Gott entzieht uns seine Güte, wenn wir Hass und Feindschaft säen oder hegen oder gar beides tun. Das aber bedeutet für uns die ewige Nacht.

Die innere Zerrissenheit der Menschen und der Völker, also der Welt insgesamt, sowie die innere Uneinigkeit innerhalb der Kirche, das sind Alarmzeichen dafür, dass wir nicht Christus gefolgt sind, dass wir nicht bereit sind, ihm zu folgen, dass unser Denken in den kleinlichen Bahnen des Egoismus erfolgt. Das sind Alarmzeichen dafür, dass unser Glaube extrem schwach geworden ist. Wenn wir unsere Schuld vor Gott bedenken und Gottes Güte und Verzeihungsbereitschaft, so müssen wir nachdenklich werden und großzügig und dankbar. Dann wird selbstlose Liebe unsere Rachegedanken und unsere Unversöhnlichkeit ersticken, wenn sie uns auch noch so plausibel vorkommen. Die Zivilisation der Liebe beginnt im Klei-

nen, sie wird gespeist aus der Verbindung mit Christus und seiner Kirche und aus dem Gebet. Ihr Fundament ist also der ganze Glaube der Kirche, ein Glaube ohne Abstriche. Die Zivilisation der Liebe sichert uns die ewige Gemeinschaft mit Gott und zugleich wendet sie viele Gefahren von uns ab, viele Nöte und viel Leid. Amen.

25. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„IST DEIN AUGE BÖSE, WEIL ICH GUT BIN?“

Das Evangelium des heutigen Sonntags erteilt uns eine Lektion über den Neid, eine verbreitete Untugend, auch unter Christen. Wir beneiden unsere Mitmenschen wegen der günstigeren Verhältnisse, in denen sie leben, und wegen der natürlichen Vorzüge, die sie haben, manchmal aber auch, seltener auf jeden Fall, wegen der übernatürlichen Gaben, die sie etwa in reicherem Maße empfangen haben. Der Neid ist jedoch verwerflich, weil er eine Auflehnung gegen Gott ist, von dem alle guten Gaben kommen (Jak 1, 17), der seine Gaben aber nach seinen Plänen verteilt, vor dem wir niemals Ansprüche anzumelden haben und der aus tieferer Einsicht die Geschicke der Menschen lenkt. Verwerflich ist er aber auch, der Neid, weil wir uns selber Schaden zufügen, unserem seelischen Gleichgewicht und damit unserer seelischen und unserer leiblichen Gesundheit, wenn wir neidisch sind.

Die Heilige Schrift warnt uns häufiger vor der Untugend des Neides, nicht nur im Evangelium des heutigen Sonntags. Sie spricht dabei auch von Missgunst und Eifersucht. Und sie erklärt, dass daraus viel Bosheit hervorgeht: Hass und Streit, Verleumdung und Misstrauen, Falschheit und Heuchelei. Der Neid ist somit eine Quelle vieler Sünden, er ist eine Wurzelsünde, aus der viele Sünden hervorgehen.

Der Neid wirkt wie ein gefährliches Gift, das unser Denken und Wollen verdirbt und auf die Schädigung und Vernichtung der wirklich oder angeblich Begünstigten sinnt.

Nach dem Alten Testament ist er der Grund für den ersten Brudermord und das Fundament des Todes. Denn im Buch Genesis (Gen 4,8-16) lesen wir, dass Kain seinen Bruder tötete, weil Gott diesem mehr Wohlwollen geschenkt hatte als ihm. Und im Buch der Weisheit heißt es, dass durch den Neid des Teufels der Tod in die Welt gekommen ist (Weish 2, 24), jener Tod, der uns nach Gottes Willen auf Grund der Urstandsgnade in dieser Form hätte erspart werden sollen.

Der Neid macht unzufrieden und führt zu immer neuen Feindseligkeiten. Unendlich viel Leid geht aus ihm hervor. Das bringt das alte Sprichwort zum Ausdruck: „Wer neidet, der leidet“.

Immer ist der Neid eine Frucht der Abwendung von Gott. Darum ist er heute zu einer bedeutenden destruktiven Macht geworden, zu einer Macht, die viele Gemeinschaften zugrunde richtet, gewachsene Gemeinschaften wie auch solche, die von Menschen geschaffen worden sind.

Eine bedeutende Macht ist der Neid stets dort, wo die Gottesfurcht zerrinnt und die Verantwortung des Menschen vor Gott schwindet. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich heute die Untugend des Neides lawinenhaft ausbreitet.

Der römische Historiker, Schriftsteller und Senator Tacitus († um 120 n. Chr.) findet viele lobende Worte über das zu seiner Zeit unverbrauchte und sittenstrenge Volk der Germanen und stellt dabei fest: „Sie sind nicht zu besiegen, außer wenn der Neid sie uneins macht“. „Wo der Neid sie uneins

macht, da sind sie zu besiegen“. Das müssen wir heute nicht nur von der säkularen Welt sagen, das gilt heute auch für die Kirche. Der Neid hat sie schwach gemacht. Das ist nicht so ohne weiteres erkennbar, aber, wenn wir genauer hinschauen, begegnet sie uns allzu häufig, die Untugend des Neides. Der Neid hat auch die Kirche schwach gemacht, denn auch in ihr zerrinnt die Gottesfurcht und schwindet die Verantwortung des Menschen vor Gott. Darin sind wir alle einbezogen.

Wenn schon allgemein gesagt werden kann: Jeder Böse schadet zuallererst sich selbst, so gilt das ganz besonders von dem neidischen Menschen. Er tritt in Gegensatz zu seinen Mitmenschen, die er ja als seine Rivalen betrachtet. Er wird unruhig und einsam. Sein Blick wird finster. Es verlässt ihn die Freude. Er raubt sich den inneren und äußeren Frieden.

Mit Recht sagt die alte Volksweisheit: „Der Neid ist sein eigener Henker!“ Das heißt: Der Neidische richtet sich selber zugrunde, zuerst seelisch, dann aber auch körperlich. In Abwandlung dieser Volksweisheit sagt ein Schriftsteller: „Wie der Rost das Erz, zerfrisst der Neid das Herz“.

Weil wir nicht nur Gott beleidigen, wenn wir neidisch sind, sondern auch uns selber schaden, deshalb ist der Neid nicht nur eine Sünde, deshalb ist er auch eine große Dummheit. Wir leben gesünder und glücklicher, wenn wir uns bescheiden, wenn wir zufrieden sind mit dem, was wir haben, wenn wir nicht auf das schauen, was uns noch fehlt, sondern auf das, was uns zugefallen ist und was wir uns erarbeitet haben.

Wer neidisch ist, der vergleicht sich mit den anderen: Er beneidet sie wegen ihres Besitzes, wegen ihrer Gesundheit, wegen ihrer Tüchtigkeit, wegen ihres Ansehens, wegen ihrer Macht, wegen ihrer Möglichkeiten, das Leben zu genießen, wegen ihres Glücks, zuweilen auch gar wegen der grö-

ßeren Gnaden, die sie von Gott erhalten haben. Aber das, was von außen betrachtet wie Glück aussieht, ist es oft gar nicht, denn es ist nicht alles Gold, was glänzt. Und wir sehen nicht, wie viel Not sich oft hinter einer glücklichen Fassade verbirgt oder mit wie viel Tränen der, den wir beneiden, sein Glück erkauft hat. Das heißt: Unser Neid richtet sich nicht selten auf vermeintliche Vorzüge und Vorteile unserer Mitmenschen. Das ist ein weiterer Aspekt der Dummheit dieser Untugend.

Gewiss gibt es so etwas wie eine Veranlagung zum Neid, zur Missgunst, es gibt Menschen, die bringen eine schwarze Galle von Geburt an mit in diese Welt, sie neigen dazu, das Negative zu sehen, aber die Veranlagung entschuldigt uns nicht. Immer müssen wir uns bemühen, unsere schlechten Anlagen zu verbessern. Wir müssen an uns arbeiten. Früher sprach man von der Selbsterziehung. Das ist ein Begriff, der heute keinen guten Klang mehr hat, aber nach wie vor das entscheidende Element einer christlichen Lebensführung ist. Wir müssen uns selbst erziehen, ein Leben lang, wir müssen ein Leben lang gegen das Böse in uns kämpfen. Der Ausruf „ich bin nun einmal so“ ist schon dem natürlichen Menschen nicht angemessen, für einen Christen ist er völlig verfehlt.

Das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass niemand von uns Ansprüche anmelden kann bei Gott, dass wir nicht rechten können mit Gott über das, was gerecht ist, dass wir vor ihm stets dankbar sein müssen für alles, was er uns gab und gibt.

Gott ist gerecht. Das stimmt. Aber er hat uns nicht versprochen, dass er auf Erden die Gerechtigkeit herbeiführen wird, und wir können Gott niemals vorschreiben, wie die Gerechtigkeit aussehen muss, schon deswegen nicht, weil es uns an der nötigen Einsicht fehlt, weil wir nicht in die Herzen der Menschen hineinsehen können.

Der Neid ist ein grundlegendes Laster. Er gehört zu den sieben Hauptsünden, die man auch als Wurzelsünden bezeichnen kann. Wir schaden uns selbst, wenn wir neidisch sind, wir zerstören unser Leben, wenn wir missgünstig sind. Vor allem aber werden wir dann schuldig vor Gott, weil wir im Neid seine grundlegende Souveränität in Frage stellen.

Wir müssen Gott danken für alles. Stets sind wir Beschenkte. Niemals haben wir ihm gegenüber Ansprüche vorzubringen. Ja, selbst im Leid müssen wir uns als Beschenkte verstehen. Dabei ist das Leid ohne Zweifel die Feuerprobe unserer Fügsamkeit gegenüber Gott, unserer Hingabe an ihn, zumal wenn wir es nicht selber verschuldet haben.

Und endlich gilt: Auch wenn unser elementares Gefühl für Gerechtigkeit verletzt wird, so ist das kein Grund dafür, dass wir Gefühle des Neides hegen. An die Stelle des Neides muss das Vertrauen treten, dass Gott die Gerechtigkeit herbeiführen wird, wenn nicht in dieser Welt, dann in der jenseitigen.

Wo der Neid keine Möglichkeit hat, sich einzunisten, da kann die Heiterkeit des Herzens, die „hilaritas animi", so nannte man diese Tugend im Mittelalter, eine subtile Gestalt der Freude, einen Ort finden und heimisch werden. Wir leben authentischer als Christen, und unser Leben wird heller, wenn die „Heiterkeit des Herzens“ immer mehr die Grundmelodie unseres Lebens wird. Amen.

26. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SEID SO GESINNT WIE CHRISTUS“

Im Gleichnis unseres Evangeliums geht es nicht um die, die „ja“ sagen, aber „nein“ meinen mit ihrem Ja, vielmehr geht es in ihm darum, dass wir fruchtbar sind im Guten, dass wir unser Leben aus der Verantwortung vor Gott heraus gestalten. Den Grundgedanken des Gleichnisses und des ganzen Evangeliums könnte man so formulieren: Nicht auf das Reden kommt es an in unserem Leben, sondern auf das Tun. Darum heißt es in der (ersten) Lesung: „Wenn der Gerechte sein rechtschaffenes Leben aufgibt und Unrecht tut, muss er dafür sterben. Wegen des Unrechts, das er getan hat, wird er sterben“ (Ez 18, 26). Mit dem Tod ist hier die ewige Verlorenheit gemeint, und mit dem Unrecht die Abwendung von Gott, die durch die schwere Sünde erfolgt, in der wir das göttliche Leben in uns preisgeben. Der dunkle Hintergrund unserer Rechtfertigung ist für Christus und sein Evangelium immer das Gericht, die ewige Verlorenheit, eine Wahrheit, eine Wirklichkeit, die heute oftmals ausgespart wird in der Verkündigung.

Unter diesem Aspekt und in Kenntnis unserer Schwäche, die aus der Ursünde resultiert, erklärt der hl. Paulus im 1. Korintherbrief: „Wer also zu stehen meint, der gebe acht, dass er nicht fällt“ (10, 12). Niemand ist sicher, und niemand kann auf seine Gerechtigkeit pochen. Selbst der Gerechte muss sterben, wenn er Unrecht getan hat und im Unrecht verharrt.

Auf das christliche Handeln kommt es an in unserem Leben, nicht auf das Reden, deshalb können wir ein trotziges anfängliches Nein wieder gut machen, wenn wir umkehren.

Da ist im Evangelium die Rede von den Zöllnern und Dirnen. Sie stehen für jene, die ein unsittliches und unreligiöses Leben führen. Sie sagen zuerst „nein“, dann aber sagen sie „ja“. Sie machen es anders als die Pharisäer und die Hohenpriester, sie sagen „ja“, handeln aber nicht entsprechend. Dabei sind sie überzeugt davon, dass sie es recht machen, täuschen sich

jedoch in den Augen Jesu gewaltig. Darum werden ihnen die Zöllner und Dirnen vorgezogen von Gott, jene, die zunächst „nein“ sagen zum Willen Gottes, dann aber umkehren und das Nein nicht verwirklichen.

Die einen sagen, sie begeben sich auf den „Weg der Gerechtigkeit“, tun es aber faktisch nicht - in den Augen der Welt sind sie die Gerechten -, die anderen tun es nach einem Leben in der Gottesferne und in der Sünde - in den Augen der Welt sind sie die Ungerechten, die Gottlosen.

Die Gerechten verfehlen das Heil, die Ungerechten und Gottlosen aber erlangen es. Das ist paradox. Aber nur scheinbar. Es handelt sich hier in der Rede Jesu um eine Zuspitzung, die provozieren will. Entscheidend ist die Umkehr, die wirksame Umkehr, für die einen wie für die anderen. Der Umkehr aber müssen Taten der Umkehr folgen. Mit der Zuspitzung will das Gleichnis darauf hinweisen, dass die anderen eher zur Umkehr bereit sind als die einen. Und zwar deswegen, weil die einen selbstgerecht und stolz sind, die anderen aber demütig.

Auf unseren Lebenswandel kommt es an, darauf, wie wir unser Leben gestalten. Immer hat das Heil die wirksame Umkehr zur Voraussetzung. Es gibt kein Heil für uns ohne die Metanoia, so lautet der biblische Terminus, wie es keine Barmherzigkeit gibt ohne ein neues Denken und Handeln, keine Vergebung ohne die Reue und den guten Vorsatz. Die entscheidende Voraussetzung für die Umkehr aber ist die Demut.

Nicht auf das Reden kommt es an, sondern auf den Wandel gemäß den Geboten Gottes, in der Gesinnung Christi, wie es der Philipperbrief einmal ausdrückt (Phil 2, 5).

Aus dem Denken folgt das Handeln. Die Ernsthaftigkeit unseres Glaubens

zeigt sich im Leben nach dem Wort Gottes, erklärte der Heilige Vater vorgestern in einer seiner Ansprachen bei seinem Besuch in Erfurt.

In gewisser Weise setzt das rechte Denken und Handeln das Gebet voraus, so sehr das Gebet auch wiederum die Konsequenz des rechten Denkens und Handelns ist, der Umgang mit Gott, dem Vater, und mit Christus, dem Sohn des ewigen Gottes, der einst Menschengestalt angenommen und uns erlöst hat, sowie der Umgang mit den Heiligen, vor allem mit der Mutter Jesu. Die Heiligen sind lebendige Personen, wie auch die Engel. Gottes Güte ermöglicht uns den Kontakt mit ihnen. Für unsere Zeit ist die Verehrung des heiligen Joseph von besonderer Wichtigkeit. Er ist der Schutzherr der Kirche, die sich heute in mannigfachen Bedrängnissen und Gefahren befindet. Im Gebet und durch das Gebet lernen wir, auf Gott zu vertrauen: Gott ist mit uns, wenn wir mit ihm sind. Er verlässt uns nicht, wenn wir ihn nicht verlassen. Wir betrügen uns freilich selber, und unser Gottvertrauen wird zur Vermessenheit, wenn es nicht einhergeht mit der treuen Erfüllung der Gebote Gottes und mit dem ernsthaften Bemühen um die Gesinnung Christi.

Wenn wir uns um die Gesinnung Christi bemühen, werden wir auch bereitwillig Bedrängnisse um des Wortes Gottes willen auf uns nehmen: Wir leben in einer Zeit, in der die Anfechtung des Jüngers Jesu von außen und von innen immer größer wird.

Auch wir sagen oftmals „ja“, meinen jedoch „nein“, und reden uns ebenso oft ein, wir seien gerecht vor Gott. In unserem Leben als Christen kommt es entscheidend auf die Fruchtbarkeit im Guten an. Da zählen nicht die Worte, sondern die Taten. Deshalb erlangen nicht die Wichtigtuer das Himmelreich, jene die sich selber feiern, die Selbstgerechten, sondern die Sünder, vorausgesetzt freilich, dass sie sich bekehren. Darauf kommt es an,

auf die Umkehr. Sie aber hat die Demut zur Voraussetzung. Wirksam wird die Bekehrung in der Erfüllung der Gebote Gottes, im Gebet, in dem daraus hervorgehenden Gottvertrauen und in der Bereitschaft, Bedrängnisse zu ertragen um des Glaubens willen. Das rechte Denken muss fruchtbar werden im rechten Handeln. Amen.

27. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„BETET IN DER DANKSAGUNG“

In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags ist die Rede von der Dankbarkeit. Das Danken geht uns heute leicht von den Lippen. Wo immer Reden gehalten werden, da steht das Danken hoch im Kurs. Das gilt für kirchliche Feiern nicht weniger als für weltliche. In wenigen Minuten wird dabei das Wort „danken“ oft zigmal verwendet.

Wer jedoch kritisch unsere Zeit betrachtet, bekommt dabei Zahnschmerzen. Denn das Meiste ist dabei geheuchelt, bewusst oder unbewusst. Nichts geht uns nämlich so sehr ab wie die Dankbarkeit. Hier bewahrheitet sich wieder einmal die alte Volksweisheit, dass man besonders gern und häufig von jenen Eigenschaften spricht, besonders auch von jenen Tugenden, die man nicht oder am wenigsten hat. Das tut man, um seine Fehler vor sich selbst und vor den anderen zu verbergen. Die Inflation des Dankens gründet letzten Endes in unserer inneren Leere und - in unserer (man kann schon beinahe sagen) konstitutiven Unehrlichkeit.

Das Thema des Dankens gibt uns neben der (zweiten) Lesung der Erntedanktag auf, den wir heute begehen. Faktisch ist das vielfach nicht mehr als eine Pflichtübung. Das ist jedoch nicht der Sinn der Sache.

Ernsthaft kann der Erntedank nur dann sein, wenn wir in der Grundhaltung der Dankbarkeit leben, wenn wir uns wenigstens darum bemühen. Wir sprechen von der Tugend der Dankbarkeit. Eine Tugend kann man lernen - durch Übung. Was immer man lernen kann, man lernt es durch die Übung. Wir sprechen von der Einübung.

Was heißt denn überhaupt „danken“? Wenn ich mich bei jemandem bedanke und es ehrlich meine, so sage ich ihm: Ich bin dir etwas schuldig! Du hast mich beschenkt, du hast mir etwas gegeben, worauf ich keinen Anspruch habe, du hast mir mehr gegeben, als ich verdient habe. Das will ich wieder gut machen, nicht materiell, das vielleicht auch, wenn es möglich ist oder auch gelegentlich. Der Dankbare macht das wieder gut, was er schuldig geworden ist, in erster Linie aber ideell, durch Wertschätzung und Liebe und durch Nachahmung. Durch Nachahmung, das heißt: Ich behandle dich und andere in Zukunft so, wie du mich behandelt hast. Wie du mich beschenkt hast, so werde ich andere beschenken.

Wertschätzung, Liebe und Nachahmung, das ist gemeint mit dem Danken und mit der Dankbarkeit, ob wir nun unseren Mitmenschen oder Gott unseren Dank aussprechen.

Es leuchtet ein: Eine solche Haltung setzt Ehrlichkeit voraus, Gerechtigkeit und Demut. Wenn wir die Dankbarkeit lernen wollen, müssen wir uns zuvor um die Ehrlichkeit, um die Gerechtigkeit und um die Demut bemühen.

Vielen Menschen fehlt es aber bereits an diesen Tugenden. Deshalb heucheln sie Dankbarkeit, wenn es zum guten Ton gehört oder wenn sie Nutzen daraus ziehen können.

Es ist viel vom Danken die Rede, aber sehr oft ist es nicht so gemeint, wie

es gesagt wird. Denn nicht wenige sind zutiefst davon überzeugt, sie denken es, zuweilen sagen sie es auch, dass sie keinen Grund haben zu danken, dass sie alles, was sie haben, einzig und allein sich selber zuschreiben, ihrer Tüchtigkeit, ihrer Arbeit, ihrem Fleiß.

Es fehlt ihnen an der Ehrlichkeit, zunächst, dann aber auch an der Gerechtigkeit und an der Demut. Oder - sie denken einfach zu wenig nach. Auch das erklärt vieles.

Der unbefangene Blick auf die Wirklichkeit sagt es uns, dass wir fast alles unseren Mitmenschen zu verdanken haben, unseren Mitmenschen und vor allem Gott. Allzu oft gilt: Der eine sät, der andere erntet.

Wenn wir uns bemüht haben, so dürfen wir nicht vergessen, dass das Bemühen die Fähigkeit dazu voraussetzt, die wir wiederum anderen und letztlich Gott zu verdanken haben.

Und wenn es uns schlecht geht, wenn uns vieles fehlt und wenn wir meinen, wir hätten keinen Grund zum Danken, immer gibt es noch andere, die weniger haben. Schon unser Dasein ist nicht unser Verdienst, wir haben es uns nicht selbst gegeben, und wir haben es uns nicht verdient. Letztlich verdanken wir alle unsere Gaben Gott, die natürlichen wie auch die übernatürlichen. Wenn wir ganz in Gott verwurzelt sind, können wir ihm auch danken für das Leid und für die Tränen, denn dann wissen wir: Gott führt uns durch Leid zum Heil.

Die Dankbarkeit hat die Ehrlichkeit zur Voraussetzung, aber auch die Gerechtigkeit und die Demut.

Es ist ungerecht, wenn wir uns selber das zuschreiben, was wir den Mit-

menschen verdanken. Und es ist anmaßend, wenn wir uns dessen rühmen, was uns geschenkt worden ist, auch wenn wir das nur denken. Nicht zuletzt spornt die Dankbarkeit an zur Nachahmung dessen, dem man zur Dankbarkeit verpflichtet ist und dem man seine Dankbarkeit bekennt.

Die Dankbarkeit schafft Gemeinschaft. Viele leiden heute unter der Einsamkeit, wobei Einsamkeit nicht unbedingt Alleinsein bedeutet. Man kann auch unter Menschen einsam sein, einsamer, als wenn man wirklich allein ist. Diese Einsamkeit zeigt sich heute in den verschiedensten Bereichen, in den Ehen, die immer zerbrechlicher werden, im Auseinanderfallen der Familien, in der Rivalität des beruflichen Lebens, in der Zerrissenheit im politischen Leben, aber auch im Auseinanderdriften der Menschen und Gruppen in der Kirche, wo sich auch der zerrinnende Glaube nicht mehr als Klammer bewährt. Darüber einen Dialog zu führen, das wäre wichtiger und realistischer als das fortwährende Reden über die Zulassung zur heiligen Kommunion für die, die in einer ungültigen Ehe leben.

Das Heilmittel für die vielfältige Einsamkeit der Menschen unserer Tage, ja, für ihre Gemeinschaftsunfähigkeit, ist das Bemühen um die Tugend der Dankbarkeit. Wenn die Undankbarkeit die Menschen voneinander scheidet und die Dankbarkeit Gemeinschaft hervorbringt, so gilt das auch für unser Verhältnis zu Gott.

Wenn Gott uns so fern ist - viele klagen darüber und wir selbst empfinden die Gottesferne oft schmerzlich -, so ist der entscheidende Grund unsere Undankbarkeit.

Die Dankbarkeit, die wahre Dankbarkeit, verbindet die Menschen miteinander. Sie schafft Gemeinschaft, die ehrliche, nicht die geheuchelte Dankbarkeit, sie verbindet die Menschen miteinander, die Undankbarkeit aber

führt sie auseinander, wirft sie auf sich selbst zurück. Sie ist zerstörerisch, weil sie nicht wirklichkeitsgemäß ist. Die Dankbarkeit ist ein Ansporn zur Liebe und zur Wertschätzung. Amen

28. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ICH VERMAG ALLES IN DEM, DER MICH STÄRKT“

Der entscheidende Satz der heutigen Lesung lautet: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 13). Der Kontext dieses Satzes ist die finanzielle Unterstützung, die die Gläubigen von Philippi dem heiligen Paulus gewährt haben und weiterhin gewähren. Nur von ihnen hat er finanzielle Unterstützung angenommen, in den anderen Gemeinden und auf seinen Missionsreisen hat er sich den Lebensunterhalt mit seiner Hände Arbeit verdient.

Er weiß zu hungern und satt zu sein, so erklärt er den Philippern, er weiß, sich mit dem Mangel abzufinden, ohne sich entmutigen zu lassen, er weiß aber auch, mit dem Überfluss umzugehen, ohne anspruchsvoll zu werden. Er vermag Armut zu ertragen, aber auch der Reichtum verdreht ihm nicht das Herz. Dabei weiß er auch um die Versuchung des Sattseins. Auch diese hat er zu überwinden gelernt.

Mit anderen Worten: Er hält Distanz gegenüber den irdischen Dingen - sie sind vergänglich und tragen die Tendenz in sich, den Menschen zu knechten. Das Herz des Apostels gehört dem Ewigen, sein ganzes Sinnen und Trachten ist auf das Ewige gerichtet. Deshalb betrachtet er die Welt und das Leben mit großer Gelassenheit, auch seinen apostolischen Beruf, so sehr er sich einsetzt für ihn und sich ganz und gar mit ihm identifiziert.

Die Distanz gegenüber den irdischen Dingen und die Gelassenheit ist ein Thema, mit dem der Völkerapostel sich wiederholt beschäftigt. Mit Nachdruck tut er das im 1. Korintherbrief, wenn er da feststellt, weil die Zeit kurz ist, deshalb sollen die, die etwas besitzen, es so besitzen, als besäßen sie es nicht, deshalb sollen die, die weinen, so weinen als weinten sie nicht, deshalb sollen die, die sich freuen, sich so freuen als freuten sie sich nicht (1 Kor 7, 30).

Die christliche Tugend der Gelassenheit, die uns der heilige Paulus mit Worten und vor allem durch sein Beispiel anempfiehlt, meint nicht stoische Gleichgültigkeit oder Resignation, sie geht vielmehr hervor aus einem grenzenlosen Gottvertrauen. Weil Paulus auf Gott vertraut, darum bestimmt die Gelassenheit ihn in all seinem Tun und Lassen. Darum kann er sagen: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“.

„Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“, das ist ein stolzes und demütiges Wort zugleich. In ihm verbindet sich großes Selbstbewusstsein mit wahrer Demut. Der Völkerapostel weiß, dass er Außergewöhnliches geleistet, dass er in seinem apostolischen Eifer gleichsam Berge versetzt hat, aber er weiß auch, dass nicht er, sondern ein anderer das alles gewirkt hat, dass all sein Wirken eigentlich das Werk Gottes ist. Was er gewirkt hat, das hat Gott gewirkt - durch ihn.

Paulus prahlt nicht mit seinen Erfolgen, er weiß, dass er aus eigener Kraft nicht viel vermag, dass er andererseits aber Berge zu versetzen vermag, wenn er sein ganzes Vertrauen auf Gott und seine Gnade setzt.

Seine Gelassenheit und die Erfolge seines apostolischen Wirkens schreibt er nicht sich selber zu, sondern Gott. Er weiß: Die Quelle seiner Kraft ist Christus, Christus bedient sich der Schwachheit des Apostels, um den

Menschen und der Welt seine Macht zu offenbaren.

Was den Apostel trägt, das ist die Tatsache, dass sein Leben zutiefst in der Ewigkeit verankert ist.

Oft ist das Wort „ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ von ringenden und leidenden Menschen zitiert worden, von Menschen, die sich auf die Quelle ihrer Kraft besinnen wollten, zuweilen mehr als Wunsch denn als Aussage. Ungezählten hat es in äußerer und innerer Bedrängnis Trost und Hilfe gebracht.

Auch dem Heiligen Vater hat es bei dem schwierigen Unternehmen seines Deutschlandbesuchs viel Trost und Hilfe gebracht, vor allem hat es ihm die Kraft gegeben, das alles durchzustehen, was er durchzustehen hatte. War er doch von viel Feindseligkeit umgeben, deren Träger sich teilweise nach außen als seine Freunde ausgaben. Nicht wenige hatten schon im Vorfeld des Besuchs die Gelegenheit wahrgenommen, um sein Amt und seine Person herabzusetzen, letztlich wohl, um die Beliebigkeit und die Gesetzlosigkeit in der Kirche zu legalisieren oder auch zu etablieren. Besonders betrüblich ist, dass darunter nicht wenige Priester waren.

Der Heilige Vater hat nicht nur bei diesem Deutschlandbesuch das Wort „ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ eindrucksvoll demonstriert, immer wieder können wir diese Erfahrung machen, wenn wir nach Rom schauen.

„Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“, dieses Wort wird zu einer leeren Behauptung, wenn wir uns nicht stärken lassen. Ehrlicherweise können wir uns dieses Wort nur zu Eigen machen, wenn wir in Christus leben und wenn er in uns lebt. Nur dann aber lebt und wirkt Christus in uns, wenn

sein Denken und Wollen an die Stelle unseres natürlichen Denkens und Begehrens treten. Sein Denken und Wollen bestimmt uns immer mehr, wenn wir im Gebet mit ihm verbunden bleiben, im Gebet und im Empfang der Sakramente, des Sakramentes der Buße und des Sakramentes der Eucharistie, und wenn wir so leben, dass der häufige Empfang der heiligen Kommunion in uns fruchtbar werden kann. Dann können wir in der Tat nicht unterliegen, dann sind wir stärker als alle Mächte dieser unserer Welt. Dann sind es nicht mehr wir, die leben, die kämpfen und siegen, dann ist es Christus, der in uns lebt, der in uns kämpft und der in uns den Sieg davonträgt.

Je mehr wir uns von den irdischen Dingen innerlich distanzieren, umso friedvoller wird unser Leben, umso mehr lichte Freude schenkt uns Gott. Der heilige Ignatius von Loyola († 1556) spricht in seinem Exerzitienbüchlein von der „sancta indifferentia“, von der heiligen Gelassenheit, die ihre letzte Wurzel in der Erkenntnis hat, dass die irdischen Dinge vergänglich sind und dass es deshalb töricht ist, sein Herz an sie zu hängen. Der heilige Paulus ist uns hier ein Zeuge durch seine Verkündigung und durch sein Leben. Wie Christus durch ihn gewirkt hat, so wirkt er auch durch uns, wenn wir uns gänzlich mit ihm verbinden, wenn wir mit ihm und aus ihm unser Leben gestalten, wenn unser Einsatz für ihn und für seine heilige Kirche sich nicht als Politik erweist und zur Selbstdarstellung erfolgt, wie es heute allzu oft geschieht, sondern seine Kraft aus der Tiefe eines gläubigen Herzens und aus der entschlossenen Nachfolge Christi und aus der Gleichgestaltung mit ihm schöpft. Amen.

29. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„IHR HEUCHLER, WARUM STELLT IHR MIR EINE FALLE?“

Es gibt zweierlei Fragen, ehrliche und unehrliche, echte und unechte. Das ehrliche Fragen ist konstruktiv. Es dient dem Aufbau der Welt und der menschlichen Gemeinschaft oder auch des Gottesreiches. Es ist die innerste Kraft der Erkenntnis und des Fortschritts. Das unehrliche Fragen ist destruktiv. Wenn wir ehrlich fragen, tun wir das, weil wir die Wahrheit finden und erkennen wollen, um mit ihrer Hilfe unser Leben und unsere Welt zu ordnen und zu beherrschen.

Die Möglichkeit, fragen zu können, ist so sehr mit unserem Menschsein gegeben, dass gerade an diesem Punkt der entscheidende Unterschied zwischen Mensch und Tier zutage tritt. Hätte der Mensch nicht die Fähigkeit zu fragen und die Wahrheit zu erkennen, gäbe es keine Kultur und keine Zivilisation.

Das ehrliche Fragen ist dem Menschen als solchen zu Eigen, und es ist, wie gesagt, konstruktiv. Es gibt aber auch die heuchlerische Frage, die Fangfrage. Mit ihr operieren nicht wenige, gerade heute, da die Lüge dominant ist dank des breiten Abfalls vom genuinen Christentum, die Lüge zusammen mit dem Hochmut. Immer verbrüdern sich diese zwei Laster. Um das zu sehen, braucht man nicht viel Verstand, wohl aber Ehrlichkeit und Unvoreingenommenheit.

Die heuchlerische Frage, sie baut nicht auf, sie ist zerstörerisch, sie reißt nieder, sie ist Ausdruck des Hasses, der Eifersucht und der Verschlagenheit, vor allem aber des Stolzes und der Selbstüberhebung. Das heuchlerische Fragen ist häufiger als wir denken, oft erkennen wir es nicht einmal. Anders ist das bei Jesus im Evangelium des heutigen Sonntags. Er entlarvt nicht nur die Heuchelei seiner Gegner in ihrem Fragen, sondern er gibt ihnen auch eine solche Antwort, dass sie schweigen und sich davonmachen. Da werden wir vielleicht ein wenig neidisch: Wenn wir es doch auch

so könnten, wenn doch auch uns immer die richtigen Antworten einfallen würden.

Was sagt uns nun das Evangelium des heutigen Sonntags? Was ist die in diesem Evangelium verborgene Botschaft für uns?

Zum einen: Für Jesus ist die Lüge, die Heuchelei, das Übel schlechthin. Für ihn gibt es im Grunde kein schlimmeres Vergehen als die Unwahrhaftigkeit. Nicht von ungefähr bezeichnet er sich selbst als die Wahrheit. Und seine Sendung versteht er - auf eine kurze Formel gebracht - als Zeugnis von der Wahrheit, die er selber ist, die gleichsam inkarniert ist in seiner Person und die er zugleich der Welt bringt. Er weiß um die Abgründigkeit der Unwahrhaftigkeit, er weiß, dass sie der eigentliche Kern allen Übels ist, auch der Übel unserer Zeit in Kirche und Welt.

Wenn wir tiefer nachdenken, so erkennen wir: Es gibt keine Bosheit, die nicht Hand in Hand geht mit der Lüge und in der sich nicht über kurz oder lang die Lüge einstellt, die Lüge, die Verstellung, die Falschheit. Darin zeigt sich unsere ursündliche Verkehrtheit mehr als sonst, dass wir immer dazu neigen, uns selbst und anderen etwas vorzumachen, die Lüge in Dienst zu nehmen, uns selbst und unsere Mitwelt zu täuschen.

Die Lüge, das ist die Manipulation der Wahrheit. Es ist aufschlussreich: In allen Diktaturen ist sie das tägliche Brot und mehr als das, in den großen und in den kleinen Diktaturen. Aber nicht nur dort. Überall, wo der Mensch sich Gott entfremdet, da führt die Lüge das Szepter - in allen Bereichen des Lebens.

Eine wichtige Gestalt der Lüge ist heute die so genannte Desinformation: Man sagt nur die halbe Wahrheit, und diese frisiert man noch ein wenig

zurecht. Das macht immer mehr Schule. Und man denkt sich nichts dabei. Oder man tut es doch, und setzt sich darüber hinweg.

Aber wo finden wir die Wahrheit im Wirrwarr der Zeit? Und wo finden wir den Maßstab für sie? Die Antwort: In der Hinwendung zu Christus und seiner Kirche. In den ehernen Weisungen des ewigen Gottes, die uns in der Kirche verkündet werden - wenn es denn richtig gemacht wird, wenn die Verkündigung sich nicht dem Zeitgeist verschreibt und die Kanzel missbraucht oder auch den Religionsunterricht. Das ist ein ernstes Problem in unserer Zeit. Das geht so weit, dass man heute oft verkündet: Im Glauben gibt es keine Wahrheit. Da gibt es nur Meinungen. Des Öfteren ist es jedoch so, dass man das stillschweigend voraussetzt. Auf jeden Fall tritt dann an die Stelle der Wahrheit die Beliebigkeit. De facto bestimmt diese Position zuweilen gar auch die Amtsträger in der gegenwärtigen Landschaft der Kirche. Deshalb spricht der Heilige Vater so eindringlich gegen den Relativismus und den Indifferentismus.

Der unlängst selig gesprochene englische Priester Kardinal John Henry Newman († 1890) verstand seinen Einsatz für die Wahrheit als geistigen Kampf gegen den Liberalismus, der schon zu seiner Zeit das dogmatische Christentum zu unterminieren suchte. Im Dogma geht es um substantielle Glaubensaussagen. Schon damals rümpfte man die Nase über jene, die an Dogmen glauben. Speziell war das in der anglikanischen Kirche so, aus der Newman hervorgegangen war. Vielfach wird heute der dogmatische Glaube in der Kirche allgemein, vor allem in den Kreisen der Kirchenfunktionäre, als fundamentalistisch diskreditiert. „Der glaubt noch an Dogmen“, sagt man dann und schüttelt weise das Haupt.

Wenn wir den Glauben der Kirche in seiner inneren Kontinuität wirklich zu leben versuchen, dann wird uns mit diesem Bemühen die Einsicht, gewis-

sermaßen ein Instinkt für die Wahrheit geschenkt. Denn viele geraten in Irrtümer, weil sie nicht aus dem Glauben, aus dem authentischen Glauben, leben. Wenn wir heute irregeführt werden, oftmals gar durch die berufenen Zeugen der Botschaft Gottes, können wir uns selber nicht ganz frei sprechen von Schuld. Wir vergessen nämlich gern, dass das Neue Testament wiederholt ausdrücklich von der zunehmenden Macht der Lüge spricht, wenn es die wachsende Gottlosigkeit erörtert, und dass es die Gläubigen ermahnt, sich an die gesunde Lehre und an Christus, den Lehrer der Wahrheit, und an seine Kirche zu halten.

Das Fragen gehört zu unserem Menschsein. Es begleitet unser Leben. Durch Fragen lernen wir, und das Fragen ist das Wesen jeder Erkenntnis. Durch Fragen erkennen wir die Wahrheit.

Die Frage baut auf, sie kann aber auch niederreißen, sofern sie mit der Unehrlichkeit im Bunde steht.

Die hinterhältige Frage des Evangeliums des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass die Ursünde allgegenwärtig ist in unserer Welt und in unserem Leben. Jesus entlarvt die Unwahrhaftigkeit, und er weiß, dass die Heuchelei der eigentliche Kern aller Übel ist, die Lüge, deren erster Bundesgenosse der Hochmut, die Überheblichkeit ist, wobei man sehen muss, dass die Lüge zuweilen auch die Frucht des Hochmutes und der Überheblichkeit ist.

Die Lüge und der Hochmut sind die eigentlichen Probleme in der Kirche unserer Tage. Würde man darüber den Dialog in Mannheim führen, würde das ein ehrlicher Dialog.

Es gibt keine Bosheit, die nicht Hand in Hand geht mit der Lüge und in der

sich nicht über kurz oder lang die Lüge einstellt, die Lüge, die Verstellung, die Falschheit.

Die konsequente Hinwendung zu Gott, zu Christus und zu seiner Kirche bewahrt uns vor der Lüge und vor der Unwahrhaftigkeit und ihren verheerenden Folgen.

Das Neue Testament spricht unmissverständlich von der zunehmenden Macht der Lüge im Zusammenhang mit der wachsenden Gottlosigkeit. Wo die Gottlosigkeit herrscht, da herrscht die Lüge, und wo die Lüge herrscht, da herrscht die Gottlosigkeit. Daher können wir sagen: Die Gottlosigkeit entlarvt die Lüge, und die Lüge entlarvt die Gottlosigkeit. Amen.

30. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DU SOLLST DEN HERRN DEINEN GOTT LIEBEN AUS DEINEM GANZEN HERZEN“

Die Gemeinde von Thessalonich, die uns am heutigen Sonntag in der (zweiten) Lesung vorgestellt wird, ist eine vorbildliche Gemeinde. Die Gläubigen von Thessalonich haben sich zu Gott bekehrt, sie haben sich von den Götzen abgewandt, sie haben sich entschieden, dem lebendigen und wahren Gott zu dienen, und sie erwarten seinen Sohn Jesus Christus, dass er sie vor dem kommenden Zorn, das heißt vor dem Gericht Gottes bewahre im Zeichen der Erlösung.

Das ist auf eine kurze Formel gebracht, das Wesen unserer christlichen Existenz: Dass wir dem lebendigen Gott dienen, indem wir seine Gebote halten und die Sünde meiden, und dass wir dem wiederkommenden Chris-

tus entgegengehen, der unser Anwalt sein wird, wenn Gott uns einst richten, wenn er einst das Urteil sprechen wird über unser Leben.

Was uns hier als das Wesen der christlichen Existenz vor Augen gestellt wird, das begegnet uns in zahllosen Varianten in den Schriften des Neuen Testamentes und - in gewisser Weise - auch schon des Alten Testamentes.

Die Wiederkunft Christi erwarten, das ist eine Anspielung darauf, dass wir als Erlöste leben sollen, aus der Kraft des Kreuzes Christi und in der Gemeinschaft mit dem auferstandenen Christus, der uns nahe ist vor allem in den Sakramenten der Kirche, in ganz spezifischer Weise im Sakrament des Altares.

Erst wenn wir das bedenken, verstehen wir das Evangelium des heutigen Sonntags richtig, das Evangelium von dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe. Die christliche Nächstenliebe hat zur Voraussetzung unsere Bekehrung zu Gott, die vorbehaltlose Hinwendung zu ihm und zu Christus, der bei uns ist und wiederkommen wird, und zu seiner Kirche, das muss heute hinzugefügt werden, in der er fortlebt. Die Gottesliebe ist das Erste, die Vertikale, so kann man auch sagen. Es gibt keine Nächstenliebe im Sinne Christi ohne die rechte Liebe zu Gott. Diese aber steht im Kontext der verbindlichen Offenbarung Gottes.

Die Kirche versündigt sich, wenn sie den Mythos vom Menschen verkündet, wie er heute allenthalben das Feld beherrscht. Tatsächlich ist er heute nicht selten der entscheidende Gegenstand der Verkündigung in der Predigt wie auch im Religionsunterricht. Die Verkündigung verfällt damit dem neuheidnischen Denken unserer Tage und verfehlt so nicht nur die Ehre Gottes, sondern letzten Endes auch die Ehre des Menschen. Wo der Mythos vom Menschen verkündet wird, da wird im Grunde auch die Würde des

Menschen zur Disposition gestellt. Die Kirche hat nicht den Auftrag, das Evangelium vom Menschen zu verkünden, ihre Botschaft ist das Reich Gottes. Und für sie gilt: Die Ehre Gottes ist das Heil des Menschen.

Der Menschendienst muss, wenn er wirklich dem Menschen dient, im Gottesdienst verankert sein. Das Reich Gottes und das Reich des Menschen, diese zwei Reiche sind nicht identisch miteinander, aber das Reich des Menschen ist auf das Reich Gottes hingeordnet und erhält von daher sein tieferes Fundament.

Die Nächstenliebe, in der sich unsere Gottesliebe konkretisiert, fordert mehr von uns als allgemeine Menschenliebe oder humanitäre Schwärmerei, sie fordert von uns, dass wir auf Gott hören, dass wir ihm dienen und seinen Sohn vom Himmel her erwarten, wie es in der (zweiten) Lesung heute heißt.

Die christliche Nächstenliebe ist die Frucht unserer Gottesliebe, in ihr erweist sich unsere Gottesliebe als echt. Wir täuschen uns, wenn wir meinen, sie könne an die Stelle der Gottesliebe treten.

Wie es dem geschichtlichen Jesus von Nazareth in erster Linie um Gott ging, so muss es auch uns in erster Linie um Gott gehen.

Da liegt das eigentliche Problem des Christentums und der Kirche heute: Mehr und mehr schwindet heute die religiöse Dimension dahin, nicht nur allgemein im Denken der Menschen, auch in der Kirche und im Christentum. Das ist auch der Kern der Rebellion.

In unseren Gotteshäusern wird heute sehr oft, wenn nicht gar im Allgemeinen, mehr vom Menschen als von Gott gepredigt. Nicht selten reden die

Verkündiger dabei auch mehr noch von sich selber als von Gott und von seinen Heilstaten.

Auch die große Chance des Religionsunterrichtes wird weithin vertan, wenn da nicht der Glaube gesät und die Liebe zur Kirche entzündet wird, von der Liebe zu Gott und zum Nächsten ganz zu schweigen.

Weil der horizontale Betrieb, wenn überhaupt noch von Betrieb die Rede sein kann, unsere Pfarrgemeinden beherrscht, deshalb spielen das Gebet und der Gottesdienst immer weniger eine Rolle im Alltag der Getauften und Gefirmten. Das dürfte der tiefere Grund dafür sein, dass die Kirchen immer leerer werden. Es fehlt an der religiösen Substanz im Leben der Gläubigen, weil es an der religiösen Substanz in der Verkündigung fehlt.

Darum liegt auch die Weltmission im Argen, die das besondere Thema des heutigen Sonntags ist, mehr als je zuvor. Es hat wenig Sinn, hier Geld zu spenden, wenn die Missionare sich als Entwicklungshelfer verstehen. Umso wichtiger ist das Gebet um deren Sinneswandel und um den Sinneswandel der Verantwortlichen in der Kirche.

Wo der Mensch Gott vergisst, da wird das Leben dunkel und kalt, mag er dabei auch noch so sehr die Menschlichkeit beschwören. Wo man Gott vergisst, da ist es bald auch um die Menschlichkeit geschehen. Da bleiben die Deklamationen über Humanität und Gerechtigkeit, aber als leere Formeln. Da beseitigt man um der Humanität und um der Gerechtigkeit willen menschliches Leben, experimentiert man mit ihm, gibt man die Pornographie frei und verdient man Geld mit ihr, da zerstört man die Ehe und die Familie um der größeren Freiheit des Menschen willen, direkt oder indirekt, da beendet man das Leben, wenn man es nicht mehr liebt oder wenn man meint, man könne es nicht mehr lieben, da treibt man Eugenik, und da

tötet man schließlich aus Liebe. Kann es Widersprüchlicheres geben?

Nur wenn der Mensch sich an Gott bindet, kann er seinen naturhaften Egoismus, seine ihm gleichsam angeborene Grausamkeit und Brutalität überwinden.

Diese Situationsschilderung erinnert uns daran, dass wir uns um größeren religiösen Ernst bemühen müssen, ein jeder von uns.

Christus sagt: „Das Himmelreich leidet Gewalt. Und nur die Gewalt gebrauchen, werden es an sich reißen“ (Mt 11, 12). Das Heil wird uns nicht geschenkt, nicht nachgeworfen, es muss in einem harten Kampf erobert werden. Paulus gesteht am Ende seines Lebens: „Ich habe den guten Kampf gekämpft“ (2 Tim 4, 7). Wir können die Zeit, die wir vertan haben nie mehr zurückholen.

Viele spielen heute mit dem Leben, mit dem vergänglichen Leben, vor allem aber mit dem ewigen Leben. Es schleicht sich mehr und mehr die Meinung ein, der Weg des Christen sei so etwas wie ein gemütlicher Sonntagsspaziergang. Richtig ist es demgegenüber, um bei diesem Bild zu bleiben, hier von einer anstrengenden Tageswanderung zu sprechen, besser noch, von einer anspruchsvollen Bergtour, die zuweilen auch noch gefahrvoll ist.

Es ist verhängnisvoll, wenn wir uns leichtfertig in Heilssicherheit wiegen. Nach dem Katechismus gehört die Vermessenheit zu den Hauptsünden, weil sie die stete Bekehrung blockiert, die Besserung des Lebens an der Wurzel verhindert.

Die entscheidende Dimension unseres Christenlebens ist die Vertikale. Darum müssen der Gottesdienst und das Gebet den ersten Platz einnehmen im

Leben des Christen. Wenn es primär um unser Verhalten zu Gott geht und zu Christus, der bei uns ist und den wir vom Himmel her erwarten, dann bekommen auch die Sünde und damit das Bußsakrament wieder einen entscheidenden Stellenwert. Es gibt keine religiöse Erneuerung und keinen positiven Aufbruch in der Kirche, ohne dass wir uns auf das Bußsakrament besinnen. Das wusste im 19. Jahrhundert der Pfarrer von Ars, Jean Vianney († 1859), von daher hat er seine Seelsorge konzipiert.

In allem, was wir tun, sind wir Vorbild für die anderen, im Guten wie im Bösen. In der Erkenntnis unserer Sünde und in der Vergebung im Gericht der Gnade finden wir Gott neu und finden wir auch immer wieder aufs Neue in Gott den Nächsten. Amen.

31. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SIE REDEN, ABER HANDELN NICHT“

Im Evangelium des heutigen Sonntags rechnet Jesus mit den Pharisäern ab, mit ihrer veräußerlichten Frömmigkeit. Er prangert die Diskrepanz zwischen ihren Worten und ihren Taten an, die selbstgefällige Zurschaustellung ihrer Frömmigkeit und ihr Streben nach Ehre und Anerkennung bei den Menschen. Kurz: Er wirft ihnen vor, dass sie ihre Frömmigkeit in den Dienst irdischer oder selbstsüchtiger Interessen stellen.

Von den Auseinandersetzungen Jesu mit den Pharisäern hören wir des Öfteren in den Evangelien. Dennoch würden wir uns täuschen, wenn wir annehmen würden, Jesus hätte keine Sympathien gehabt für diese Gruppe von Menschen. Ganz im Gegenteil, er hatte mehr Sympathien für sie als für die anderen religiös-politischen Gruppierungen seiner Zeit, mehr als für die

liberalen Sadduzäer, die Zeloten, die Essener oder die Herodianer. Ihnen, den Pharisäern, fühlte er sich mehr verbunden als den anderen Gruppierungen seiner Zeit. Verkündeten sie doch den ganzen Glauben, die ganze überlieferte Wahrheit, und war doch ihr Leben im Grunde von einem großen sittlichen Ernst bestimmt, auch wenn sie dabei mehr Wert legten auf das äußere Tun als auf die innere Gesinnung, wenn sie zuweilen vorgaben, mehr zu sein als sie waren, und wenn sie sich mehr auf den irdischen Lohn hin ausrichteten als auf den himmlischen. Das sind menschliche Schwächen, die im Grunde zeitlos und die in 2000 Jahren nicht andere geworden sind. Sie müssen korrigiert werden, klar, aber sie stellen nicht die Grundhaltung in Frage.

Die Pharisäer waren fromm, und sie wussten: Die entscheidenden Elemente der Frömmigkeit sind das Gebet, der Gottesdienst und das sittliche Leben oder die Erfüllung der Gebote Gottes, wenngleich es an der Gesinnung bei ihnen haperte. Teilweise waren sie gar Anhänger Jesu, insgeheim. Und nach der Auferstehung Jesu gab es zahlreiche Pharisäer in der Jerusalemer Urgemeinde und in den von Jerusalem aus gegründeten Missionsgemeinden, die sich offen zu Jesus bekannten. Einer von ihnen, der Bedeutendste, war Paulus. Auch er hatte der Partei der Pharisäer angehört, seine Vorgeschichte ist wesentlich bestimmt durch seine pharisäische Vergangenheit.

Sie waren fromm, die Pharisäer, sie erfüllten ihre religiösen Pflichten und führten ein einwandfreies sittliches Leben, und sie warteten auf den Messias. Das wusste Jesus, und das erkannte er an. Der Fehler ihrer Frömmigkeit war jedoch der, dass sie vielfach der Versuchung erlagen, mehr auf den irdischen Lohn als auf den himmlischen zu setzen, dass sie nicht immer so handelten, wie sie redeten, und dass sie dem äußeren Anschein zuweilen den Vorrang gaben. Sie erregten Anstoß bei Jesus, weil sie manchmal anders handelten als sie sprachen und ihre Frömmigkeit vor den Menschen

präsentierten und sich dann mehr für die Anerkennung bei den Menschen als für die Anerkennung bei Gott interessierten.

Also: Eine gewisse Veräußerlichung bestimmte ihre Frömmigkeit, die ihrerseits dadurch an Kraft verlor, an Kraft und Authentizität, aber sie war immerhin vorhanden bei ihnen, die Frömmigkeit. Kurz: Ihre Gesinnung war nicht sehr vollkommen. Das hatte zur Folge, dass die Motivation ihres Handelns des Öfteren fragwürdig war und dass sie ebenso oft stolz waren auf ihre Leistungen, als ob man sich den Himmel erkaufen könnte durch seine Taten.

Ganz falsch lagen sie indessen nicht, wenn sie den guten Taten großes Gewicht beimaßen, denn Gott schaut auf die Werke der Menschen, und er belohnt uns für unsere guten Taten, wie er uns für die schlechten bestraft, aber das tut er nicht deshalb, weil er es müsste, sondern weil er es so will und weil es so auch unserer tiefsten Erwartung entspricht.

In den Phärisäern sind wir alle mit angesprochen, wir alle. Nicht zuletzt hat Jesus die Auseinandersetzungen mit ihnen für uns geführt, damit wir umso eindrucksvoller die Wahrheit erkennen könnten.

Jesus hat nicht die Lehre der Pharisäer angegriffen, das ist bedeutsam für uns, sondern das Missverhältnis, das bei ihnen bestand zwischen ihrer Lehre und ihrem Leben, und er hat kritisiert, dass der Adressat ihrer Frömmigkeit vielfach nicht Gott war, sondern der Mensch, in der Gestalt der eigenen Person und in der Gestalt der Mitmenschen. Immerhin verkündeten sie den ganzen Glauben. Das war schon viel. Aber es reicht nicht hin, nur über Gott und sein Wort und seinen Willen zu sprechen, denn die Wahrheit will nicht nur gelehrt, sie will auch gelebt sein. Der Glaube muss den Verstand und das Herz ansprechen.

Auch wir reden oft über den Glauben, leben ihn aber nicht. Wir machen es damit nicht anders als die Pharisäer zurzeit Jesu. Und wenn wir ihn leben, den Glauben, haben wir oft nicht die Geduld, auf den himmlischen Lohn zu warten, und suchen den kümmerlichen irdischen. So ist auch unser Tun oft veräußerlicht wie das Tun der Pharisäer. So fehlt es auch bei uns oft an der rechten Gesinnung.

Gott hat Freude an unserem äußeren Tun, gewiss, aber nur dann, wenn es von der rechten Gesinnung begleitet wird. Und nur dann bringt er uns den Lohn, den zeitlichen und den ewigen.

Wenn wir in stolzer Gesinnung oder unehrlich oder heuchelnd vor Gott hintreten und Ansprüche anmelden, dann sind all unsere Werke vergeblich. Wenn wir uns aber in demütigem Vertrauen abmühen, dann werden sie alle, wie Jesus es ausdrücklich gesagt hat, mehr als einmal - nicht anders als es die Propheten im Alten Testament gesagt haben - im Buch des Lebens aufgezeichnet.

Worauf es ankommt, das ist, dass wir den Glauben verkünden und leben, dass wir Gott suchen in unseren Gebeten und in unserem Bemühen um das rechte Handeln, nicht die Menschen, und dass wir uns dabei stets bemühen um die Gesinnung der Demut, des demütigen Vertrauens auf die Gnade Gottes und auf den Lohn, den er uns schenken will.

Zwar können wir den Himmel nicht kaufen, aber wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen und nur noch auf Gott warten. Es gilt, dass wir uns so bemühen, als könnten wir das Heil aus eigener Kraft finden, dass wir aber gleichzeitig so hoffen, so vertrauen und so beten, als ob nichts von unserem Bemühen in die Waagschale Gottes geworfen würde.

Jesus sagt: „Wenn ihr alles getan habt, dann seid ihr wie unnütze Knechte“ (Lk 17,10). Wir können vor Gott immer nur wie solche stehen, die leere Hände haben, auch wenn sie nicht leer sind. Dennoch ist das äußere Tun nicht vergeblich.

Wir müssen tun, was wir können, uns ganz einsetzen für Gott, für das Evangelium und für die Kirche - darin sind uns die Pharisäer ohne Zweifel ein Vorbild, sie erfüllten gewissenhaft das Gesetz der Väter, in der Regel -, aber mit der äußeren Tat muss sich bei uns die rechte innere Gesinnung verbinden - darin können uns die Pharisäer nicht als Vorbild dienen -, und wir können niemals Ansprüche anmelden vor Gott. Deshalb können wir niemals Ansprüche anmelden vor Gott, weil der Abstand zwischen Gott und uns allzu groß ist, weil er unendlich ist.

Darin ist uns der ehemalige Pharisäer Paulus ein lebendiges Vorbild, sowohl in seinem sittlichen Ernst als auch in der Lauterkeit seiner Gesinnung. Er setzt sich rastlos ein für Gott und für die Menschen. Er verkündet die Wahrheit mit wohl gesetzten Worten, aber er lebt sie auch, er lebt, was er lehrt, so sehr, dass er sich in seinen Briefen wiederholt als Vorbild für alle anbieten kann. Dabei setzt er ganz auf den himmlischen Lohn, er hofft auf den Lohn seiner Treue, ohne Ansprüche bei Gott anzumelden.

Die Pharisäer sind für uns zum Inbegriff der Feinde Gottes geworden. Das sind sie so jedoch eigentlich nicht. Sie sind die Partei der gesetzestreuen, ja, der gesetzesstrengen Juden. Ihr Name charakterisiert sie als die Abgesonderten, als die abgesonderten Frommen. Bei ihnen hatte Jesus seine geistige Heimat, soweit er sie in der Welt des Alten Testamentes hatte.

Sie sind gut, die Pharisäer. Aber sie erliegen in vielfältiger Weise der Versuchung, die Religion in den Dienst innerweltlicher Hoffnungen zu stellen,

die Frömmigkeit in den Dienst irdischer oder selbstsüchtiger Interessen zu stellen, nicht anders als auch wir es heute tun, zuweilen, nicht anders als die Menschen es zu allen Zeiten getan haben. In der Auseinandersetzung mit den Pharisäern zeigt uns Jesus, dass es gilt, dass wir über den Glauben reden und dass wir ihn leben, weil er in erster Linie Praxis, nicht Theorie ist. Den Glauben leben, das bedeutet, dass wir beten und den Willen Gottes erfüllen im Alltag. Ebenso nachdrücklich betont Jesus in der Auseinandersetzung mit den Pharisäern, dass Gott der Adressat des religiösen Tuns ist, nicht der Mensch, und dass es hier nicht um einen irdischen Lohn gehen kann, sondern um den himmlischen, in erster Linie, um einen Lohn freilich, auf den wir keinen Anspruch haben, denn allzu groß ist der Abstand zwischen Gott und dem Menschen. Amen.

ALLERHEILIGEN

„ICH SAH EINE GROSSE SCHAR AUS ALLEN VÖLKERN, STÄMMEN UND NATIONEN“

Die unzählbare Schar der Heiligen, die der Seher von Patmos schauen darf in der Geheimen Offenbarung, der unsere Lesung entnommen ist, ist für uns ein Grund der Hoffnung. Unermesslich groß ist die Zahl der Geretteten. Sie darf uns jedoch nicht leichtsinnig machen. Denn immer noch gilt, dass wir eintreten müssen durch die enge Pforte, wenn wir gerettet werden wollen, dass der Weg steil ist, der uns zum Himmel führt (Mt 7, 13), immer noch gilt das Jesus-Wort: „Viele sind berufen, wenige aber auserwählt“ (Mt 20, 16; 22, 14). Das muss heute betont werden, weil die Verkündigung der Kirche solche unbequemen Glaubenswahrheiten oft nicht beachtet oder umdeutet, vom Religionsunterricht ganz zu schweigen.

Was wir tun müssen, um zur Vollendung zu gelangen, und wie der Weg zur Vollendung in Gott sich darstellt für uns, das zeigt das Evangelium des heutigen Festtags auf, wenn in ihm die Demütigen selig gepriesen werden, die Trauernden, die Sanftmütigen, die Barmherzigen und die, die reinen Herzens sind, die Friedfertigen, die nach der Gerechtigkeit Hungernden und jene, die Verfolgung erleiden um der Gerechtigkeit willen.

Das ist ein Lebensprogramm, das jenem völlig entgegengesetzt ist, das ein Großteil der Menschen heute lebt, schuldhaft oder auch nicht, nicht nur außerhalb des Kirche und des Christentums, und wir müssen es eingestehen, dass auch wir uns allzu oft davon beeindrucken lassen.

Die acht Seligpreisungen gelten uns, wenn wir Gott und den Nächsten lieben, nicht nur mit Worten, sondern durch Taten, wenn wir nicht immer nur den persönlichen Vorteil suchen und das Geld, den Genuss und die Macht an die erste Stelle setzen, wenn wir vielmehr Gott den ersten Platz zuerkennen in unserem Leben und in unserer Welt nicht nur mit Worten, sondern auch durch Taten, wenn wir der Wahrheit dienen und nicht dem Zeitgeist.

Nicht jene werden in das kommende Gottesreich gelangen, die autonom sein wollen, die selbstbewusst durchs Leben gehen, wenigstens nach außen hin, denen die Menschen schmeicheln, die gefeiert und von vielen beneidet werden, die mit geradezu religiöser Inbrunst der Erde dienen, für die mit dem Tod alles aus ist, die das Leben genießen wollen, wie sie genießen verstehen. Der Weg zur Vollendung in Gott ist ein anderer. Ihn zu gehen hat Gott uns gerufen, einen jeden von uns, den Weg der Heiligung und der Heiligkeit. Das ist der Weg der Seligpreisungen, der Weg der Gottes- und Nächstenliebe. Immer neu müssen wir uns dazu aufraffen, diesen Weg zu gehen.

Die Vollendeten des Himmels wurden Heilige in ihrem irdischen Leben. Sie waren es nicht, sie wurden es in ihrem Erdenleben. In ihm sind sie das geworden, was sie heute sind, heute und immerfort, eine ganze Ewigkeit hindurch.

Wenn wir sie verehren, sind sie immer wieder eine Mahnung für uns, dass wir ihnen folgen auf ihrem irdischen Lebensweg, eine lebendige Mahnung für uns, dass wir alles für die Ewigkeit einsetzen und nicht ermüden auf dem Weg des Heiles.

Und: Vorbilder sind sie uns. Am Schicksal der Heiligen erkennen wir, dass es sich lohnt, mit Christus zu gehen und mit ihm das Kreuz zu tragen, dass es nicht vergeblich ist, den Lockungen des Bösen zu widerstehen, dass es sich lohnt, die Reinheit des Herzens zu bewahren, barmherzig und sanftmütig zu sein, dem Frieden zu dienen und die Verachtung der Welt zu ertragen.

Nicht zuletzt sind die Heiligen des Himmels unsere Fürsprecher bei Gott. Ihre Fürsprache brauchen wir, um Heilige zu werden, weil wir schwach sind ohne die Hilfe Gottes.

In der Perspektive der Ewigkeit ist unser Leben uns nur für kurze Zeit anvertraut. Das dürfen wir nicht vergessen. Heilige sollen wir werden in dieser Zeitspanne, die wir unser Leben nennen. Im 1. Thessalonicherbrief heißt es: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung“ (1 Thess 4, 3).

Was die Vollendeten in der Ewigkeit in ihrem Leben gesagt und getan haben, das müssen wir heute sagen und tun, auch wenn wir damit keinen Beifall finden bei den Menschen. Im Gegenteil: Der Beifall der Menschen ist für uns ein schlechtes Omen. Er müsste uns nachdenklich machen.

Was die Heiligen des Himmels gestern gelebt haben, das müssen wir heute leben, auch wenn uns der Sinn nicht danach steht, auch wenn uns das arge Überwindung kostet.

Die unzählbare Schar der Heiligen der Apokalypse, sie ging einst den Weg der Seligpreisungen, und sie zeichnete sich aus durch die Liebe zu Gott uns zum Nächsten. Das taten sie, die namenlosen Heiligen, im unbeirrbaren Dienst vor Gott und an den Menschen, in der alltäglichen Arbeit und durch sie.

Sie haben keine außergewöhnlichen Taten vollbracht in ihrem irdischen Leben, wie auch wir, die meisten von uns, keine außergewöhnlichen Taten vollbringen. Sie wurden in ihrem irdischen Leben nicht oder nur kaum beachtet. Aber Gott wusste um ihren eigentlichen Wert.

Sie zeichneten sich nicht aus durch außergewöhnliche Taten, aber sie taten das Gewöhnliche in außergewöhnlicher Weise.

Genau das ist auch unsere Berufung: Im Kleinen treu sein, im Dienst vor Gott und an den Menschen.

Der Weg zur Heiligkeit ist jener der acht Seligpreisungen, der Weg der Gottes- und Nächstenliebe oder - um es noch einfacher zu sagen - der Weg der Hingabe an den Willen Gottes. Hingabe meint tätige Liebe im Geiste des Opfers.

Viele halten heute das Unvergängliche für das Vergängliche und das Vorübergehende für das Eigentliche. Die Ewigkeit können wir nur gewinnen, wenn wir mit ihr rechnen im Leben und wenn wir uns um sie bemühen. Viele begnügen sich heute mit dem vergänglichen Glück dieser Erde, das

nur von kurzer Dauer und immer auch trügerisch ist, weil es das nicht hält, was es verspricht. Es gilt, dass wir das Vorläufige einsetzen, damit wir das Bleibende gewinnen, das uns kein Tod mehr rauben kann.

Wir stehen nicht allein in unserem Bemühen. Gott wirkt die Heiligkeit in uns, wenn wir nur ernstlich wollen. Und die vollendeten Heiligen, sie eifern uns immer wieder an, sie sind uns Vorbilder und Fürsprecher.

Es dürfte kein Tag vergehen, an dem wir uns nicht an sie wenden. Jeder von uns sollte wenigstens einen bestimmten Heiligen haben, dem er nachfolgt, mit dem er verbunden ist, auf dessen Fürsprache er vertraut und mit dem er betend im Gespräch bleibt. Amen.

ALLERSEELEN

„SELIG, DIE IM HERRN STERBEN“

Seit über 1000 Jahren begehen wir das Fest Allerseelen. Im 10. Jahrhundert wurde es eingeführt durch Abt Odilo von Cluny († 1049). Zunächst in den von Cluny abhängigen Klöstern gefeiert, breitete sich das Fest schon bald auf die ganze Kirche aus. Es will uns daran erinnern, dass wir mit den Verstorbenen in tieferer, unsere Erfahrung übersteigender Gemeinschaft verbunden sind, dass wir ihnen zu Hilfe kommen können mit unseren Gebeten und durch die Feier des heiligen Opfers und - ein zweiter Gedanke - dass wir alle einmal sterben müssen, dass unsere Lebenszeit kurz ist: „Mitten im Leben, sind vom Tod wir umfangen“.

Wenn wir in der Gnade sterben, in der heiligmachenden Gnade, aber nicht wie Heilige gelebt haben, dann bedarf unsere Seele nach dem Tod noch der Läuterung, denn nichts Unheiliges kann der ewigen Gemeinschaft mit Gott

gewürdigt werden.

Läuterung bedeutet Reinigung. Sie erfolgt an jenem Ort, den wir das Fegfeuer nennen.

Zwischen den Verstorbenen, die prinzipiell gerettet, aber noch nicht vollendet sind, und uns besteht eine geheimnisvolle Verbindung. Wir können für sie beten und opfern und ihre Läuterung abkürzen. Und sie können für uns beten, dass auch uns ein seliger Heimgang geschenkt wird.

Wir nennen sie die Armen Seelen, im Grunde sind sie jedoch reicher als wir, denn sie haben die große Prüfung ihres Lebens bestanden, in der wir uns noch immer befinden.

Unser Gebet und unser Opfer für sie ist jedoch ein Werk der Dankbarkeit, der Dankbarkeit gegenüber Gott und gegenüber ihnen, denen wir zu Hilfe kommen können durch unsere Gebete. Zudem: Wenn wir für sie beten, helfen sie uns durch ihre Fürbitte.

Eine besondere Gnade gewährt uns Gott im Blick auf die noch am Läuterungsort sich befindenden Seelen durch den Armenseelenablass, den wir in dieser Woche, in der Oktav des Allerheiligenfestes, täglich einmal gewinnen und einer bestimmten Seele zuwenden können, wenn wir den Friedhof aufsuchen oder die Pfarrkirche, das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis beten, unsere Sünden bereuen und für die Verstorbenen ein Gebet verrichten. Hinzukommen muss einige Tage vorher oder nachher der Empfang des Bußsakramentes und der Empfang der heiligen Kommunion.

Das Fest Allerseelen will uns nicht nur an das Gebet und das Opfer für die Verstorbenen erinnern, auch will es uns an die Vergänglichkeit alles Irdi-

schen erinnern, an das Gesetz des Todes, das für einen jeden von uns gilt.

Im Hebräerbrief lesen wir: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir suchen die künftige“ (Hebr 13, 14). Das ist mehr als eine Aufforderung denn als eine Aussage zu verstehen. In Psalm 90 beten wir: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“ (Psalm 90,12).
Leben wir so, dass wir Gott gefallen, in der Hingabe an ihn und in der Gemeinschaft mit Christus, dann brauchen wir den Tod nicht mehr zu fürchten. Nehmen wir ihn an, den Tod, und erkennen und glauben wir, dass er uns zur Begegnung mit Christus führt und dass er uns vereint mit der unendlichen Liebe Gottes, den wir unseren Vater nennen dürfen, dann werden all unsere Sorgen und Ängste relativiert, und große Gelassenheit wird uns dann geschenkt. Wie sehnten sich die Heiligen oft nach dem Tod! Pilger und Fremdlinge sind wir in dieser Welt. Wer freut sich nicht, wenn er in die Heimat gehen kann, wenn ihm Heimat geschenkt wird?

Dass der Tod uns zur Begegnung mit Christus führt, das gilt freilich nur, wenn wir mit ihm im Leben Umgang gepflegt haben. Das muss heute betont werden, und zwar mit Nachdruck, weil es die landläufige Verkündigung allzu oft anders darstellt. Die Hölle und das Fegfeuer werden dabei nicht selten in das Reich der Fabel verwiesen.

Der Tod geleitet uns wie ein Bruder, wie ein Freund, in das ewige Leben, aber nur dann, wenn wir in der Gnade gelebt und wenn wir nicht in der durch die schwere Sünde gegebenen Gottesferne diese Welt verlassen haben.

Nach einem Wort des heiligen Paulus ist der Tod nicht Verlust, sondern Gewinn (vgl. Phil 1, 21). Diese Erfahrung können wir in der heiligen Eucharistie vorwegnehmen. Der Heilige Vater erklärte vor einiger Zeit:

„Wenn die Eucharistie Form unseres Daseins wird, so ist das Leben für uns wirklich Christus, und der Tod kommt dem vollen Übergang zu ihm und zum dreifaltigen Leben Gottes gleich“ (im Requiem für den verstorbenen Kardinal Innocenti am 10. September 2008).

Unser Gebet für die Verstorbenen darf nicht verstummen. Wirksamer wird es, wenn wir es mit dem Opfer verbinden. Die Pietät macht es uns zur Pflicht, dass wir ein Leben lang für die verstorbenen Eltern, für die verstorbenen Verwandten und Freunde beten und für alle, denen wir Gutes zu verdanken haben. Die Verstorbenen werden es uns vergelten.

Wenn wir den Tod stets vor Augen haben und in der Gemeinschaft mit Christus unser Leben führen, dann brauchen wir den Tod nicht mehr zu fürchten, dann können wir ihm gleichsam mit einem frohen Herzen entgegengehen.

Der Allerseelentag will uns eine Mahnung sein, dass wir immerfort auf den Tod hin leben und dass wir in der Verbundenheit mit denen leben, die vor uns gestorben sind. Vernehmen wir diese Mahnung mit bereitwilligem Herzen und machen wir sie uns ganz zu Eigen, dann wird sie uns in Wahrheit zu einer frohen Botschaft, denn wer zu sterben weiß, der weiß auch zu leben. Amen.

32. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SEHT, DER BRÄUTIGAM KOMMT“

Das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen ist eines der schönsten Gleichnisse Jesu. Inhaltlich ist es eine Kurzfassung unseres

Glaubens, wobei der Ton auf den letzten Dingen unseres menschlichen Lebens liegt, auf den Eschata.

Das Gleichnis knüpft an die Hochzeitsbräuche an, die zur Zeit Jesu in Galiläa herrschten. Wenn der Tag der Hochzeit gekommen war, zog der Bräutigam zusammen mit seinen Freunden zum Haus der Braut, um sie feierlich abzuholen. Die Braut durfte dem Bräutigam nicht entgegengehen, wohl aber durften das ihre Freundinnen. Das taten sie denn auch, wenn sich die Ankunft des Bräutigams ankündigte, und sie geleiteten ihn und seine Freunde in das Haus der Braut. Von dort aus zogen alle mit dem Brautpaar in das Haus des Bräutigams, in dem das Hochzeitsmahl stattfand. Bei diesem Hochzeitszug trugen die Freundinnen der Braut brennende Lampen in ihren Händen.

Im Mittelpunkt des Gleichnisses stehen der Bräutigam und die Freundinnen der Braut, während die Braut und die Freunde des Bräutigams nicht einmal erwähnt werden. Auch von der Vermählung ist nicht die Rede. Auf all das kommt es nicht an in diesem Gleichnis. Es geht in ihm vielmehr um den Bräutigam, der sich verspätete, und um die Freundinnen der Braut, deren Lichter erloschen waren.

Der Bräutigam steht für Christus, die Hochzeit für seine Wiederkunft am Ende dieser Weltzeit, und die Freundinnen der Braut stehen für die Menschen, die mit einziehen möchten in den Hochzeitssaal der Ewigkeit. Sie stehen also für uns.

Als sich das Kommen des Bräutigams verzögert, schlafen sie ein, die Jungfrauen. Nicht das Schlafen ist der Grund dafür, dass fünf von ihnen als töricht bezeichnet werden. Schlafen tun sie alle. Als töricht bezeichnet werden aber fünf von ihnen, weil sie nicht genügend gerüstet sind, weil sie

nicht vorgesorgt haben, weil sie nicht bei der Sache gewesen sind, weil sie ihren Dienst gleichsam mit der linken Hand vollziehen zu können glaubten. Sie waren träge, es fehlte ihnen der Eifer: Sie hatten keinen Vorrat an Öl mitgenommen für ihre Lampen. Deshalb kamen sie zu spät zum Hochzeitssaal.

Der entscheidende Satz des Gleichnisses lautet „ich kenne euch nicht“, das bedeutet soviel wie „ich will mit euch nichts zu tun haben“. Das sagt der Bräutigam, der das Fest veranstaltet und dazu eingeladen hat. Er steht für Christus, den Kyrios. Der mangelnde Eifer der törichten Jungfrauen ist Ausdruck ihres fehlenden Interesses, ihrer Halbheit.

„Ich kenne euch nicht“, das ist nicht eine einmalige Aussage im Munde Jesu. Ihr Tenor begegnet uns auch sonst in den Evangelien, mehr als einmal: Der Herr wird bestimmte Menschen, die nicht zu ihm gehören, die nicht für ihn und seine Kirche eingetreten sind, am Ende verleugnen, das heißt aussperren. Das sind jene, die nur halbherzig ihrer christlichen Berufung gefolgt sind oder gar nicht und sich nicht vorbereitet haben auf die Wiederkunft Christi und auf die Hochzeit der Ewigkeit, die für uns alle spätestens anbrechen wird in der Stunde des Todes. Für sie wird es einmal zu spät sein, eines Tages werden sie vor verschlossenen Türen stehen. Nicht etwa, weil sie für die Verdammnis prädestiniert wären, Gott schließt niemanden vom Heil aus, er will das Heil aller Menschen. Aber manche schließen sich selber aus, aus Torheit. Torheit, das ist eine Mischung aus Dummheit und Bosheit. Unter Torheit verstehen wir Dummheit, die schuldhaft ist.

Das „zu spät“ der fünf törichten Jungfrauen muss uns in heilsame Furcht versetzen. Es muss uns zu dem Entschluss führen, dass wir uns mit ganzem Herzen auf die Ewigkeit vorbereiten.

Dabei kommt es auf die gegenwärtige Stunde an, auf den gegenwärtigen Augenblick. Immer müssen wir bereit sein für das Kommen Christi. Die stete Bereitschaft für das Kommen Christi ist ein Ausdruck der Kardinaltugend der Klugheit und des entschlossenen Willens, gut zu sein und den Willen Gottes unter allen Umständen zu erfüllen. Wiederholt begegnet uns in den Evangelien die Mahnung: Wachet und betet, denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde.

Wir neigen dazu, die konsequente Hinwendung zu Christus und seiner Kirche - wenn wir sie nicht überhaupt verweigern - auf später zu verschieben und uns die Bekehrung aufzusparen. Wir neigen dazu, sozusagen zweigleisig zu fahren, mit Gott Freund zu sein und mit der Welt, derweil Gott von uns erwartet, dass wir alles auf eine Karte setzen. Wir neigen dazu, es wie die törichten Jungfrauen zu machen, die in ihrer Halbherzigkeit nicht vorsorgten und darum am Ende vor der verschlossenen Tür standen.

Wenn wir im Alltag schon einmal vor einer verschlossenen Tür gestanden haben oder wenn wir den Zug nicht mehr erreicht und ihm atemlos nachgeschaut haben, wenn wir das „zu spät“ erlebt haben und jene Enttäuschung, die daraus hervorgeht, dann haben wir einen Vorgeschmack von dem, was hier gemeint ist, allerdings nur einen schwachen, denn die irdischen Fehler, die wir machen, sind in den meisten Fällen mehr oder weniger korrigierbar, und das irdische Leben ist vergänglich, alle irdische Wirklichkeit ist Vorläufigkeit, Vorbereitung für die Endgültigkeit der Ewigkeit. Enttäuschend ist sie allemal, die Erfahrung der verschlossenen Tür, das Erlebnis: Es ist zu spät.

Auf unsere Bereitschaft kommt es also an. Das will sagen, dass wir täglich auf Gottes Stimme hören, dass wir unser Leben auf die Ewigkeit hin ausrichten und nicht leichtfertig in den Tag hinein leben.

Wenn wir Gottes Willen erfüllen wollen, so wie ihn uns die Kirche, der fortlebende Christus, verkündet, dann müssen wir uns bemühen um Ehrlichkeit im Reden und Tun, dann müssen wir saubere und gute Arbeit leisten, selber zurücktreten hinter unseren Aufgaben, den niederen Menschen in uns bezwingen und unsere Triebe durch den Geist beherrschen. Dann müssen wir in Demut vor Gott leben und stets im Gebet mit ihm verbunden bleiben, mit ihm und mit den Heiligen, die vor uns in dieser Welt gelebt haben.

Die törichten Jungfrauen erleben die bittere Enttäuschung der endgültig verschlossenen Tür und vernehmen das Wort „ich kenne euch nicht“. Wir wissen nicht, wann der Bräutigam kommt. Aber wir wissen, dass er kommt und wir wissen, dass er als Bräutigam kommt. Daher müssen wir stets bereit sein. Jeden Tag fällen wir Entscheidungen für die Ewigkeit durch unser Tun und durch unser Unterlassen, durch unser Reden und durch unser Schweigen. Von der Wiederkunft Christi her, mit der die Hochzeit der Ewigkeit beginnt, erhält auch das unscheinbarste Leben einen unendlichen Wert. Wir sind leichtfertig, wenn wir allzu sehr sesshaft werden in dieser Welt, wenn wir uns nicht mit Eifer vorbereiten auf die Hochzeit der Ewigkeit, wenn wir uns verführen lassen durch den Ungeist der Zeit, wenn wir unentschieden bleiben und meinen, wir könnten auf zwei Hochzeiten tanzen. Amen.

33. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„EINE KLUGE FRAU, WER WIRD SIE FINDEN“

Die (erste) Lesung des heutigen Sonntags bietet einen Tugendspiegel der Frau, näherhin einer Hausfrau in einem ländlichen Idyll. Da ist sicher vieles

zeitbedingt daran, aber die entscheidenden Züge sind überzeitlich und gelten für jede Frau, die ihrer gottgegebenen Berufung leben will. Drei Dinge sind es vor allem, die die Frau demnach auszeichnen: Das selbstlose Sorgen für die ihr Anvertrauten, das selbstverständliche Helfen, wo immer jemand in Not ist, und die in den Tiefen ihrer Seele verankerte Gottesfurcht. Die Frau hat einen natürlichen Zugang zum Sorgen, zum Helfen und zur Religion. Das liegt darin begründet, dass sie von ihrem Wesen her in besonderer Weise auf die Person, auf den Menschen hin ausgerichtet ist, auf Gott und den Menschen. So hat Gott sie geschaffen, so muss sie sich entfalten und werden, was sie ist.

Wo die Frau dieses ihr Wesen lebt und entfaltet, da bedarf sie nicht der Emanzipation, da ist sie emanzipiert - im besten Sinne des Wortes, da weiß sie und da weiß die Welt um ihre Würde, denn da ist sie die Seele, das Herz aller Wirklichkeit. Die Emanzipation unserer Tage, wie sie sich faktisch darstellt, ist eine fragwürdige Erscheinung, sie stellt sich dar als Klassenkampf der Geschlechter, sie verbindet nicht, sie trennt. Im Grunde ist sie von einem tiefen Zynismus und von einer grundlegenden Missachtung des fraulichen Wesens getragen. Etwas anderes ist das Eintreten für die Rechte, die der Frau vorenthalten werden, das Eintreten für die Gleichberechtigung in einer oft gottlosen und ungerechten Welt, das ist in Ordnung und gar notwendig. Die Gerechtigkeit ist eine der vier Kardinaltugenden, der vier Haupttugenden, des Christen. Er muss sie üben und für sie eintreten. Die Emanzipation unserer Tage, sie verurteilt die Frau dazu, ein Mann zu werden, ihr natürliches Wesen zu verleugnen, und nimmt so unserer Welt die Seele, das Herz, ja, sie entwürdigt die Frau.

Der im Jahre 1958 gestorbene Dichter und Schriftsteller Reinhold Schneider, viele Jahre hat er in Freiburg gelebt, hat diese Entwicklung vorausgeahnt. Im Jahre 1946 schreibt er: „Das furchtbarste Verhängnis der neuen

Zeiten aber ist das Unrecht, das die Frau sich selbst zufügt, sie achtet, sie kennt ihren Wert nicht mehr, hat sie diesen Wert aber einmal missachtet, so findet sie eine schreckliche Freude daran, ihn fort und fort zu erniedern". Mehr und mehr wird das Bild der Frau heute verdunkelt. Sprechende Zeichen dafür sind die Sexualisierung des öffentlichen Lebens in der Werbung und vor allem in den Massenmedien, und, damit verbunden, die Abtreibung, die heute wie eine Seuche grassiert. Beide Erscheinungen sind Ausdruck einer folgenreichen Verkehrung des Bildes der Frau, und sie führen diesen Prozess weiter, in beängstigender Weise.

Was der Frau Freiheit schenken soll, wird ihr zur wachsenden Versklavung, zum wachsenden Verlust der Freiheit. Währenddessen erniedrigt sie sich fortwährend und lässt sich in teuflischer Frivolität durch den Mann missbrauchen.

Man spricht heute mit viel Pathos von der Ausbeutung. Ausgebeutet wird unter diesem Aspekt vor allem die Frau, grausam und rücksichtslos. Und das Schlimme dabei ist, dass sie es vielfach nicht einmal merkt, sondern tatkräftig dabei mithilft.

Wenn wir als Christen nicht den Schwindel unserer Tage erkennen, sondern da mitmachen, ist das eine Anfrage an unser Christsein. Sind wir da noch Christen? Wären wir es noch, müssten wir die verlogenen Tricks einer gottlosen Welt besser durchschauen. Allein, nur wenigen gelingt das. Die aber haben es schwer, ihre Einsichten zu vermitteln.

Verbreitet ist heute die Meinung, wir lebten im Zeitalter der Frau, das Zeitalter des Wassermanns, so heißt es in der Sprache der Astrologie, gehöre gerade ihr und werde von ihr dominiert. Das Gegenteil ist jedoch der Fall. Im Grunde dreht sich heute alles um den Mann, und die Frau ist nur

Mittel zum Zweck für den Mann. Man muss freilich schon etwas genauer hinsehen, wenn man wissen will, was hier wirklich gespielt wird.

Es ist charakteristisch, dass die Zahl jener Mädchen und Frauen immer größer wird, die sich der Kirche und der Religion entfremdet haben.

Die Frau, die wirklich Frau ist, die ihr Wesen bis ins Letzte bejaht, ist eine Lebensfrage für unsere Welt geworden.

Wie wenig Gespür wir für das frauliche Wesen und die heilenden Kräfte, die davon ausgehen, haben, wird auch deutlich in dem Schwinden der marianischen Frömmigkeit. Maria ist das Idealbild der Frau. Auf sie hin richtet sich die christliche Frau aus, wie der christliche Mann sich auf Christus hin ausrichtet.

Wenn die Frau keinen Zugang mehr zum Unendlichen hat, kein Gespür mehr hat für die Welt des Heiligen, dann müssen wir ganz von vorn wieder anfangen, wenn es uns überhaupt gelingt, noch dem Fluch, der über einer solchen Welt liegt, zu entrinnen.

Es ist vordringlich für unsere Zeit, dass die Frau im Bewusstsein ihrer Würde wieder ganz Frau wird.

Das Fundament fraulichen Wesens ist neben dem selbstlosen Sorgen und dem selbstverständlichen Helfen die Gottesfurcht, sie ist der Anfang der Weisheit, wie es wiederholt im Alten Testament heißt (vgl. Spr 4, 7). Der französische Schriftsteller Léon Bloy († 1917) schreibt: „Je heiliger eine Frau ist, desto fraulicher wird sie“ (Briefe an seine Braut, Stuttgart 1952, 130).

Unsere männlich beherrschte Welt braucht die Frau mehr denn je. Die Frau muss die Welt veredeln, dem Mann Halt geben und dem Menschen die Dimension Gottes, die Dimension des Übernatürlichen erschließen.

Fromme Frauen spielen eine bedeutende Rolle im Leben Jesu. Die Gemeinschaft der Heiligen wird angeführt durch eine Frau, durch die Mutter Jesu. Schon immer waren Frauen die eigentlichen Missionare der Kirche. Frauen, die ihr Wesen ausloten, sind auch die Lösung des Problems des Nachwuchses im Priester- und Ordensstand. Sie schaffen eine Atmosphäre der Gottesfurcht und des Opfers. Um noch einmal Reinhold Schneider zu zitieren: „Die Frau gehört Christus. Sie ist Christus anverlobt, auch wenn sie in der Welt ist“.

Der protestantische Theologe Walter Nigg († 1988), der tief in der heiligen Kirche seine geistige und religiöse Heimat gefunden hat, schreibt: „Wenn wir weiter so unbekümmert an Maria vorübergehen, könnte die Christenheit ein Schlag treffen, der die Form einer Katastrophe … einer Heimsuchung annimmt“ (Vom beispielhaften Leben. Neun Leitbilder und Wegweisungen, Olten 1974, 272 f). Ob uns dieser Schlag nicht schon getroffen hat? Die Mutter Jesu lehrt uns die Würde der Frau und die Wertschätzung fraulichen Wesens. Sie ist das Urbild des Menschen, der sich von Gott öffnen und beschenken lässt. In ihrem tiefsten Wesen ist sie Frau im idealen Sinn, durch und durch. Amen.

34. SONNTAG IM JAHRESKREIS (CHRISTKÖNIGSFEST)

„ER HERRSCHT VON MEER ZU MEER BIS AN DIE GRENZEN DER ERDE“

Das Königtum Christi war schon immer ein zentraler Gegenstand des Glaubens seiner Getreuen. Die messianische Erwartung richtete sich in Israel auf einen König, der möglicherweise auch gleichzeitig ein Priester war. Und Christus sprach in seinen Erdentagen immer wieder von der Königsherrschaft Gottes. Sie war das Hauptthema seiner Verkündigung. Das war nicht neu. Von der Königsherrschaft Gottes hatten schon die Propheten des Alten Testamentes gesprochen, im Grunde alle, zuletzt noch Johannes der Täufer. Sie hatten gesagt, die Königsherrschaft Gottes werde kommen. Jesus aber hatte verkündet, mit ihm sei die Königsherrschaft Gottes angebrochen. Da ist es nicht verwunderlich, wenn man in neutestamentlicher Zeit schon bald erkannte, dass er in Wahrheit ein König sei, zumal er sich als der Sohn Gottes, als der Sohn des großen Königs, zu erkennen gab. Er verkündete: Wer in die Königsherrschaft Gottes eingehen will oder in das Reich Gottes, der muss ihm und seiner Botschaft Glauben schenken und der muss ihm nachfolgen. Das haben die ersten Jünger Jesu wohl verstanden. Auch der eine der beiden Männer, die zusammen mit Jesus gekreuzigt worden waren - Dysmas hat ihn die Überlieferung genannt -, weshalb er im Angesicht des Todes, im Angesicht seines qualvollen Todes, ausgerufen hat: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst“ (Lk 23, 42). Ungewollt verkündeten auch jene das Königtum Christi, die am Kreuz Christi eine Tafel angebracht hatten mit der Aufschrift: Jesus von Nazareth, der König der Juden! Entschieden bekennt sich dieser Christus als König nicht nur der Juden vor Pilatus. Und die junge Christengemeinde wusste bald, dass er der König der Könige war, wenn sie ihn nach seiner Auferstehung als den Kyrios anbetete.

Uns begegnen keine Könige mehr im Zeitalter der Volkssouveränität und der Diktaturen. Weder die vom Volk demokratisch gewählten Staatsoberhäupter noch die Tyrannen, die mit Hilfe einer Clique oder einer Partei die Macht an sich gerissen haben, sind Könige. Es wäre aber töricht, wenn man

deshalb diesen Begriff aufgeben würde. Wir wissen, was ein richtiger König ist, auch wenn wir nie einem solchen begegnet sind. Mit der Vorstellung vom König verbinden wir wahre Größe, nehmen wir den Gipfel der menschlichen Möglichkeiten in den Blick. Ein König symbolisiert Größe für uns und Güte, Gerechtigkeit und Treue. Auf ihn richtet sich unsere tiefste Sehnsucht.

Der ideale König ist der, der in Gerechtigkeit richtet, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Der sorgt, dass alle seine Untertanen im Frieden leben können, der sein Volk vor den äußeren Feinden beschützt und für jeden Einzelnen sorgt, als gäbe es nur ihn allein.

Der ideale König ist nicht um seine eigene Ehre und um sein eigenes Wohl besorgt, sondern um das Wohl derer, die ihm anvertraut sind. Im Idealfall baut er Brücken nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch vom Menschen zu Gott, von der Zeit in die Ewigkeit. Im Idealfall verbindet er das Königtum mit dem Priestertum.

Für all das steht Gott in unübertrefflicher Weise, das war eine Grundüberzeugung schon in Altisrael. Die Jesus-Jünger aber verstanden Christus als den Sohn des Gottkönigs.

Zwei Züge beherrschen das spannungsvolle Bild des Christuskönigs: Hoheit und Macht und zugleich liebende Sorge, unnahbare Ferne und zugleich menschliche Nähe.

In den alten romanischen Kirchen finden wir oft über dem Altar in der Apsis die Darstellung des Christuskönigs. Da sind seine Züge ernst und streng, wenn er mit mächtiger Gebärde auf den Wolken des Himmels erscheint. Diese Darstellung lebt fort in den Christusdarstellungen der östlichen Kir-

chen, in den Ikonen.

In einen gewissen Gegensatz dazu tritt schon in alter Zeit die Darstellung des guten Hirten. Wir finden sie nicht selten auf alten Grabplatten und Sarkophagen.

Diese beiden Züge an der Christusgestalt gehören indessen zusammen. Sie erinnern an die unerbittliche Gerechtigkeit des Erlösers und an seine liebende Sorge oder seine sorgende Liebe.

Dementsprechend sagt er: „Niemand kann zwei Herren dienen“ (Mt 6, 24) Und: „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich, wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Mt 12, 30). Andererseits sagt er aber auch: „Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt aber gibt sein Leben hin für seine Schafe“ (Joh 10, 11).

Von daher ist er unsere Hoffnung und Rettung, aber auch unser Schicksal. Daraus ergibt sich für uns, dass wir ihn fürchten und lieben. Die vollkommene Liebe vertreibt die Furcht, aber der Weg zur vollkommenen Liebe führt immer neu durch die heilsame Furcht hindurch. Nicht in einem zeitlichen Nacheinander, das ein für allemal durchschritten werden müsste, das ist vielmehr ein steter Prozess. Weil viele heute das Eine nicht mehr haben, deshalb haben sie auch nicht mehr das Andere. Weil ihnen die heilsame Furcht abhanden gekommen ist, deshalb haben sie auch die Liebe zu Gott nicht mehr.

Christi Königtum ist in dieser Welt ein verborgenes. Christus appelliert stets an die Freiheit der Menschen. Deshalb lässt er es geschehen, dass andere Mächte heute das Sagen haben, dass ein anderer die Welt regiert, dass sein Königtum so ohnmächtig erscheint in dieser Welt. Christi Königsherrschaft wird nicht nur aus dem öffentlichen Leben verbannt, sondern

manchmal auch aus seiner Kirche.

Wohin wir schauen im öffentlichen Leben, begegnet uns Heidentum, inbrünstige Diesseitigkeit, religiöse Gleichgültigkeit, Maßlosigkeit, Unbeherrschtheit, Selbstverliebtheit, aber auch Angst, Ungeborgenheit und letzte Verzweiflung. Christi Königtum, das hier ohnmächtig erscheint, ist Verheißung, es wird sich einst durchsetzen, dennoch soll es schon in dieser Welt sichtbar werden durch uns.

Christus appelliert an die Freiheit der Menschen und an ihren guten Willen. Sein Königtum setzt er nicht durch mit Gewalt. Seiner Königsherrschaft ordnet man sich unter in Freiheit oder gar nicht. Bei Augustinus († 430) lesen wir: „Nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Kreuz macht sich Christus den Erdkreis untertan“. Nicht selten erleben wir es handgreiflich: Wo Macht ist, da ist er nicht, und wo er ist, da ist Ohnmacht.

Wenn er in uns herrscht, wenn wir für ihn leben, wenn wir seinen Willen suchen in allem, dann wird seine Herrschaft sichtbar in dieser Welt, vor allem, wenn wir uns von der Lüge abwenden und wahrhaftig leben. Wo aber Christi Herrschaft sichtbar wird, da breitet sie sich auch aus, da ergreift sie auch andere.

Nicht Worte bauen die Königsherrschaft Christi in dieser Welt, sondern es ist das Beispiel, das diese aufbaut, das gute Beispiel. Wenn Christus in uns herrscht, dann beten wir ihn an, dann zeigen wir den Göttern dieser Welt die kalte Schulter, dann ist er der Maßstab unseres Lebens. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Daher ist es an uns, dass wir sein Reich sichtbar machen durch unseren Glauben und durch unser Leben.

Wir beten so oft: Dein Reich komme. Das Reich, das ist eigentlich die Kö-

nigsherrschaft Gottes, die Christus verkündet hat und die mit ihm angebrochen ist. Unser Gebet um das Kommen des Reiches Gottes ist Verpflichtung für uns, dass wir nicht uns zu verwirklichen suchen, dass wir nicht auf den Beifall der Massen schauen, dass wir uns von Christus, von seiner Person und von seiner Lehre, bestimmen lassen, auch dann, wenn eine ganze Welt wider uns steht, dass wir ihn fürchten und lieben. Er ist unser Richter, zugleich aber ist er ein guter Hirt für uns. Es ist schon eine Frage der Vernunft, dass wir ihm die Treue halten, dass wir uns von ihm führen lassen und dass wir immerfort auf ihn schauen. Die Reiche dieser Welt vergehen, sein Reich aber ist ein ewiges Reich. Amen.

DOKUMENTATION DER PREDIGTEN DES LESEJAHRES A 2010/2011

1. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 28.November.2010
2. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 5. Dezember 2010
3. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 12. Dezember 2010
4. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 19. Dezember 2010
Hochfest der Geburt des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 25. Dezember 2010
Fest der Heiligen Familie	Freiburg, St. Martin, am 26. Dezember 2010
Hochfest der Gottesmutter Maria	Freiburg, St. Martin, am 1. Januar 2011
2. Sonntag nach Weihnachten	Freiburg, St. Martin, am 2. Januar 2011
Fest der Erscheinung des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 6. Januar 2011
Fest der Taufe des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 9. Januar 2011
2. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 16. Januar 2011
3. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 23. Januar 2011
4. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 30. Januar 2011
5. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 6. Februar 2011
6. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 13. Februar 2011
7. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 20. Februar 2011
8. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 27. Februar 2011
9. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 6. März 2011
1. Fastensonntag	Freiburg, St. Georg, am 7. März 1984
2. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 20. März 2011
3. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 27. März 2011
4. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 3. April 2011
5. Fastensonntag (Passionssonntag)	Freiburg, St. Martin, am 10. April 2011
6. Fastensonntag (Palmsonntag)	Freiburg, St. Martin, am 17. April 2011
Gründonnerstag	Schauenberg, Elsass, am 21. April 2011
Ostersonntag	Freiburg, St. Martin, am 24. April 2011
Ostermontag	Freiburg, St. Martin, am 25. April 2011
2. Sonntag in der Osterzeit (Weißer Sonntag)	Freiburg, St. Martin, am 1. Mai 2011
3. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 8. Mai 2011
4. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 15. Mai 2011
5. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 22. Mai 2011

6. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 29. Mai 2011
Christi Himmelfahrt	Freiburg, St. Martin, am 2. Juni 2011
7. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 5. Juni 2011
Pfingstsonntag	Freiburg, St. Martin, am 12. Juni 2011
Pfingstmontag	Freiburg, St. Martin, am 13. Juni 2011
Dreifaltigkeitssonntag	Freiburg, St. Martin, am 19. Juni 2011
Fronleichnam	Freiburg, St. Martin, am 23. Juni 2011
13. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 26. Juni 2011
14. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 3. Juli 2011
15. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 10. Juli 2011
16. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 17. Juli 2011
17. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 24. Juli 2011
18. Sonntag im Jahreskreis	München-Fürstenried, am 31. Juli 2011
19. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 7. August 2011
20. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 14. August 2011
21. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 21. August 2011
22. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 28. August 2011
23. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 4. September 2011
24. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 11. September 2011
25. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 18. September 2011
26. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 25. September 2011
27. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 2. Oktober 2011
28. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 9. Oktober 2011
29. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 16. Oktober 2011
30. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 23. Oktober 2011
31. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 30. Oktober 2011
Allerheiligen	Freiburg, St. Martin, am 1. November 2011
Allerseelen	Freiburg, St. Martin, am 2. November 2011
32. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 6. November 2011
33. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 13. November 2011
34. Sonntag im Jahreskreis (Christkönigsfest)	Freiburg, St. Martin, am 20. November 2011